Biogr. C. 301 (4

Biogr. c. 301-4

Schöckl

<36621815070018 S

<36621815070018

Bayer. Staatsbibliothek

D.Berger Sculpsit Berolini. 1771.

Allgemeine
Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Vierter Theil.

Berlin,
verlegts August Mylius
1772.

Wgt 165 208

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Dieses Werck scheint der Vorreden, besonders der langen, immer leichter entbehren zu können, je weiter es fortgeht. Meine Absicht bey demselben, und die Methode, welche ich vor die beste halte; beydes ist von mir hinlänglich vorgetragen worden. Daß ich die Leser nicht bloß deswegen im Vorhofe aufzuhalten suche, damit ich mich gegen jeden Tadel rechtfertigen könne, dieses habe ich nicht nur ehemals versichert; ich glaube auch mein Versprechen nicht übertreten zu haben. Wenn ich mich wider Vorwürfe vertheidigt habe: so habe ich nur solche gewählt, die theils vorzüglich wichtig waren, theils insonderheit zu allgemeinen, nicht unnüzen Untersuchungen Gelegenheit geben konnten. Um dieser willen sind eigentlich jene beantwortet; aber eine ängstliche, ins Kleine sich verlierende Schutzschrift für jeden Theil des Wercks zu schreiben, wäre gewiß für

mich eben so ermüdend und eckelhaft als für den Leser. Man hat mir vorausgesagt, daß die gegenwärtige Vorrede sehr lang gerathen dürfte. Noch weiß ich nicht, ob dieses eintreffen werde; gewiß aber ist es, daß sie nicht darum geschrieben wird, damit ich durchaus Recht behalten möge.

Zuerst muß ich einiges von dem Inhalte dieses Theils sagen. Da ich noch immer entschlossen bin, große Deutsche mehr als die Helden anderer Völcker in dieser Biographie aufzustellen: so hatte ich hier dem Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar den ersten Platz, und sein Bild in den Eingang dieses Theils bestimmt. Allein was schon öfters ein unüberwindliches Hinderniß gewisser meiner Entwürfe geworden war, der Mangel an Hülfsmitteln, dieser trat auch hier in den Weg. Ich habe alle Mühe vergebens angewandt, um unter andern Ernst Salomo Cyprians Adversaria historica, quibus *Bernhardi Magni* vita illustratur, zu erhalten: und dieser Vorsaz mußte also aufgegeben werden. Unterdessen habe ich doch nicht alle Hoffnung verloren, daß ich das Leben jenes großen Feldherrn im folgenden Theile werde beschreiben können.

Ihm sollte der Pabst Adrian der Sechste an der Seite stehen: jezt hat er sogar seine Stelle eingenommen; und vielleicht gesteht man ihm

ihm auch einige Ansprüche auf den Nahmen und Charakter eines Deutschen zu. Ich habe ihn aus einer Art von Neigung oder Achtung gewählt: einen in der Geschichte fast eben so unglücklichen Mann als in seiner Regierung, und der doch gewissermaaßen ein besseres Schicksal verdient zu haben scheint. Nach solchen und ähnlichen Bestimmungsgründen werde ich auch künftig die berühmten Männer aussuchen, welche in diesem Wercke erscheinen sollen: und darunter diejenigen vor allen andern, von denen meine Leser wünschen sie hier anzutreffen.

Aus dieser leztern Veranlassung ist die Lebensbeschreibung Constantins des Großen erwachsen, die ich sonst allem Ansehen nach niemals geschrieben haben würde. Warum niemals? werden vermuthlich einige fragen. Nicht, weil es ein Fürst aus ältern Zeiten ist; oder, weil schon unzählige seine Geschichte bearbeitet haben: diese Ursachen könnten eher Ermunterungen abgeben, dieselbe von neuem, und für dieses Jahrhundert brauchbar zu erzählen. Aber wer nach so vielen beynahe ausschweifenden Streitigkeiten über Constantins Verdienste und Charakter, bis auf die neuesten Jahre, sich ohne eine besondere Gelegenheit zum Biographen desselben aufwirft, der giebt sich in der That das Ansehen, als wenn er, weitsehender als alle seine Vorgänger, die auf zween einander entgegenstehenden Wegen begriffen, sich einander nie

zu nähern wußten, die Mittelstraße allein glücklich erreicht, und entscheidend bewiesen habe, wo jene beyden Wege zusammenstoßen können. Ich brauche nicht erst darzuthun, daß ich vor diesen scharfsichtigen Kenner nicht angesehen werden will; auch, wenn ich es vor leicht hielte, zur Festigkeit im Urtheil über diesen Fürsten zu gelangen, würde ich es öffentlich kaum behaupten.

Ein gelehrter und rechtschaffener Mann in entfernten Gegenden, den ich vorher niemals gekannt hatte, verlangte nebst einigen seiner Freunde vor fast anderthalb Jahren von mir, daß ich Constantins Leben beschreiben möchte. Da ich vorausfezen konnte, daß ein Leser dieses Wercks berechtiget sey, von dem Verfasser eine solche Willfährigkeit zu begehren: so nahm ich bloß deswegen keinen Anstand, sie würcklich zu leisten; zumal da sie sich mit meinem Hauptendzwecke wohl vereinigen ließ. Diese Lebensbeschreibung, dachte ich, zu deren Abfassung ich sonst keinen Trieb empfunden hatte, wird nicht als eine Streitschrift wider alle, die sich für oder wider den Constantin erklärt haben, bekannt gemacht; auch nicht als ein vollkommenes Muster seiner Abschilderung: sie soll nur die Erwartung einiger Leser befriedigen; gefällt sie auch diesen nicht, so bin ich wenigstens von ihnen dazu aufgefordert worden. Warum ich gleich darauf die Lebensbeschreibung Julians, die ich anfänglich gar nicht in den Umriß dieses Bandes gebracht hatte,

hatte, hinzugesezt habe, wird man im Anfange derselben sehen. Es sollen also keine eigentlichen Parallel-Leben seyn; obgleich alles, was zur Vergleichung dieser beyden Fürsten mit einander nöthig ist, sich darinne finden muß.

Vielleicht erneuert man gegen diese Lebensbeschreibungen, oder wenigstens gegen eine derselben, den ehemaligen Vorwurf, daß sich darinne eine herrschende Begierde zeige, meine Helden fast überall zu entschuldigen, auch wo sie andern sehr tadelhaft vorkommen, und ihren Charakter auf eine gezwungene Art zu verschönern. Diese Beschuldigung kann eben sowohl einen grossen Fehler als eine Eigenschaft treffen, die dem Geschichtschreiber überaus anständig und rühmlich ist. Wenn er, um sich oder seinen Lesern das Vergnügen zu machen, einen durchaus vollkommenen Mann abzubilden, Tugenden sucht, wo keine vorhanden sind; was nur eine Würckung des Naturells oder gewisser günstiger Umstände war, zur Anstrengung eines großen Geistes oder Frucht eines vortrefflichen Herzens macht; freygebig in Zueignung edler Bewegungsgründe ist; und auch alsdenn alles glänzend vorstellen will, wenn ihn zuweilen ein Flecken oder gar eine schwarze That erinnern sollte, daß es ein Mensch sey, dessen Leben er nachzeichnet: wer zweifelt daran, daß er seines Nahmens unwürdig sey, weil er die Geschichte verfälscht hat? Aber es giebt auch eine gewisse Nachsicht, eine

billige sanfte Beurtheilung, eine Neigung, den Mann von ausnehmenden Gaben und würcklichen Verdiensten um die Menschen nicht sogleich vor einen Thoren oder Bösewicht zu halten, weil er einige Ausschweifungen begangen hat; die Fehler eines andern, die großentheils von den Vorurtheilen seiner Zeit, von seiner unglücklichen Stellung herkamen, zwar nicht zu vertheidigen, aber doch mit einiger Gelindigkeit zu behandeln; und wo sich wahrscheinliche Muthmaaßungen, besonders historische Spuren angeben lassen, eine gütige Auslegung dem feindseeligen Argwohn immer vorzuziehen. Ich habe jenen Fehler zu vermeiden, diese Neigung innerhalb der Gränzen zu halten gesucht, welche sie von Partheilichkeit, Lobsucht oder Entwürfen idealischer Schönheiten absondern. Ob ich darinne glücklich gewesen bin, kann bloß die Geschichte, das heißt der ganze glaubwürdige Zusammenhang von den Gesinnungen und Handlungen derer, welche ich beschrieben habe, und das geprüfte Urtheil von Zeugen aller Art, die es fordern können, abgehört und nach ihren Aussagen unter einander verglichen zu werden, entscheiden. Die Geschichtskunde und die Geschichtsbeschreibung gewinnen ohne Zweifel unter uns täglich neue Stärcke. Und dennoch hat man vielleicht niemals mehr Ursache gehabt, denen, welche sich um die leztere verdient machen wollen, zuzurufen: Geschichte! Geschichte! Nicht bloße Declamation und Raisonnement! Kein Spinnengewebe von Witz, schalk-

haften Vermuthungen, schimmernder Beredsamkeit, vermeinter eindringender Scharfsichtigkeit in die Tiefen des menschlichen Herzens, alles ohne historischen Grund in der Luft aufgehängt! Durch solche und andere verwandte Künste, die wir von unsern Nachbarn geborgt haben, kann zwar der schwächste Faden zu einem ganzen neuen Gebäude ausgedähnt werden, das diejenigen bewundern werden, die nicht wissen, wie es mit dessen Aufführuug zugegangen ist; aber es steht auch außerhalb der Gränzen der Geschichte, und erhält sich nur eine sehr kurze Zeit.

Man hat ein Recht, da ich einmal auf diesem Wege bin, nunmehr diejenigen Erläuterungen über einzele getadelte Stellen der erstern Theile zu erwarten, die ich in den beyden lezten Vorreden versprochen habe. Aber ich bin, ohne Eitelkeit zu sagen, sehr wohl mit mir selbst zufrieden, daß ich sie bisher zurück gehalten habe. Eine geheime Abneigung ließ sie eben so wenig als die angewachsene Länge der Vorreden zum Vorschein kommen; jezt aber ist es beschlossen, daß sie niemals das Licht sehen sollen. Wenn sie gleich zu manchen Erörterungen über gewisse Begebenheiten, Urtheile und Schriften hätten führen können; so war es doch unvermeidlich, daß sie langweilig ausfallen und die gar zu armseelige Gestalt einer kleinen Zänckerey annehmen mußten. Dazu kam die neue Ausgabe des ersten Theils, bey welcher ich völlig überzeugt wurde,

die beste Antwort auf einen Tadel, der entweder zu unerheblich oder zu leicht ist, als daß man ihn fühlen sollte, sey gar keine; auf einen solchen aber, der die Hand des Kenners und des billigen Richters verräth, der treffend und wichtig ist, sey es eine stille Ueberlegung, und die schleunigste Verbesserung die der Verfasser leisten kann. Männer von Einsicht antworten leicht bey der erstern Art des Tadels im Nahmen des Verfassers, und bey der andern nehmen sie oft Parthey gegen ihn, wenn er gleich alles anwendet, um untadelhaft zu scheinen. Um der übrigen willen aber, bey denen immer die lezte Vorrede oder die lezte Recension, oder auch der Schriftsteller, welcher sich bey ihnen das meiste Ansehen erworben hat, Recht behält, um solcher willen jede Vorrede in eine Streitschrift zu verwandeln, belohnt doch wohl die Mühe nicht. Und wie viele gemeine, überflüßige, sogar unangenehme Dinge müßten darinne gesagt werden, wenn man jedem Tadel nach Würden und Standesgebühr begegnen wollte. Es sey mir erlaubt dieses noch etwas deutlicher zu erklären, weil ich niemals wieder anf diese Materie zurück zu kommen gedencke, und künftig nur schweigen, oder zugleich schweigen und bessern werde.

Wenn ich einen Mann von gutem Geschmacke und einiger Belesenheit, der aber durch nichts beweiset, daß er in der Geschichte sehr geübt sey, bloß um die Schreibart und die Reflexionen eines

hist o-

historischen Wercks herumflattern, niemals aber bis auf den Grund der schärfsten Wahrheit und Genauigkeit dringen sehe: so verwundere ich mich zwar darüber, daß er einen Kunstrichter bey demselben abgeben will; allein er mag so viele Forderungen wegen desselben an mich machen, als es ihm gefällt, ich erfülle von denselben nicht mehr als ich vor gut befinde, weil Ausdruck, Betrachtungen, alles was er darinne zu übersehen glaubt, sich schlechterdings nach dem historischen Grunde richten muß, der Grad von Beredsamkeit aber und Schönheit an dem Wercke von den Kräften und Absichten des Schriftstellers abhängt.

Wenn mich eben derselbe meine eigenen Grundsäze lehrt, und nicht einsieht, warum sie an gewissen Stellen des Wercks nicht haben angewandt werden können; wenn er dasjenige in demselben vergebens sucht, was ich nur nicht wizig und hervorstechend genug für ihn gesagt habe; wenn er verlangt, daß ich von gewissen Personen oder Begebenheiten ausführlicher hätte reden sollen, und nicht weiß, warum es unmöglich gewesen sey, dieses zu thun, gar nicht zeigen kann, woher andere zuverläßige Nachrichten gezogen werden sollen; wenn er mir wohl gar Muster der Nachahmung vorweiset, die nach den strengern Regeln der Geschichtskunst zur Warnung aufgestellt werden müssen: was soll ich auf alles dieses antworten? Deffentlich in der That nichts;

aber

aber insgeheim wird es mir vergönnt seyn, darüber zu lachen.

So hat man sich gewundert, daß ich einen großen Mann oder Personen von vermischten Eigenschaften bisweilen entschuldigt habe, wo ihnen andere einen unleugbaren Fehler beylegten, und man hat daraus geschlossen, daß ich die Wahrheit zu wenig achtete, um nur Männer, welche ich in meinen Schutz genommen hätte, nicht verächtlich werden zu lassen. Aber, hat man hinzugesezt, indem ich eben dieselben, an denen ich ein Bild der Vollkommenheit hätte entwerfen wollen, an andern Stellen wieder getadelt hätte, sey daraus ein offenbarer Widerspruch entstanden. Ein anderer würde vielmehr daraus geschlossen haben, daß der Verfasser, indem er eben denselben Mann bald getadelt, bald vertheidigt habe, weit davon entfernt gewesen sey, ihn als unverbesserlich vorzustellen. Er würde in den glaubwürdigsten gleichzeitigen Schriftstellern, in den Umständen der Zeiten selbst den Grund meiner Entschuldigungen gefunden haben. Das habe ich vorausgesezt, daß man die Quellen der Geschichte gelesen haben müßte, ehe man über dieselbe urtheilte: freylich hätte ich es nicht immer voraussezen sollen, sehe ich.

An statt mehr solcher Beyspiele anzuführen, da ich die Vorwürfe kaum im Vorbeygehen zu beantworten nöthig habe, gestehe ich vielmehr, daß

ein

ein Fehler, den ich schon ehemals, und an mehr als Einem Orte, gestanden habe, die Weitläuffigkeit im Erzählen, die zuweilen bis ins Weitschweifige ausgeartet seyn mag, noch nicht völlig in diesem Wercke hat vermieden werden können. Gleichwohl schien es mir, so oft ich demselben auszuweichen suchte, daß ich in einen andern verfallen würde, der vielen Lesern noch weit unerträglicher seyn könnte, in einen abgebrochenen, oft dunckeln und auf eine gezwungene Art fruchtbaren Ausdruck, der die Begebenheiten mehr zu verstehen giebt, als entwickelt, und sie bloß dem Nachdencken derer flüchtig vorhält, welche sie bereits nach allen Umständen kennen. Ich bin mir bewußt, keine Periode hingesezt zu haben, die zu der Absicht, in welcher ich schreibe, nicht wenigstens etwas, nach meinem Urtheil, beytragen könnte. Ohne alle Begierde, mit der ausführlichsten Vollständigkeit zu erzählen, und sogar abgeneigt gegen dieselbe, häufften sich doch nicht selten reichlichere Nachrichten, weil es das Ansehen hatte, als könnten ihrer die Leser nicht entbehren, um den Mann, welchen sie betrafen, sicher zu beurtheilen. Eben darum breiteten sich auch gewisse Untersuchungen über zweifelhafte Erzählungen weiter aus, als ich anfänglich wünschte. Und dennoch war ich nicht Herr genug darüber, um beyde mercklich abkürzen oder gar weglassen zu können. Denn ich befürchtete immer, es möchten alsdenn viele der wichtigsten und nüzlichsten Erläuterungen eines merckwürdigen Lebens

bens fehlen, oder zu mangelhaft werden, als daß man sich ihrer zuversichtlich bedienen könnte. Giebt es also, wird man hier einwenden, kein Mittel, eine Lebensbeschreibung vollkommen lehrreich zu machen, ohne daß sie zugleich weitschweifig und gedähnt würde? — So habe ich mich in der That oft selbst gefragt, und nach einer unzählichemal mitten unter dem Ausarbeiten wiederholten Ueberlegung, habe ich keine bessere Antwort gefunden als diese: Gewisse Erzählungen oder Untersuchungen werden, weil es ihnen am Anziehenden oder Abwechselnden fehlt, immer zu weitläuftig vorgetragen scheinen, wenn sie gleich nur eben den Umfang einnehmen, der ihnen gebührt; und gewissen Lesern, die nichts als ihren Geschmack zu befriedigen suchen, wird alles langweilig vorkommen, was sie nicht in einem Lauf vom Außerordentlichen und Unerwarteten, durch reizende kleine und vorübereilende Bilder, zur Bewunderung der Begebenheiten oder doch der sinnreichen Art, mit welcher sie vorgestellt worden sind, fortreißt. Ob diese Antwort hinreichend sey, ist vielleicht nicht schwer zu entscheiden.

Diese Berathschlagung mit meinen Lesern ist, wie man leicht sieht, keine Vertheidigung des erstgedachten Fehlers; sie kann nur zeigen, daß ich alle Mühe angewandt habe, ihn zu verhüten, und daß er es nicht überall sey, wo man ihn beym ersten Anblicke zu finden glaubt. Es kann seyn,

daß

daß manche Leser auch die Lebensbeschreibungen Constantins und Julians zu mühsam, schwerfällig und weitläufig geschrieben nennen; ich verlange aber nichts mehr, als daß sie eben dieselbe Frage an sich ergehen lassen, die ich mir selbst vorgelegt habe, ohne ihnen eine gleiche Antwort aufzudringen.

Eben darauf könnte ich auch denjenigen Kunstrichter verweisen, der bey der öffentlichen Beurtheilung des dritten Theils von diesem Wercke, es überhaupt viel zu weitschweifig, zu überladen mit kleinen Umständen, und die Schreibart desselben zu schleppend gefunden hat. Schon war ich auf dem Wege, mich in eine lange Beantwortung dieses Tadels einzulassen; und der Anfang dazu war würcklich gemacht, indem ich den größten Theil dieser Vorrede bereits vor einem halben Jahre schrieb. Jezt aber da dieselbe geendigt werden sollte, trägt es sich glücklicher Weise zu, daß ich die periodische Schrift, in welcher jene Beurtheilung steht, nicht mehr in dieser Stadt zu meinem Gebrauche erhalten kann. Ich sage, glücklicher Weise: denn ich erspare dadurch den Lesern und mir eine Vertheidigung, in welcher manches unangenehme, sogar manches vorkommen mußte, daß ich mich beynahe schämte einem Manne vorzuhalten, der die Geschichte kennen und historische Schriften verbessern will. Es ist wahr, er hat mich gewissermaaßen aufgefordert, auf seine Erinne-

 rungen

rungen zu antworten. Aber wie man im gemeinen Leben nicht schuldig ist, jeder Ausforderung zu gehorchen: so sehe ich auch immer mehr ein, daß die Streitigkeit mit diesem Kunstrichter von geringem Nutzen seyn würde, oder sehr weitläufig und lang geführet werden müßte. Zu sehr weicht unserer beyder Denckungsart von einander ab. Er preiset mir (um nur eines anzuführen, was noch in meinem Gedächtnisse liegt) die witzigseichten, zum Theil offenbar falschen Antithesen eines **Voltaire** als ein Muster an, dem ich bey der Lebensbeschreibung der Königinn Christina hätte folgen sollen; er nennt sie sogar einen Probierstein derselben: und ich freue mich, wenn ich mich vor derselben genugsam gehütet habe.

Zur Schadloßhaltung für diese und andere lange Vorreden, hoffe ich meinen Lesern bey den künftigen Theilen dieses Wercks, entweder gar keine Vorrede, oder nur einige kurze Nachrichten, in den Weg zu stellen. Wittenberg, am 10. May des Jahrs 1772.

Leben

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Leben des Kayſers Conſtantin des Großen.

Es giebt Fürſten und andere berühmte Männer, deren Geſchichte faſt ein Heiligthum zu ſeyn ſcheinet, das man eben ſo wenig als die Religion ſelbſt, welche ſie ausgebreitet, beſchüzt oder wiederhergeſtellt haben, mit einiger Dreiſtigkeit angreifen darf. Diejenigen, welche dieſe Religon ehren und lieben, ſezen meiſtentheils ihrer Bewunderung und Danckbarkeit gegen dieſelben keine Gränzen; oder ſehen es doch ungerne, wenn ſie getadelt werden, entſchuldigen alles, was ihnen vorgeworfen werden kann, und ſuchen den hohen Begriff, den ſie ſich von ihnen gemacht haben, deſto eifriger zu retten, je weniger ſie glauben können, daß Gott zum Dienſte der Re-

ligion Menſchen gewählt haben ſollte, die viele und große Fehler begangen haben. Andere hingegen wagen es zuweilen, auch bey ſo verdienten Männern eine ſchwächere und wohl gar eine ſchwarze Seite zu zeigen. Sie finden an einigen derſelben nur ordentliche Menſchen, die ohne ausnehmende Gaben und hohe Einſichten, ſich bloß glücklicher Umſtände, unter welchen ſie lebten, bedient haben, um gewiſſe gute Abſichten, die ihnen ſelbſt vortheilhaft waren, auszuführen: und ſie glauben, daß die Vergehungen derſelben deſto freymüthiger aufgedeckt werden müſſen, weil ſie durch den Schein der Religion, unter welchem ſie glänzen, gar zu leicht das Anſehen der Tugenden gewinnen können. Wenn ſie bey dieſem Widerſpruche gegen herrſchende Urtheile nichts anders ſuchen, als die Wahrheit frey zu ſagen, wie ſie dieſelbe entdeckt haben: ſo werden ſie dieſelbe mit Beweiſen unterſtüzt, ſanft und lehrreich vortragen. Iſt ihnen aber auch daran gelegen, der Welt es ſehen zu laſſen, daß ſie zuerſt eine neue Vorſtellungsart gefunden, und einen gewöhnlichen beynahe geheiligten Irrthum zu verbeſſern im Stande ſind; iſt ihre Ueberlegung nicht kalt, ihre Wiſſenſchaft nicht reif genug, um Flecken von Bosheit, und einen vermiſchten Charakter von einem völlig ſchlimmen zu unterſcheiden; oder gönnen ſie vielleicht der Religion und Kirche den großgeachteten Mann nicht, der beyden Ehre und Nutzen gebracht hat: ſo werden ſie, an Statt ihn etwas zu erniedrigen, ihn häßlich und verächtlich abſchildern, und, um nichts mit dem großen Hauffen gemein zu haben, ihn gar als den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts beſchreiben. Daß Tadler von dieſer Art der Feindſchaft wider die Religion beſchuldigt werden, ob ſie gleich mehr

durch

durch Eitelkeit und schwärmenden Ungestüm sündigen, ist eben nicht wunderbar. Aber daß auch jene rechtschaffene Männer, die nur Feinde der Partheylichkeit und knechtischen Verehrung in der Geschichte sind, diesen Vorwurf wenigstens in der Stille leiden müssen; diese Ungerechtigkeit würde sehr empfindlich seyn, wenn man nicht den hizigen Bewunderern, wie die meisten Menschen sind, einige Nachsicht schuldig wäre. Beyde dieser entgegen gesezten Fehler sind in der Geschichte Constantins des Großen mehr als in irgend einer andern begangen worden. Die Leser aber sind gewarnet, sich von keinem derselben verführen zu lassen, wenn er auch in diese Lebensbeschreibung gedrungen wäre.

Constantin kam zu einer Zeit auf die Welt, da das Römische Reich, nach einer Dauer von mehr als tausend Jahren, und schon seit dreyhundert Jahren gewohnt, einem einzigen Oberhaupte zu gehorchen, zwar noch einen weiten Umfang des Gebiets in allen drey Welttheilen, große Macht und ein furchtbares Ansehen besaß; aber auch bereits vieles von seiner innern Festigkeit und Stärcke verloren hatte. Bürgerliche Kriege hatten es zuerst ungemein geschwächt; darauf war es durch unwürdige Fürsten zerrüttet und verächtlich geworden; die Wahl und Regierung der Kayser hieng oft von dem Willkühr und von den ausschweifenden Begierden der Soldaten ab; längst war auch die patriotische Liebe des Vaterlandes mit dem Geiste der alten Römer größtentheils untergegangen; und wenn verschiedene weise und tapfere Kayser den alten Glanz des Reichs wieder herstellten, so wurden ihre Arbeiten geschwind wieder vernichtet. Die unaufhörlichen Empörungen, die Anfälle und Ver-

wüſtungen, welche die barbariſchen Völcker vornahmen, und die Ermordung der ruhmwürdigſten Kayſer; dieſes waren Merckmale genug von dem tiefen Verfall des Staats. Ihn regierte damals **Aurelianus**, einer der verdienteſten und ſiegreichſten Kayſer, als **Conſtantin**, der mit ſeinem vollſtändigen Nahmen **Flavius Valerius Conſtantinus** hieß, am 24 Februar des Jahrs 274 nach der chriſtlichen Zeitrechnung, zu Naißus, einer Stadt in Dardanien, einer Landſchaft, welche zu Ober-Möſien gehörte, (jezt Niſſa in Servien,) gebohren wurde.

Sein Vater **Conſtantius Chlorus** war ein Nachkomme des Kayſers Claudius des Zweyten. Er hatte ſich ganz dem Kriege ergeben, und fochte eben um dieſe Zeit glücklich in der Schweitz. **Carus**, einer der folgenden Kayſer, ernannte ihn um das Jahr 282 zum Statthalter von Dalmatien: und da er ſich immer mehr als ein geübter Feldherr hervorthat, erklärte ihn **Diocletian**, der nicht glaubte, daß ein einziger Fürſt der Regierung des Reichs mehr gewachſen ſey, und der ſchon den **Maximian** zum Reichsgenoſſen angenommen hatte; oder vielmehr dieſer leztere wählte ihn im Jahr 292 zum Cäſar, oder Reichsgehülfen und beſtimmten Nachfolger; ſo wie der erſtere dem **Galerius** eben dieſe Würde beylegte. **Conſtantius** ſahe ſich zugleich genöthigt, um mit dieſen Fürſten in eine genauere Verbindung zu treten, ſich von ſeiner Gemahlinn **Helena**, Conſtantins Mutter, zu ſcheiden, und Maximians Tochter **Theodora** zu heyrathen. Helena war von ſehr niedriger Herkunft, und ſcheint nicht einmal ſeine rechtmäßige Gemahlinn geweſen zu ſeyn. Selbſt chriſtliche Schrift-

ſteller

steller gestehen dieses deutlich: wenn es also gleich andere geleugnet haben; so war es doch wenigstens eine sehr alte, weit ausgebreitete und wahrscheinliche Nachricht. Genug, daß Constantius als Cäsar Gallien, Spanien, Britannien und Mauritanien zu regieren bekam. Er erwarb sich durch seine Tugenden eine ungemeine Liebe der Völcker, und einen weit größern Ruhm als die übrigen drey Fürsten. Dabey hatte er so viele Kenntniß vom Christenthum, und eine so merckliche Neigung zu demselben, daß ihm beynahe nichts mehr fehlte, als das öffentliche Bekenntniß desselben. Da endlich Diocletian und Maximian im Jahr 305 die Regierung niederlegten, wurden Constantius und Galerius an ihrer Stelle Kayser: sie theilten sich darauf dergestalt in das Reich, daß der erstere Italien, Sicilien, Spanien, Gallien, Britannien, Deutschland, und das meiste von Africa, der leztere aber den übrigen größern Theil erhielt. Allein Constantius trat ihm bald freywillig Italien und Africa ab, um sein kleineres Gebiet desto besser übersehen zu können.

Während dieser Zeit hatte sein Sohn Constantin große Hoffnungen erweckt. Er war zu Naissus erzogen worden: Diocletian behielt ihn an seinem Hofe und in seinem Gefolge mit Zeichen einer besondern Achtung, gleichsam als einen Geißel für das Verhalten seines Vaters; er machte ihn auch frühzeitig zu einem der vornehmsten Kriegsobersten. Constantin verband mit einer schönen Leibesgestalt und vorzüglichen Stärcke, viele Geschicklichkeit im Kriegswesen, tugendhafte Sitten, und eine ungemeine Leutseeligkeit. Die Soldaten liebten ihn, und andere wünschten, daß er einst an der Regie-

rung Antheil nehmen möchte. In verſchiedenen Feldzügen gegen die Perſer, in Egypten, und an der Donau, legte er ausnehmende Proben der Unerſchrockenheit ab, ſelbſt in Zweykämpfen mit den Barbaren. Daneben hatte er auch einen glücklichen Anfang gemacht, ſich mit der Gelehrſamkeit bekannt zu machen. Aber eben die Eigenſchaften, welche ihn bey den Römern beliebt machten, hinderten ihn eine Zeitlang an einem höhern Glücke. Galerius, der nach der Abdanckung der beyden vorhergehenden Kayſer der mächtigſte blieb, ernannte zween Cäſaren, den Severus, welchem er Italien und Africa übergab, und den Maximin, dem einige morgenländiſche Provinzen unterworfen wurden; da hingegen Galerius das übrige von ſeinem Antheil ſelbſt regierte. So ließ er nicht nur den Conſtantin außer Acht, auf den jedermann bey dieſer Gelegenheit die Augen gerichtet hatte, und wählte ſich Gehülfen ohne alle Fähigkeit, von denen er deſto weniger etwas zu befürchten hatte; er ſuchte ihn auch auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen, indem er ihn bald im Kriege großen Gefahren ausſezte, bald unter dem Vorwande der Ergözlichkeit und Uebung ſeiner Kräfte, mit wilden Thieren zu kämpfen nöthigte. Endlich konnte Galerius der Begierde Conſtantins bey ſeinem Vater zu leben, womit allem Anſehen nach auch die Sehnſucht nach einem Antheil an der Regierung, oder nach dem völligen Beſize derſelben, verbunden war, nicht länger widerſtehen. Er ertheilte ihm alſo die ſchriftliche Erlaubniß, ſich der Pferde, die überall zum Dienſte des Staats bereit ſtanden, auf ſeiner Reiſe zu bedienen, ſezte aber hinzu, er möchte dieſelbe erſt des andern Morgens antreten, wenn er vorher noch ſeine Befehle würde abgeholt

haben. Seine Absicht war, ihn entweder auf irgend eine Art zurück zu halten, oder durch den Severus aufhalten zu lassen, durch dessen Gebiete Constantin gehen mußte; er blieb daher auch des andern Tages bis gegen Mittag im Bette. Allein Constantin reiste eben deswegen noch an dem Abende, da es ihm bewilligt worden war, eilfertig von Nicomedien ab, und tödtete oder lähmte auf seinem Wege alle Pferde des Staats, die er nicht brauchte, damit man ihm desto weniger nachsezen könnte. Seine List gelang ihm: denn Galerius erkannte den Tag darauf, als er seine Abreise spät erfuhr, daß es vergeblich sey, ihn verfolgen zu lassen.

Dieser Schritt Constantins war auch entscheidend für sein Glück und übriges Leben. Wäre er wenige Monathe länger in der Gewalt des Galerius geblieben, so war ihm vermuthlich der Zugang zum Throne auf lange Zeit verschloßen: denn sein Vater starb bald nach seiner Ankunft im Jahr 306 zu York. Bey seinem Tode empfol er diesen Sohn seinem Heere in Britannien zu seinem Nachfolger. Er hinterließ zwar noch mehrere Söhne, die von seiner zweyten, oder, wie andere behaupten, von seiner einzigen rechtmäßigen Gemahlinn kamen; allein von einer zu zarten Jugend, als daß sie einen Anspruch an die Regierung hätten machen können. Sobald sich also Constantin sehen ließ, ward er von den Soldaten zum Käyser ausgerufen, und mit dem Purpur bekleidet. Es fehlte noch daran, daß ihn auch die übrigen Regenten des Reichs in dieser Würde erkannten, und Galerius insonderheit seine Einwilligung dazu gab: daher schickte er ihnen, wie es gewöhnlich war, sein mit Lorbeern

bekränztes Bildniß. Galerius konnte ſich bey dieſem Anblicke kaum mäßigen, daß er nicht das Bild und denjenigen, welcher es brachte, ins Feuer werfen ließ: ſo wenig gönnte er dem Conſtantin dieſen erhabnen Rang. Doch da er einen Krieg nicht würde haben vermeiden können, wenn er ihm denſelben gänzlich ſtreitig gemacht hätte, ſchickte er ihm den Purpur, zum Zeichen, daß er es ſey, der ihn erhöhe; erklärte ihn aber nur zum Cäſar, und an ſeiner Statt den Severus zum Auguſtus oder Käyſer. Die Abſichten des Galerius in Anſehung ſeiner Nachfolger in der Regierung wurden zu gleicher Zeit noch von einer andern Seite zerſtört. Denn Maxentius, der Sohn des ehemaligen Käyſers Maximian, bediente ſich des Mißvergnügens der Einwohner von Rom, um ſich daſelbſt zum Käyſer ausrufen zu laſſen, und beredete auch ſeinen Vater, dieſe Würde von neuem anzunehmen. Galerius ſchickte zwar den Severus mit einem Heere nach Italien; allein dieſes gieng zum Maximian über, und Severus verlor das Leben.

Unterdeſſen gab Conſtantinus, der nun über Britannien, Gallien und Spanien herrſchte, gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung, den Chriſten in ſeinem Gebiete die Freyheit der Religion wieder, welche ſeit einigen Jahren durch die Verfolgung des Diocletianus und vornemlich des Galerius unterdrückt worden war; wenn man anders dieſe Nachricht dem einzigen Schriftſteller, der ſie meldet, Lactantius, glauben darf: denn Euſebius ſagt ausdrücklich, Conſtantius Chlorus habe nicht zugegeben, daß die Chriſten ſeiner Länder verfolgt würden. Gewiſſer iſt es, daß Conſtantinus

gleich anfänglich die ihm unterworfenen Länder besucht, und mit einigen deutschen Völckern Krieg geführt hat. Die Francken hatten ihren Vergleich mit den Römern gebrochen, und waren in Gallien eingefallen; diese schlug er nicht nur, sondern ließ auch ihre beyden Könige, die er gefangen hatte, bey den öffentlichen Schauspielen, die er anstellte, den wilden Thieren vorwerfen. Man hat diese Grausamkeit vergebens dadurch zu entschuldigen gesucht, daß die Römer stets in ähnlichen Fällen eben so verfahren hätten, und daß diese Strenge bey einem so treulosen Volcke nöthig gewesen sey. Das erstere ist offenbar falsch, und auch das zweyte bedarf noch eines Beweises. Zu eben dieser unmenschlichen Todesart verurtheilte Constantin die mit den Francken verbundene Alemannische Könige, die er in seine Gewalt bekommen hatte, und eine Menge Kriegsgefangene aus dem Lande der Bructerer, die zwischen dem Rhein und Weser wohnten, und die er nebst einigen andern angränzenden deutschen Völckern von ihm waren überfallen und überwunden worden. Um die häuffigen Streifereyen der Deutschen nach Gallien abzuwehren, besezte er die kleinen Festungen am Rheine mit genugsamen Soldaten, unterhielt auch auf diesem Fluße eine wohlbemannte Flotte. In eben dieser Absicht war er gesonnen eine Brücke über den Rhein bey Colonia Agrippina (jezt Cölln) zu schlagen; ob aber dieses Werck würcklich zu Stande gekommen sey, und ob er zur Vertheidigung desselben die Cölln am andern Ufer gegen über liegende Festung Duits gebauet oder wiederhergestellt habe, dieses kann nicht ausgemacht werden. Er stiftete übrigens zum Andencken seines Siegs Spiele, welche die Fränckischen genannt wurden.

Unterdeſſen beſchloß Maximian, der ſich vor der Rache des Galerius fürchtete, ſich genauer mit dem Conſtantin zu verbinden, um von ihm unterſtüzt zu werden. Er kam zu ihm nach Gallien, und brachte ihn dahin, daß er ſeine Tochter Fauſta zur Gemahlinn nahm. Conſtantin hatte bereits in ſeiner frühen Jugend, gegen das Jahr 300. und man verſichert, es ſey aus Liebe zur Keuſchheit geſchehen, die Minervina geheyrathet, mit welcher er den Criſpus zeugte: dieſe war jezt vermuthlich geſtorben. Zugleich ertheilte ihm Maximian im Jahr 307 den käyſerlichen Titel, den Conſtantin ſeitdem zu führen anfieng. Galerius war damals wider den Maxentius zu Rom mit einem Heere gezogen, hatte ſich aber bald genöthigt geſehen, Italien ſchimpflich wieder zu verlaſſen. Der ſchlaue Maximian, der alle dieſe Fürſten, einen durch den andern, zu unterdrücken gedachte, ſuchte den Conſtantin zu überreden, daß er den Galerius auf ſeinem Rückzuge verfolgen möchte; allein er fand bey dieſem kein Gehör. Er wollte ſeinen eigenen Sohn, den Maxentius, ſtürzen, weil er in größerm Anſehen als er ſtand; doch die Soldaten empörten ſich wegen dieſes Verſuchs gegen ihn, und da er hierauf nach Gallien zum Conſtantin flüchtete, fand er abermals die Mühe vergebens, die er anwandte, ihn zum Kriege wider ſeinen Sohn zu reizen. Vielmehr mußte er zugeben, daß Galerius ſeinen Freund Licinius damals zum Käyſer ernannte. So war das Römiſche Reich zwiſchen ſechs Fürſten getheilt, darunter Conſtantin noch immer vom Galerius nicht als Käyſer erkannt wurde, bis dieſer durch den Maximin, ſeinen Anverwandten, der ſich im Jahr 308 zum Käyſer aufwarf, gewiſſermaaßen

dazu

dazu genöthigt ward. Es kam in eben diesem Jahre noch der siebente Fürst hinzu, Alexander, Statthalter in Africa, den die Soldaten zu Carthago mit dem Purpur bekleideten.

In dieser Verwirrung regierte Constantin am sichersten und ruhigsten unter allen. Maximian, der nirgends mehr geschäzt oder gefürchtet wurde, flüchtete sich im Jahr 308 zu ihm nach Gallien, immer noch in der Absicht, ihm einen Fallstrick zu legen. Er begab sich daher der käyserlichen Würde zum zweytenmale. Constantin ließ ihn in seinem Palaste mit so vieler Pracht und Ehrfurcht bedienen, daß er nichts von seiner Macht verloren zu haben schien. Zu gleicher Zeit zog dieser abermals wider die Francken am Rhein zu Felde, von denen zwar ein Theil in Friedensunterhandlungen mit ihm begriffen war, die übrigen aber von neuem in den Waffen standen. Hier gab ihm Maximian den Rath, nur wenige Kriegsvölcker wider die Francken zu führen. Dadurch hoffte er ihn einer großen Gefahr auszusezen, selbst aber im Stande zu seyn, den zurückgebliebenen beträchtlichern Theil des Heeres auf seine Seite zu ziehen. Constantin folgte seinem Schwiegervater, als einem erfahrnen Alten. Kaum aber war er in das feindliche Land eingerückt, als Maximian zum drittenmale den Nahmen eines Käysers annahm, sich der Schätze Constantins bemächtigte, den Soldaten desselben reiche Geschencke davon machte, und die nachtheiligsten Gerüchte von ihm ausstreuete. Auf die Nachricht, welche Constantin davon erhielt, eilte er mit seinen Kriegsvölckern nach Gallien zurück, überfiel den Maximian, da seine Unternehmung noch nicht zur Reife gekommen war, und die verführten

Solda-

Soldaten kehrten wieder unter ſeinen Gehorſam. Sein Feind ſchloß ſich in Marſeille ein: gleich umringte Conſtantin dieſe Stadt, und er würde ſie beym erſten Angriff erſtiegen haben, wenn die Sturmleitern nicht zu kurz geweſen wären. Dem Maximian, der ſich auf der Mauer zeigte, machte er wegen ſeines Verfahrens lobhafte Vorwürfe, welche dieſer mit Schmähreden beantwortete. Plözlich aber öfnete man auf einer andern Seite eines von den Thoren der Stadt; Conſtantins Kriegsvölcker drangen hinein; Maximian wurde gefangen genommen; er mußte den Purpur zum drittenmale ablegen, blieb aber dennoch ferner, wie es das Anſehen hat, in dem Palaſte ſeines Eydams.

Dieſer hatte unterdeſſen ſeine Abſicht erreicht, die Francken zur Ruhe zu nöthigen. Er wandte nun ſeine Aufmerckſamkeit wieder auf den innern Zuſtand von Gallien. Er ſtellte die Mauern von Trier wieder her, und richtete daſelbſt verſchiedene öffentliche Gebäude auf, denen es nicht an Pracht fehlte. Auch in andern Gegenden dieſes Landes bezeigte er ſich gleich ſorgfältig und freygebig. Allein Maximian unterbrach dieſe Bemühungen durch einen neuen Verſuch wider ſein Leben im Jahr 310. Er nöthigte ſeiner Tochter Fauſta das Verſprechen ab, ihren Gemahl an ihn zu verrathen, indem ſie das Schlafgemach deſſelben offen ſtehen, und ſehr nachläßig bewachen laſſen wollte: er ſezte hinzu, ſie ſollte einen würdigern Gemahl aus ſeinen Händen erhalten. Fauſta meldete dieſes alles ſogleich ihrem Gemahl, und dieſer traf dagegen ſolche Anſtalten, die zwar zu ſeiner Sicherheit und zur Ueberführung des Verbrechers dienlich

wa-

waren, aber auch den Todt eines Unschuldigen nach sich ziehen mußten. Es ward ein schlechter Verschnittener dazu bestimmt, an Statt Constantins ermordet zu werden; gleichsam als wenn bey einer so gewiß vorhergesehenen Nachstellung eines einzigen Menschen, das Leben eines andern, auf welchen sie gar nicht gerichtet war, nicht hätte erhalten werden können. Maximian, der sich auf die Verabredung mit seiner Tochter verließ, stand mitten in der Nacht auf, und fand alles seiner Erwartung gemäß. Er sagte zu der kleinen Wache, die in der Entfernung stand, er wollte seinem Schwiegersohne einen Traum erzählen, den er eben gehabt hätte, drang in das Schlafgemach hinein, tödtete den darinne liegenden Verschnittenen, und kam freudig heraus, indem er sich rühmte, den Constantin umgebracht zu haben. Aber in dem Augenblicke erschien dieser mit einer Anzahl Bewaffneter von der andern Seite. Der Körper des Ermordeten wurde herausgebracht; Maximian verstummte bey diesem Anblicke, und mußte die bittersten Vorwürfe des Käysers anhören. Darauf ward ihm, als eine Art von Gnadenbezeigung die Wahl der Todesart gelassen; er nahm sich also durch einen Strick das Leben. Die christlichen Schriftsteller sagen, daß Constantin nicht anders mit einem Manne habe verfahren können, vor dessen Ränken und mörderischen Absichten er niemals sicher gewesen seyn würde; der auch ein solches Schicksal durch seine Verfolgung gegen die Christen verdient hätte. Allein es giebt neben der Gerechtigkeit eine andere Tugend, die sich mit derselben wohl vereinigen läßt, und in gewissen Fällen kaum ohne Schande von ihr getrennt werden darf: die Großmuth. Constantin würde zugleich für

ſeine Sicherheit geſorgt, einen Treuloſen beſtraft und im Zaum gehalten, und vielen Ruhm erlangt haben, wenn er dem alten Manne, deſſen Tochter er zur Ehe, gegen den er auch noch andere Verbindlichkeiten hatte, der durch keinen Anhang fürchterlich war, und der in einer engen Verwahrung ihm nicht weiter hätte ſchaden können, wenn er demſelben das Leben geſchenckt hätte. Die Rachbegierde **Conſtantins** gieng noch weiter: er ließ einige Zeit darauf alle Bildſäulen und Bilder **des Maximian** niederreißen. Da derſelbe zugleich mit dem **Diocletian** regiert hatte, ſo betraf dieſe Beſchimpfung auch die Bilder des leztern, wenn ſie mit jenen vereinigt waren. Dieſer in mancher Betrachtung ehrwürdige Greis lebte noch in der Stille auf ſeinem Landgute, als er dieſe kränckende Nachricht empfieng, und ſie trug auch ſehr viel dazu bey, ſeinen Todt zu beſchleunigen. Conſtantin hätte ſich wenigſtens erinnern ſollen, daß Diocletian ſeinem Vater und ihm zuerſt den Weg zum Käyſerthum gebahnt habe.

Er hatte um dieſe Zeit, gegen das Jahr 311, abermals einen Krieg mit einigen deutſchen Völckern zu führen, die gemeinſchaftlich wider die Römer fochten. Um die Verfaſſung dieſes verbundenen Heeres auszukundſchaften, begab er ſich verkleidet und von zwo Perſonen begleitet in ihr Lager. Er fand, daß ſie nicht Muth genug hatten, ſich in ein Treffen mit ihm einzulaſſen, und im Begriff waren, ſich von einander zu trennen. Allein dieſer Entſchluß würde den Krieg ſehr verlängert haben: er verſicherte ihnen alſo, der Käyſer wäre nicht in der Nähe, griff ſie bald darauf an, und erlangte einen völligen Sieg. Hierauf gieng er nach Britannien über, und ſezte auch dieſes Land

gegen

gegen die Barbaren in Sicherheit. Galerius wurde unterdessen von einer der schmerzhaftesten und langwierigsten Kranckheiten angegriffen. Da er seinen Todt unvermeidlich sah, gab er im Jahr 311 nebst den beyden andern Käysern, dem Constantin und Licinius, eine Verordnung, durch welche die bisherige Verfolgung der Christen, die hauptsächlich von ihm herrührte, gänzlich aufgehoben wurde. In dieser Verordnung sagten sie, daß sie zwar die Christen durch Strafen hätten nöthigen wollen, ihre väterliche Religion wieder anzunehmen, und daß viele deswegen auch wären hingerichtet worden; da sie aber sähen, daß eine Menge derselben bey ihrem Unsinne verblieben, und weder den Göttern opferten, noch den christlichen Gottesdienst verrichteten, so hätten sie nach ihrer Leutseeligkeit und Bereitwilligkeit allen Menschen zu verzeihen, auch hierinne Nachsicht gebrauchen wollen. Sie erlauben also den Christen die Häuser, in welchen sie sich zu versammeln pflegten, wieder aufzubauen; damit sie nicht nöthig hätten wider ihre Einsicht zu handeln. Wegen dieser Gnadenbezeigung aber (sezen die Käyser hinzu,) sollten die Christen ihren Gott um die Wohlfahrt der Käyser, des Staats und um ihre eigene bitten. Galerius starb gleich nachdem diese Verordnung war bekannt gemacht worden, und Licinius theilte sich mit dem Maximin in seine Besizungen. Constantin machte sich in Gallien immer beliebter. Er erließ der Stadt Augustodunum (jezt Autün) die Abgaben, welche sie seit fünf Jahren an ihn schuldig war, freywillig, und gestand ihr noch andere Erleichterung zu, dadurch rettete er diese Stadt, deren Elend ihn ungemein gerührt hatte, von ihrem Untergange.

Bey dieſer Sorgfalt für die Ruhe und Aufnahme der Länder ſeines Gebiets ſahe Conſtantin bereits auf den Krieg, der ihm mit dem Maxentius bevorſtand. Dieſer Sohn des Maximian, der noch immer Italien und auch Africa wieder beherrſchte, ſtellte ſich, als wenn er den Todt ſeines Vaters rächen wollte; im Grunde aber war er auf Conſtantins Größe eiferſüchtig. Er rüſtete ſich alſo zum Kriege wider denſelben, und verſtärckte ſich durch das Bündniß, welches ihm Maximin antrug, der, weil Conſtantin ſeine Schweſter mit dem Licinius verlobt hatte, argwohnte, ſie möchten ſich beyde wider ihn verbinden. Maxentius war zwar zu Rom wegen der abſcheulichſten Ausſchweifungen ſeiner Grauſamkeit, Habſucht und Wolluſt äußerſt verhaßt; allein er hatte ein Heer von hundert und ſiebzig tauſend Mann Fußvolck, und achtzehn tauſend Reitern zu ſeinen Dienſten: andere ſezen es, indem ſie vielleicht die Beſazungen abrechnen, auf hundert tauſend Soldaten herab. Auf der andern Seite hatte Conſtantin, wenn wir dem Euſebius glauben, ſchon lange gewünſcht, die Hauptſtadt des Reichs von der Unterdrückung dieſes Wüterichs befreyen zu können; er hatte aber dieſe Ehre immer den ältern Käyſern überlaſſen; doch da er ſah, daß dieſe es vergeblich verſucht hatten, verſicherte er, daß er nicht länger leben könne, wenn er dieſe vortreffliche Stadt noch ferner in ſolchen Händen ſehen ſollte. So tugendhafte Bewegungsgründe ſind nicht leicht die einzigen oder vornehmſten, die einen Fürſten zu einem großen Kriege fortreißen; allein ſie geben ihm vor der Welt ein rühmliches Anſehen, und werden daher öfters gebraucht. Eben dieſes that vermuthlich auch Conſtantin, um die Begierde, Herr von

Rom

Rom zu seyn, damit zu verdecken. Die Feindseeligkeiten des Maxentius, und, wenn es wahr ist, auch die Abgeordneten von dem Senat und Volcke zu Rom, die ihn um Hülfe baten, gaben ihm eine weit glaubwürdigere Veranlaßung an die Hand. Sein Heer war höchstens acht und neunzig tausend Mann starck, nach andern aber weit geringer. Unterdessen waren es meistentheils sehr geübte Soldaten: und als Feldherrn betrachtet, konnte man den Maxentius noch weit weniger mit dem Constantin vergleichen, als wenn man an ihm die Gaben eines geschickten Fürsten suchte. Er war anfänglich gesonnen, Gallien anzugreifen; allein da er seine Kriegsvölcker nicht über die Alpen ziehen ließ, sezte Constantin die seinigen mit desto mehr Freyheit im Jahr 311 gegen Italien in Bewegung.

Damals, sagt Eusebius, sahe Constantin ein, daß er wegen der zauberischen Künste, auf welche sich Maxentius verließ, einer göttlichen unüberwindlichen Hülfe noch über den Beystand seines Heeres benöthigt sey. Er überlegte also bey sich selbst, was er sich vor einen Gott zum Beschützer wählen sollte. Bey dieser Untersuchung fiel ihm ein, daß unter so vielen, welche vor ihm regiert hatten, diejenigen, welche ihr Vertrauen auf die Götter gesezt, und sie mit Opfern und Geschencken verehrt hätten, zuerst durch schmeichelhafte Weißagungen und günstige Orakelaussprüche hintergangen worden, und endlich auf eine unglückliche Art gestorben wären; so daß sie keiner unter den Göttern von ihrem göttlich bestimmten Ende habe retten können; da hingegen sein Vater allein, weil er dem einzigen höchsten Gott in seinem gan-

zen Leben gedient hätte, von ihm errettet, beſchüzt, und mit allem Guten beſchenckt worden ſey. Da er außerdem bemerckte, daß diejenigen, welche ſich auf viele Götter verlaſſen hätten, auch in vieles Unglück verfallen wären; der Gott ſeines Vaters aber demſelben ſehr viele und kräftige Beweiſe ſeiner Macht gegeben habe, und daß überdieß diejenigen, welche vormals wider den Maxentius als Verehrer vieler Götter gezogen wären, einen ſchändlichen Ausgang gewonnen hätten; nachdem er alles dieſes bedacht hatte, ſo urtheilte er, daß es Thorheit ſey, ſich in eine eitle Beſchäftigung mit Göttern einzulaſſen, die nicht vorhanden ſind, und nach ſo vielen Beweiſen ſich immer noch betrügen zu laſſen. Er hielt vielmehr davor, daß er den Gott ſeines Vaters allein verehren müſſe. Dieſen rief er alſo an, und bat ihn, er möchte ſich ihm zu erkennen geben, und ihm bey der gegenwärtigen Angelegenheit ſeinen Beyſtand leiſten.

Man kann ſich kaum enthalten, dieſe Erzählung unter diejenigen zu rechnen, welche oft bey dem Uebertritte eines angeſehenen Mannes zu einer neuen Religionspartey ausgebreitet worden ſind, um ſeinen Entſchluß weiſer und rühmlicher vorzuſtellen: ſo viel verdächtige Umſtände ſchließt ſie in ſich ein, und ſo ſehr ſcheinet ſie zu einem Eingange für die gleich folgende Geſchichte, um derſelben zum voraus mehr Wahrſcheinlichkeit zu ertheilen, gemacht zu ſeyn. Conſtantin ſpricht darinne von ſeinen Vorgängern, den heydniſchen Käyſern, als wenn ſie alle laſterhaft geweſen wären, und ein unglückliches Ende genommen hätten; und gleichwohl gab es darunter einige vortreffliche Fürſten, und viele, deren Todt ſehr ruhig war. Er beſchreibt

ſeinen

seinen Vater völlig als einen Christen; aber wenn er dieses würcklich in einem so strengen Verstande gewesen ist, davon doch die Geschichte keinen Beweis giebt, so muß man sich desto mehr wundern, daß der Sohn bis in sein acht und dreyßigstes Jahr ein Heyde geblieben ist. Zwar die erste Kenntniß der christlichen Religion und einige Gewogenheit gegen ihre Bekenner scheinet ihm in der That von seinem Vater eingeflößt worden zu seyn; aber noch hatte sie sich nur in einer solchen Beschützung der Christen gezeigt, als sie von mehrern heydnischen Kayfern genossen hatten. Es ist auch befremdlich, daß Constantin den Gott der Christen bittet, sich ihm zu erkennen zu geben; ihm, der diese Kenntniß von seinem christlichen Vater längst hatte erlangen können, der sie auch noch aus den so bekannten heiligen Büchern der Christen schöpfen konnte. Es hat beynahe das Ansehen, daß diese Bitte eine Vorbereitung der Leser auf das Wunder abgeben müsse, welches gleich darauf erfolget seyn soll. Nennt man diese Anmerckungen und Vermuthungen etwas hart und beynahe feindseelig, so wird man doch nicht sagen können, daß sie gezwungen und unnatürlich bey dieser Erzählung angebracht sind. Leser, welche selbst bey Gelegenheiten zum Mißtrauen, über dieselben lieber wegsehen, als dabey stehen bleiben wollen, diese werden auch hier keine Bedencklichkeiten finden, warum sie nicht alles glauben sollten. Es ist auch, um es aufrichtig zu gestehen, nicht ganz unmöglich, den eben angeführten durch gewisse Wendungen auszuweichen.

Das Gebet des Käysers an den Gott der Christen, wurde, nach dem Eusebius, sehr bald

erhöret. Als er mit ſeinem Heere fortzog, vermuthlich noch in Gallien, ſahe er einſt Nachmittags, da ſich die Sonne bereits gegen Abend wandte, das Siegszeichen des Kreuzes über der Sonne aus Lichtſtrahlen gebildet, mit der Ueberſchrift: Hierdurch überwinde! Conſtantin und alle ſeine Soldaten, welche dieſe Erſcheinung ebenfals geſehen hatten, erſtaunten ſehr über dieſelbe. Er dachte lange über die Bedeutung derſelben nach, bis ihn die Nacht überfiel. Darauf erſchien ihm Chriſtus im Schlafe mit eben demſelben Zeichen, welches ihm am Himmel gezeigt worden war, und befahl ihm, eine ähnliche Fahne verfertigen zu laſſen, deren er ſich in ſeinen Schlachten als eines Beyſtandes wider die Feinde bedienen ſollte. Kaum war der Tag angebrochen, ſo erzählte er dieſes Geheimniß ſeinen Freunden, ließ die Künſtler, welche in Gold und Edelgeſteinen arbeiteten, vor ſich kommen, und beſchrieb ihnen genau, wie ſie dieſe Fahne machen ſollten. Es war ein Kreuz, welches ſie mit Goldblech bedeckten, an deſſen Spitze eine aus Gold und Edelſteinen gearbeitete Krone befeſtigt war, in deren Mitte ſich die beyden ineinander geſchlungenen griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Nahmens Chriſtus befanden: Buchſtaben, die der Kayſer auch nachmals auf ſeinem Helm trug. An der Queerſtange hieng eine aus Purpurfarbigter Seide gewebte, mit Edelgeſteinen beſezte, und mit Gold durchwürckte Fahne herab. Ueber derſelben aber, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes ſahe man die goldenen Bilder des Kayſers und ſeiner Söhne. Dieſe Fahne, die unter dem feyerlichen Nahmen Labarum berühmt iſt, ließ Conſtantin ſeitdem immer bey ſeinen Heeren als eine Schutzwehr gegen alle Feinde vortragen,

und

und mehrere nach diesem Muster verfertigen. Aber er vergaß auch den Gott nicht, an den er sich gewandt, und der sich ihm gezeigt hatte. Entschlossen keinen andern als diesen zu verehren, fragte er die Ausleger der Lehre desselben, was dieses vor ein Gott sey, und was jene Erscheinung bedeute. Sie antworteten ihm, es wäre Gott, der einzige Sohn des einen und allein wahren Gottes; das Zeichen aber, welches er gesehen hätte, sey ein Sinnbild der Unsterblichkeit, und ein Denckzeichen des Siegs, den dieser Gott, da er sich ehemals auf der Welt befand, über den Todt erhalten hätte. Sie lehrten ihn auch die Ursachen, warum derselbe in die Welt gekommen sey, und erklärten ihn die Art seiner Menschwerdung sehr genau. Constantin hörte ihre Reden lehrbegierig an, und bewunderte die göttliche Erscheinung, die ihm zu Theil geworden war. Da er beydes mit einander verglich, wurde er in seinem Gemüthe gestärckt: er zweifelte nun nicht mehr, daß ihm Gott selbst diese Wissenschaft ertheile. Darauf fieng er selbst an die göttlichen Schriften zu lesen, und indem er die christlichen Lehrer in seine Gesellschaft aufnahm, hielt er den Gott, welchen er gesehen hatte, vor höchst verehrungswürdig. Im Vertrauen auf denselben gieng er nun auf den Tyrannen loß, um die Wuth desselben zu dämpfen.

So wird die Bekehrung Constantins zum Christenthum beschrieben: die einzige von ihrer Art in der ganzen christlichen Geschichte; eben so wunderbar als unerwartet. Diese Erzählung scheint über alle Zweifel hinausgesezt zu seyn, weil Eusebius, (obgleich nicht in seiner Kirchengeschichte, wo er eine sehr bequeme Gelegenheit dazu hatte;

ſondern in dem Leben Conſtantins,) dieſelbe aus dem Munde des Kayſers ſelbſt aufzeichnete, der ihn ſogar die Wahrheit des am Himmel geſehenen Kreuzes mit einem Eide bekräftiget hat. Dieſer Geſchichtſchreiber, könnte man dencken, durfte es nicht einmal wagen, falſche Nachrichten darunter zu ſezen, weil ſehr viele Zeugen zu ſeiner Zeit noch lebten, die im Stande waren, ihn der Unwahrheit zu überführen. Die Begebenheit ſelbſt hat ſo groſſe Folgen nach ſich gezogen, daß man es wohl der göttlichen Weisheit würdig halten möchte, den Beherrſcher des mächtigſten Reichs dieſer Zeiten durch ein außerordentliches Mittel zur Annehmung der chriſtlichen Religion zu leiten. Die Denckmäler der oftgedachten Erſcheinung auf Fahnen und Münzen; die ſeitdem unveränderliche, immer wachſende und ausnehmende Gewogenheit Conſtantins gegen die Chriſten und ihre Religion, zu welcher er ſich endlich öffentlich bekannte; auch ſelbſt die Uebereinſtimmung der chriſtlichen Schriftſteller ſeit den Zeiten des Kayſers bis auf die lezten hundert Jahre, in dem Hauptinhalte dieſer Erzählung; alles dieſes ſcheint ihre Gewißheit noch mehr zu beſtätigen.

Gleichwohl ſind wenige Geſchichte ſo unglaublich als eben dieſe. Schon der Umſtand, daß ſie auf einem Wunder beruhet, und auf einem ſolchen, als in der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums nirgends vorkommt, erregt ein billiges Bedencken. Die Zeit, da Wunder zum Dienſte der chriſtlichen Religion geſchahen, war längſt vorbey: und wenn man auch unter einem der Nachfolger Conſtantins eine Art derſelben in den fürchterlichen Hinderniſſen findet, welche die Juden bey der verſuchten

Wieder-

Wiederaufbauung ihres Tempels zu Jerusalem' angetroffen haben, so war die Gelegenheit dazu von der äußersten Wichtigkeit für die Ehre des Christenthums. Damit aber kann die Bekehrung eines Fürsten nicht verglichen werden, der, wenn er würcklich Wahrheitsliebe besaß, sich der gewöhnlichen und vor seinen Augen liegenden Mittel bedienen konnte, dieselbe in Ansehung des Christenthums auszuüben. Durch diese offenbarte sich Gott täglich den Heyden; allein Constantin bat, daß er sich ihm besonders zu erkennen geben sollte, und er erhielt auch ein außerordentliches Zeichen. Man fühlt das Unwahrscheinliche in dieser Nachricht, da weit vortrefflichere heydnische Käyser als Constantin, die nicht weniger als er begierig waren, Gott zu kennen, auf keinem so übernatürlichen Wege zu ihm geführt worden sind, und dieser nicht einmal einer solchen Anleitung zu bedürfen schien. Was noch mehr ist, Constantin fand nicht einmal dieses Wunder deutlich genug zu der Absicht, die Gott dadurch erreichen wollte: ein sehr unerwarteter Zusaz bey dieser Geschichte. Gott, dessen Unterricht immer so hinlänglich ist, läßt ihn das Zeichen des Kreuzes sehen, das den Christen und ihrer Religion so eigenthümlich und so berühmt war; er erklärt es sogar durch eine beygefügte Ueberschrifft: und weder der Kayser noch so viele andere, die es bemerckten, verstanden die Bedeutung desselben. Noch muß ihm der Erlöser der Welt im Traum erscheinen, wenn er einigen Gebrauch von dem großen Wunder des Tages machen soll. Man vermuthet im voraus, daß Christus ihm die Lehren seiner Religion offenbaren und Vorschriften eines heiligen Lebens ertheilen werde. Nichts von diesem geschieht: er lehrt ihn bloß eine Fahne mit

ſeinem Nahmenszuge zum Schutze gegen ſeine Feinde verfertigen zu laſſen. Alles dieſes bringt den Leſer beynahe auf die Gedancken, daß es dem Urheber dieſer Nachrichten mehr um den abergläubiſchen Gebrauch des Kreuzes, als um die Religion ſelbſt zu thun geweſen ſey. Und noch immer wußte Conſtantin nach dieſen beyden Erſcheinungen nicht, was vor einen Gott er verehren ſollte, bis ihm die chriſtlichen Lehrer ſolches erklärt hatten. Er mußte alſo doch zu dem gewöhnlichen Mittel menſchlicher Unterweiſung ſeine Zuflucht nehmen, und das göttliche Wunder war gewiſſermaaßen ohne Nutzen.

Doch dieſe erſten Einfälle, die bey einer ſo ſonderbaren Erzählung aufſteigen können, und zum Theil in der That von ſcharfſinnigen Männern vorgebracht worden ſind, ſchwächen erſt alsdenn ihre Glaubwürdigkeit auf eine merckliche Art, wenn man auch auf die Zeugen derſelben mißtrauiſch wird. Und man muß dieſes werden, ſobald man ſieht, daß ſie über ihre vornehmſten Umſtände nicht mit einander einig ſind. An Statt der doppelten Erſcheinung bey Tage und im Schlafe, die Euſebius und nach ihm andere beſchreiben, ſezt ſie Laktantius, der gleichwohl an dem Hofe Conſtantins gelebt hat, bloß in einen nächtlichen Traum; oder er erzählt vielmehr nur, der Kayſer ſey während daß er ſchliefe, erinnert worden, die Schilde ſeiner Soldaten mit dem Kreuze zu bezeichnen, und alsdenn erſt dem Maxentius ein Treffen zu liefern; welches auch geſchehen ſey. Sozomenus, der ohngefähr hundert Jahre ſpäter ſchrieb, erzählt, Conſtantin habe im Traume das Kreuz am Himmel geſehen, und da er darüber erſtaunt

staunt sey, hätten die dabey stehenden Engel zu ihm gesagt: O Constantin! hierdurch sollst du überwinden. Philostorgius schrieb zu gleicher Zeit, die Bekehrung des Kayfers sey durch seinen Sieg über den Maxentius bewürckt worden, und eben damals habe man in den Morgenländern ein sehr glänzendes Kreuz am Himmel erblickt; die Sterne hätten es gleich einem Regenbogen umgeben, und die Worte mit lateinischen Buchstaben gebildet: Hierinne überwinde! Aus allen diesen Abweichungen der Geschichtschreiber von einander, kann man sicher schließen, daß die Erzählungsart des Eusebius nicht durchgehends vor wahr gehalten worden sey; oder wenigstens, daß die ihr entgegen stehenden Gerüchte mit derselben vereinigt worden sind.

Freylich löset sich das Ansehen aller dieser Zeugen zulezt in die Frage von der Zuverläßigkeit der Versicherungen des einzigen Kayfers auf. Man darf hier wider ihn nicht dasjenige gebrauchen, was Zosimus berichtet, daß Constantin öfters seinen Eid gebrochen habe: er wird also, könnte man hinzusezen, auch eben so leicht falsch geschworen haben. Dieser Schriftsteller ist nicht unpartheyisch genug gegen den Kayser, um seiner Beschuldigung allein zu trauen. Aber ist wohl selbst der Eid eines Fürsten, dem man den Ruhm der Aufrichtigkeit und Treue zugesteht, hinlänglich, eine von den unwahrscheinlichsten Umständen begleitete Erzählung außer Streit zu sezen? Auch gegen den rechtschaffensten Mann, der ein Kreuz und Buchstaben am Himmel gesehen haben will, wird man erinnern, entweder seine Einbildungskraft habe ihn hintergangen, oder er habe nur davon geträumet: zumal,

wenn dieſes leztere unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Schriftſteller ausdrücklich meldet. Antwortet man darauf, daß Conſtantin nicht allein, ſondern ſein ganzes Heer mit ihm das Kreuz am Himmel geſehen habe, und daß ſich ſchwerlich ſo viele tauſend Menſchen auf gleiche Art haben irren können: ſo entſteht eben, wenn man dieſes zugiebt, eine neue Art von Widerſpruche. Haben Conſtantins Soldaten einerley mit ihm geſehen, ſo war nichts überflüßiger als ſein Eidſchwur, die Erſcheinung zu beſtätigen: denn was acht und neunzig tauſend Menſchen von mehr als Einem Volcke, Alter, Religion, Einſicht und Neigung, vor eine gewiſſe Begebenheit vor ihren Augen halten, das gewinnt durch den Eid eines Kayſers nicht die geringſte Stärcke; und wenn er denſelben dabey vor nöthig befindet, ſo fängt man vielmehr an zu muthmaaßen, es möchten nicht alle, auf welche er ſich beruft, eben eine ſolche Meinung als er von derſelben haben. Der Gedancke, daß ſehr viele dem Euſebius eine Unwahrheit Schuld gegeben haben würden, wenn er die oftgedachte Begebenheit, auch ſelbſt nach der Erzählung des Kayſers anders berichtet hätte, als ſie würcklich vorgefallen iſt; dieſer Gedancke fällt nach einer mäßigen Ueberlegung von ſelbſt weg. Man weiß wohl, wie wenig eine Geſchichte, die ein Fürſt vor wahr angeſehen wiſſen will, die mit der herrſchenden Religion verbunden iſt, und die ſogar ein Wunder enthält, angegriffen werden darf. Man kann aber noch mehr ſagen: ſie hat in der That Widerſpruch erlitten, wie man bereits geſehen hat, und dieſes von einem Schriftſteller, der ſie eben ſo gut als Euſebius wiſſen konnte. Beyde hatten einen Hang zum Wunderbaren, und ſchrieben als Lobredner ihres Fürſten:

Lak-

Laktantius drückt sich so gar sehr heftig gegen alle Reichsgenossen und Feinde des Kayfers aus; gleichwohl begnügt er sich, jene Erscheinung in einen bloßen Traum zu verwandeln.

Allein sie mag ein nächtliches Gesicht des Kayfers, oder eine Erscheinung am hellen Himmel vor einem Theile seiner Unterthanen gewesen seyn, so ist man mit Rechte begierig zu erfahren, was ein so außerordentliches Mittel vor eine außerordentliche Veränderung hervorgebracht habe. Constantin, antworten die Schriftsteller, wurde dadurch sogleich geneigt, die christliche Religion anzunehmen. Man sieht unterdessen doch nicht, daß er dieses bald darauf gethan habe, und erst mehrere Jahre darnach findet man einige gegründete Ursache, ihn einen Christen zu nennen. Eben derselbe, fährt man fort, trug kurz nach dieser Erscheinung den vollkommenen Sieg über seinen Feind davon, der ihm durch dieselbe versprochen worden war. Allerdings besiegte ihn Constantin gänzlich; aber wenn wir nichts von seiner Erscheinung wüßten, so würden wir diesen Sieg bloß aus der Ueberlegenheit erklären, die ein geübter und tapferer Feldherr über einen trägen, wollüstigen und unerfahrnen Fürsten hat; so natürlich scheint jener Sieg erfolgt zu seyn. Fragt man nach andern großen Würkungen, die einer so wunderbaren Begebenheit würdig gewesen wären, die man augenscheinlich aus derselben hätte herleiten können, so sieht man überall keine. Der Kayser, für den Gott selbst einen sichtbaren Führer zur christlichen Religion abgegeben haben soll, der beynahe ein Christ werden mußte, um das feindliche Heer zu besiegen, wurde darum kein Beyspiel einer erhabenen, der Vollkommenheit gleichen

Tugend;

Tugend; er legte, ohngeachtet eines ſolchen Lehrers, ſeine herrſchenden Laſter und Fehler, beſonders den von ſeinen frühen Jahren an mercklichen Hang zur Grauſamkeit nicht ab. Wenn Gott ſeinen Verſtand durch ein Wunder erleuchtete, wie kam es, daß nicht auch zugleich ſein Herz durchaus gebeſſert ward, durch welches Gott noch würdiger verehrt werden konnte? Noch eine beträchtliche Nebenfolge, die man von dieſem Wunder hätte erwarten können, wäre die Bekehrung vieler heydniſcher Soldaten von dem kayſerlichen Heere geweſen, die es angeſehen hatten, und die Bedeutung deſſelben ſehr bald, unter andern auch durch die Fahne, die vor ihnen hergetragen wurde, erfahren mußten. Doch davon ſagt die Geſchichte nichts, und bey ihrem Stillſchweigen iſt es überflüßig, mehrere Fragen aufzuwerfen. Man findet eher davon Spuren, daß die Erzählung von dieſer geprieſenen Erſcheinung, die abergläubiſche Neigung Wunder zu ſehen geſtärckt habe. Nachdem die Chriſten angefangen hatten zu glauben, daß ſich der Himmel durch ein Kreuz und durch griechiſche Worte einmal für den Conſtantin erklärt habe, zweifelten ſie bald nicht, daß dieſes auch mehrmals geſchehen ſey. Nicephorus verſichert, daß er nach der Ueberwindung des Licinius, und zum drittenmale in dem Kriege mit den Scythen, eben dieſes am Himmel geſehen habe. Lange nach ſeinem Tode ſollte ſich ſeinem Sohne Conſtantius in einem ſeiner Feldzüge ebenfalls ein Kreuz am Himmel zur Vorbedeutung des Siegs gezeigt haben. Endlich kam es ſo weit, daß auch andere Chriſten ähnliche Geſichter hatten; unter andern wurde Probianus, ein Arzt, dem es unglaublich vorkam, daß vom Kreuze das Heil des ganzen menſchlichen Geſchlechts her-

herstammen sollte, durch die Erscheinung desselben, welche Gott veranstaltete, davon überzeuget.

Von was vor einer Seite man also auch diese berühmte Erzählung betrachtet, so bleibt sie entweder ungewiß oder verdächtig. Allein selbst nach dieser schärfern Untersuchung scheint man noch nicht berechtiget zu seyn, sie ganz und gar vor eine Erdichtung zu erklären. Immerhin mag man dem Kayser zutrauen, daß er, wie zur Befestigung seiner Herrschaft, also auch zur Empfelung derjenigen Religion, welche ihm gefiel, falsch und betrügerisch möchte gehandelt haben: eine Vorausſezung, zu der man gleichwohl noch keinen Grund sieht; — aber manche haben sie angenommen, und nichts dadurch gewonnen. Wenn Constantin die oftgenannte Erscheinung völlig ersonnen hat, so konnte er sich unmöglich darauf berufen, daß auch sein ganzes Heer dieselbe gesehen habe; ein solcher Betrug wäre viel zu grob gewesen, und hätte keine Würckung gethan; und schwerlich würden, wenn er denselben versucht hätte, die heydnischen Schriftsteller, welche seine Geschichte beschreiben, davon geschwiegen haben. Es ist daher glaublich, daß er und seine Soldaten würcklich etwas ihnen ungewöhnliches am Himmel erblickt haben.

Diese Vermuthung wird dadurch desto wahrscheinlicher, weil diejenigen, welche hier nichts als eine schlaue Erdichtung finden, die Absichten sehr gezwungen angeben, zu welchen sie gebraucht worden seyn sollte. Einige unter ihnen meinen, es sey eine Kriegslist gewesen, durch welche der Kayser seinen Soldaten Muth zu machen gesucht habe, indem er behauptet, er habe das Zeichen eines göttlichen

lichen Beyſtandes wider ihre Feinde am Himmel geſehen. Sie erinnern ſich aber nicht, daß Conſtantins Heer gröſtentheils aus Heyden, nemlich aus den barbariſchen Völckern, wie ſie die Römer nannten, beſtanden habe, die ihm in Germanien, Gallien und Britannien unterworfen waren; und ſelbſt ſeine Römiſchen Soldaten kann man nicht vor lauter Chriſten ausgeben. Bey dieſen Heyden mußte die Ankündigung eines erſchienenen Kreuzes, von dem ſie nicht einmal etwas bemerckten, einen ſchlechten Eindruck machen. Hätte ihr Feldherr eine Krone, das Sinnbild des Siegs bey allen Völckern, oder irgend einen von den heydniſchen Schutzgöttern geſehen, ſo würde dieſes weit kräftiger zu ihrer Aufmunterung gedient haben. So gab einige Zeit darauf Licinius, als er dem Maximinus ein Treffen liefern wollte, vor, ein Engel Gottes ſey ihm im Traume erſchienen, und habe ihn ein Gebet gelehrt, welches er mit ſeinem Heere zu dem höchſten Gotte ſprechen ſollte, ſo würde er den Sieg erhalten. Er that es, und war Ueberwinder. Hier zweifelt wohl niemand, daß ein Betrug vorgegangen ſey; allein Licinius wollte nur allein den Engel geſehen haben, und ſeine Erdichtung war gerade ſo beſchaffen, wie ſie einem aus Chriſten und Heyden zuſammengeſezten Heere gefallen konnte.

Andere ſehen dagegen die Nachricht, welche Conſtantin von der ihm wiederfahrnen Erſcheinung ausgebreitet hat, vor einen Kunſtgriff an, der chriſtlichen Religion einen Vorzug zu verſchaffen, ſie im Römiſchen Reiche ehrwürdig und beliebt zu machen. Die ſogenannten frommen oder heiligen Betrügereyen, die dieſes Nahmens ſo un-

unwürdig sind, waren damals unter den Christen schon lange üblich, und wurden vor einen erlaubten Dienst angesehen, den man der Wahrheit und Tugend erzeigte: darunter könnte also auch die gegenwärtige Erzählung gehören. — Allein Constantin war noch kein Christ, als er sie bekannt machte; er stand vielmehr in der Ungewißheit, welche Religion er ergreiffen sollte, und erst lange nachher trat er zum Christenthum. Nicht die Ausbreitung desselben, sondern die glückliche Führung seines Kriegs, der die Religion nichts angieng, war damals sein Hauptgeschäfte. Wenigstens kann man nach allen Spuren der Geschichte nicht anders urtheilen, und geheime Absichten zu beweisen ist mehr nöthig als eine Muthmaaßung.

Es giebt noch eine Entwickelung dieser verworrenen Geschichte: und man hat sie gleichfals gebraucht. Die ganze Erscheinung Constantins, sagt man, war nur ein Traum: er bildete sich im Schlafe ein, Christum mit seinem Nahmenszuge in der Hand, der eine Art von Kreuze vorstellte, zu sehen: dieses hielt er vor ein göttliches Gesicht, und vor eine Anzeige, daß ihm die Annehmung der christlichen Religion den Sieg erwerben würde; die übrigen Umstände aber sezte er willkührlich hinzu, um sich bey den Bischöfen ein desto größeres Ansehen zu geben. Durch diese Erklärung wird freylich das meiste leicht und natürlich; die abgeschmackten Umstände fallen weg, und sie stüzt sich außerdem auf das Zeugniß des Laktantius, der auch eines bloßen Traumes gedenckt. Gleichwohl ist es hart, die eidliche Versicherung des Kayfers eine Vorstellung, und den Antheil seines Kriegsheeres an dieser Erscheinung eine Lüge zu nennen:

und

und dieſes, weil man ihm eine Abſicht zuſchreibt, die er wenigſtens um die Zeit dieſer Begebenheit ſchwerlich gehabt hat. Es iſt auch nicht unmöglich, die Erzählungen des Euſebius und Laktantius mit einander zu vereinigen. Jener nahm ſeinen Bericht aus dem Munde des Kayſers mit allem Wunderbaren, das ſich dieſer dabey eingebildet hatte. Dieſer aber wählte von der gewöhnlichen Erzählung nur denjenigen Theil, der am erſten geglaubt werden konnte, und doch zu eben dem Endzwecke führte, als die vorgegebene Erſcheinung des Tages.

Nichts bleibt alſo übrig, als zu glauben, daß Conſtantin und ſeine Soldaten in der That etwas Außerordentliches am Himmel geſehen haben, das aber, an Statt aus der Naturlehre erklärt zu werden, als ein Wunder gedeutet worden iſt. Zu allen Zeiten haben ſeltene Lufterſcheinungen bey dem großen Hauffen Erſtaunen und Beſtürzung verurſacht, und gar zu leicht ſind ſie von demſelben in Wunderzeichen verwandelt worden. Wenn man hier ebenfals eine ſolche ungewöhnliche Veränderung am Himmel annimmt, ſo geſchieht es nur, nachdem man vergebens geſucht hat, die gemeine Erzählung zu retten. Man hat angemerckt, daß ein lichter Kreis um die Sonne, den man einen Hof um die Sonne zu nennen pflegt, dergleichen auch zuweilen den Mond umgiebt, ſich zu dieſer Begebenheit nicht übel ſchicken würde. Dieſes himmliſche Bild hat zuweilen einige Aehnlichkeit mit einem Kreuze, und für die Einbildungskraft braucht ſie nicht einmal ſehr groß zu ſeyn, um ihr ein würckliches Kreuz darzuſtellen, ſobald ſie mit dieſer Erſcheinung ganz unbekannt iſt. Ein ſolcher

Hof

Hof um die Sonne konnte noch natürlicher als eine Krone, und mithin als ein Vorbild des Siegs, angesehen werden. Selbst die Worte des Eusebius, die man zu übersezen pflegt: mit folgender um das Kreuz herumgehenden Schrift: Hierdurch überwinde! leiden auch gar wohl diese Uebersezung: mit einem herumgehenden Gemählde, welches anzeigte: Hierdurch überwinde! Und unter diesem Gemählde könnte eine Krone verstanden werden, die auch Constantin auf seine Fahne sezen ließ. Man wußte damals die Ursachen von den seltnern Abwechselungen der Natur zu wenig, als daß man diese wie in unsern Zeiten hätte erklären können. Auch bey dem Einzuge des Kayſers Augustus in Rom, hatte sich ein Hof um die Sonne gezeigt, und war vor eine Wundervolle Vorbedeutung gehalten worden. Mitten in einem Kriege, der sich einer entscheidenden Schlacht näherte, konnte eine solche Erscheinung keinen geringern Eindruck auf den Constantin machen. Es ist wahr, daß auch diese Erklärung ihre Schwierigkeiten hat; aber vielleicht sind sie nicht so groß und fast unüberwindlich, als bey den übrigen. Daß man ihr noch durch einige Vermuthungen zu Hülfe kommen muß, würde ihr allein, unter solchen Umständen dieser ganzen Geschichte, nicht nachtheilig seyn: denn sie sind nicht unwahrscheinlich. Vorausgesezt, welches keines Beweises bedarf, daß sich in dem Gefolge Constantins verschiedene Christen befunden haben, so ist es sehr glaublich, daß sie entweder den Kayser darauf gebracht haben, in dieser Gestalt der Sonne das Kreuz und ein Sinnbild des bevorstehenden Siegs zu entdecken; oder, daß sie ihn, wenn er selbst darauf gerieth, in dieser Meinung mit allem Eifer

beſtärckt haben werden. Vom Kayſer gieng dieſe Vorſtellung deſto leichter auf ſein Kriegsheer über, da es würcklich etwas Außerordentliches am Himmel erblickte, und nur einer Anleitung nöthig hatte, wovor es daſſelbe halten ſollte. Daß endlich Conſtantin in einem Traume der darauf folgenden Nacht, bereits eingenommen und lebhaft gerührt von dieſem vermeinten Wunderzeichen, eben daſſelbe, noch einmal, und zu der beſondern Abſicht gebildet, die er ſich bereits vorgeſezt haben mochte, geſehen hat; dieſer Umſtand iſt noch leichter als andere zu begreifen.

Ueberhaupt würde die Erörterung dieſer Frage, ob Conſtantin ein Kreuz über der Sonne geſehen habe, eben ſo unbeträchtlich ſeyn, als die Prüfung anderer ungewiſſen Wunder, mit denen die chriſtliche Geſchichte angefüllt iſt, wenn dieſes nicht durch das Urtheil der Chriſten ſeit vielen hundert Jahren ein wichtiges Anſehen bekommen hätte. Man hat die Ehre des Chriſtenthums damit verbunden, zu glauben, daß der erſte Kayſer, welcher ſich zu demſelben bekannt, und um die Ausbreitung deſſelben unbeſchreiblich verdient gemacht hat, einen übernatürlichen göttlichen Winck bekommen habe, um dieſes zu thun. Und ein Fürſt, dem die Chriſten ſo vielen Danck ſchuldig ſind, ſcheinet auch viel von ſeinem Ruhme zu verlieren, wenn er dieſe Erſcheinung, wo nicht erſonnen, doch wenigſtens falſch ausgelegt, und durch ſeine Einbildung vergrößert hat. Allein viele ehrwürdige und vortreffliche Männer vor ſeinen Zeiten, die der chriſtlichen Religion durch ihre Lehren und Sitten faſt größere Dienſte als Conſtantin durch Macht und Geſeze geleiſtet haben, ſind zur Er-

kennt-

kenntniß derselben auf dem ordentlichen, für jedermann offenen Wege des Nachforschens, gelangt: man sieht daher nicht, warum für ihn eine völlig neue Bahn hätte gebrochen werden sollen, und es gereichte dem Christenthum mehr zur Ehre, durch die Stärcke seiner Wahrheit Anhänger zu erhalten, als durch eine Erscheinung für die Sinnen. Hat aber Constantin bey jener Erscheinung geirrt, so hindert dieses noch nicht, daß sein Uebergang zum Christenthum aufrichtig gewesen seyn könnte. Schwache Einsichten und eine hizige Einbildungskraft können gar wohl mit redlichen Absichten bestehen. Die Bekehrung dieses Kayfers wird vielleicht zu streng nach der Wahrheit dieser Geschichte abgemessen, die ihre vornehmste Veranlaßung, aber nicht ihr einziger Bewegungsgrund gewesen ist. Da unterdessen die ersten Spuren derselben eben zu dieser Zeit sichtbar geworden sind: so scheint auch hier der bequemste Ort in seinem Leben zu seyn, um ihrem Ursprunge und ihrer wahren Beschaffenheit nachzuspüren

Constantin glaubte kaum, daß der Stifter der christlichen Religion ihn durch das Sinnbild seines Todes zu sich und zu einem gewissen Siege zu führen suchte, als er diese Religion allen andern vorzuziehen anfieng, sich in derselben unterrichten ließ, und ihr immer deutlichere Merckmale seiner Zuneigung gab. Zwar die Zeit, da er sie öffentlich und feyerlich angenommen hat, kann nicht genau bestimmt werden: und wenn man sie von dem Tage seiner Tauffe an rechnen will, so gehört sie erst in die lezten Tage seines Lebens. Aber diesen einzigen Umstand ausgenommen, ist nie ein Uebertritt zum Christenthum unleugbarer gewesen als

der ſeinige. Alle übrige äußerliche Merckmale deſſelben ſind ſo häuffig und anhaltend durch ſein ganzes folgendes Leben verbreitet, und dieſes iſt ſo offenbar der eifrigſten Beförderung und Empfe-lung der chriſtlichen Religion durch alle Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtanden, gewiedmet, daß man ihn nicht allein, wenn er dieſelbe nicht vor die ein-zige wahre gehalten hätte, den argliſtigſten und ſchändlichſten Heuchler unter allen Fürſten nennen müßte; ſondern auch nicht einmal einen hinläng-lichen Grund von einer ſo langen und beſchwerlichen Verſtellung, die er täglich ohne Gefahr ablegen konnte, anzugeben im Stande wäre. An ſeinem ſichtbaren Bekenntniſſe des Chriſtenthums fehlte nichts, wenn er gleich den Nahmen eines Chri-ſten nicht völlig auf die gewöhnliche Art angenom-men hat.

Dennoch haben es neuere Schriftſteller geleug-net, daß Conſtantin ein Chriſt geweſen ſey. Sie berufen ſich zuerſt darauf, daß er ſich erſt kurz vor ſeinem Tode habe taufen laſſen. Allein die Urſachen ſind ihnen nicht unbekannt, warum auch viele andere Chriſten jener Zeiten ihre Tauffe ſo lange verſchoben haben, und nur Catechumenen, oder Lehrlinge im Chriſtenthum, den größten Theil ihres Lebens hindurch, geblieben ſind. Es waren freylich Vorurtheile; gleichwohl zweifelte man an ihrer redlichen Ergebenheit gegen das Chriſtenthum nicht. Conſtantin handelte nach gleicher Denckungsart, und hatte noch einen eigenen Grund, wie man in dieſer Gegend ſeines Lebens ſehen wird. Aber, fährt man fort, er war ehrgei-zig, grauſam, üppig, auch da er bereits ein Chriſt hieß; man kann ſogar behaupten, daß er es da-

mals

mals in einem höhern Grade gewesen sey, als da man ihm diesen Nahmen noch nicht beylegte: würden aber wohl solche Laster bey ihm herrschend geblieben seyn, wenn er sich ganz dem Christenthum ergeben hätte? Dieser Einwurf wird zwar sehr übertrieben: es hat oft, wenn er vorgetragen wird, das Ansehen, als wenn das ganze spätere Leben Constantins eine unaufhörliche Reihe von Ausschweifungen der Unmenschlichkeit und Wollust gewesen wäre; unterdessen hat doch diese Beschuldigung einigen Grund. Sie beweiset jedoch nichts mehr, als daß das Herz des Kayfers nicht gebessert worden sey, da er das Christenthum annahm, und daß also seine Bekehrung schwerlich eine ausserordentliche Würckung Gottes gewesen seyn könne; keineswegs aber folgt daraus, daß auch sein Verstand die Wahrheit der christlichen Religion nicht eingesehen habe. Unzählige Beyspiele von Christen, welche ihre Religion ehren, und für die einzige richtige halten, gleichwohl aber die Vorschriften derselben nicht beobachten, bestätigen dieses Urtheil: und wer den Kayser eben so eifrig vertheidigen will, als er gehäßig angeklagt wird, der wird manche rühmliche und fromme Handlungen desselben seinen Fehlern entgegen stellen, um darzuthun, daß diese doch von jenen überwogen werden. Eben so wenig fließt aus der langen Nachsicht, welche Constantin gegen die Heyden und ihre Religion bezeigt hat, der Verdacht, daß er dem Christenthum nicht aufrichtig zugethan gewesen seyn möchte. Die Klugheit rieth ihm dieses Betragen an: und wenn auch seine Gefälligkeit hierinne zu weit gegangen seyn sollte, so raubt sie ihm noch nicht das Recht an den Nahmen eines Christen.

Er war würcklich ein Chriſt, ſagen andere; aber er hatte dieſe Religion nur aus Gründen der Staatsklugheit angenommen. Da er allein über das Römiſche Reich herrſchen, und ſo viele Mitbewerber aus dem Wege räumen wollte, ſo trat er auf die Seite der mächtigen Parthey der Chriſten, und wurde von derſelben ſo nachdrücklich unterſtüzt, daß ſeine Wünſche erfüllt wurden. Er kannte die Treue und Rechtſchaffenheit der Chriſten, die für ihren Glaubensgenoſſen und Beſchützer das Leben willig aufopferten. Durch eine gleiche verſtellte Neigung gegen die Chriſten, ſuchten auch Maximinus, Maxentius und Licinius ſich dieſelben günſtig zu machen; allein Conſtantinus war ſchlauer als ſie alle. Er verbarg ſeine wahren Geſinnungen, da ſie hingegen durch jedes Laſter dieſelben nur gar zu bald offenbarten. Alle ſeine Schritte beſtärckten die Chriſten in der Meinung, daß er zu ihrer Gemeine gehöre. Er ſezte ſich endlich in ihrer Gunſt durch manche politiſche Kunſtgriffe feſt, zu welchen beſonders dieſe gehörten, daß er ihrer Geiſtlichkeit viele Einkünfte und Rechte verſchaffte, ihr auf das ehrerbietigſte begegnete, und durch die Gewogenheit derſelben auch die Neigung des Volcks an ſich zog; dieſem aber eine erwünſchte Ruhe, Freyheit und Sicherheit der Beſitzungen ertheilte. Man vergißt auch hier wiederum nicht, die Ausbrüche der Laſter Conſtantins als Beweiſe anzuführen, daß ſein Chriſtenthum nur politiſch (ſo nennt man es,) geweſen ſey, weil er ſonſt ſeiner neuen Religion mehr Ehre gemacht haben würde.

Wenn man alles dieſes hört, ohne die Geſchichte und ihre Zeugen zu befragen, ſo hat es einen deſto größern Schein der Wahrheit, je mehr

man

man diesen Kayser als einen Fürsten kennt, der vieles aus Gründen der Staatskunst, zu Befriedigung seiner Herrschsucht gethan hat. Aber man hat alle Ursache, hier und bey einer Menge anderer Erzählungen, gegen die allzu weise und durchdringende Scharfsichtigkeit so mancher neuern Schriftsteller mißtrauisch zu seyn, welche oft grossen und berühmten Männern Bewegungsgründe und Absichten einer tief versteckt liegenden Staatsklugheit beymessen, von denen doch weder in dem Zusammenhange ihrer Handlungen, noch bey den Geschichtschreibern, welche sie am schärfsten beurtheilt haben, eine Spur anzutreffen ist. Zu einer Uebung im Nachdencken, zur wizigen Vorbereitung auf die Geschichtskunde, dienen solche Vermuthungen wohl; aber allein angewandt helfen sie die Geschichte unvermerckt verfälschen. Dieses ist auch der Fall, (ich kann entscheidend reden,) bey den geheimen Gründen der Bekehrung Constantins, die man entdeckt haben will. Frylich kann man von den christlichen Schriftstellern seiner Zeit nicht erwarten, daß sie es sagen sollten, wenn sie es auch wußten und glaubten, daß ihn der Ehrgeiz allein zu ihrer Parthey geführt habe. Aber es sind noch heydnische Schriftsteller aus seinen und den gleich folgenden Zeiten übrig, die seiner keineswegs geschont haben: Zosimus, ein ernster Geschichtschreiber, und Julianus, ein feiner Spötter. Sie geben eine sehr schimpfliche Ursache seines Uebertritts zu den Christen an, die bald genannt werden soll; allein daß er bloß aus herrschsüchtigen Absichten ein Christ geworden seyn sollte, davon sagen sie nichts: und Zosimus würde es am wenigsten verschwiegen haben, wenn er es vor wahrscheinlich gehalten hätte.

Conſtantins Geſchichte ſelbſt von dieſen Jahren begünſtigt die eben gedachte Muthmaaßung noch weit weniger. Ihm ſoll die Annehmung des Chriſtenthums dazu gedient haben, ſeine Mitkayſer deſto gewiſſer zu überwinden; und man ſieht doch nichts, was ſie dazu beygetragen haben könnte. Das Heer, mit welchem er dieſe Abſicht erreichen wollte, war gröſtentheils aus Heyden zuſammengeſezt; gleichwohl erklärt er ſich für die Chriſten. Man ſollte glauben, wenn hier ein Merckmal ſeiner Staatsklugheit gezeigt wird, er habe ſich gleich nach dem erſten Gedancken den Maxentius zu bekriegen, öffentlich zu der chriſtlichen Religion bekannt, die Chriſten hätten ſich darauf von allen Seiten zu ihm geſchlagen, und ein fürchterliches Heer ausgemacht, durch deſſen Hülfe Conſtantin Sieger geworden wäre. Ganz willkührlich macht man ferner die Chriſten zu einer ſo mächtigen Parthey im Staate, daß ſie dieſen Fürſten zum einzigen Beherrſcher deſſelben hätten machen können. Sie waren gewiß nicht nur an der Anzahl der ſchwächere Theil der Einwohner; ſondern es waren auch die höchſten Würden und Bedienungen, Reichthum und Anſehen meiſtentheils in den Händen der Heyden. Die eifrigſte Beſchützung alſo der heydniſchen Religion, deren Anhänger ſo ſehr das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten, würde ein weit kräftigeres Mittel geweſen ſeyn, durch welches ſich Conſtantin über ſeine Mitbewerber hätte empor ſchwingen können. Immerhin mag man auch behaupten, daß er den Krieg wider den Maxentius mit ehrgeizigen Abſichten angefangen habe; er wurde doch zu demſelben genöthigt, hatte die Gerechtigkeit und die Wünſche des beſſern Theils der Römer auf ſeiner Seite, und außerdem

so viele andere Vorzüge vor seinem Feinde, die ihm den Sieg versprachen, daß man desto weniger begreifen kann, warum er sich um die Unterstüzung der Christen beworben haben sollte. Es fehlt sogar, wie bereits angemerckt worden ist, viel daran, daß Constantin gleich zu der Zeit, da er des Beystandes der Christen am meisten benöthigt gewesen seyn soll, ihre Religion würcklich angenommen, oder sie nur öffentlich über die heydnische erhoben hätte. Man kann sicher aus diesem allem den Schluß ziehen, daß Constantin bey diesem Kriege von der Annehmung des Christenthums keine Vortheile erwartet habe, und daß die Verstellung in Ansehung desselben am wenigsten ein Kunstgriff seiner Staatskunst gewesen seyn könne. Das Beyspiel der übrigen Kayser, womit man das seinige vergleicht, ist hier sehr übel angebracht. Sie gaben sich auf eine kurze Zeit das Ansehen der Gerechtigkeit und Gewogenheit gegen die Christen, die sie nicht verfolgt wissen wollten, um den Ruhm der Güte zu erlangen, und sich auch bey ihnen beliebt zu machen. Allein vor Christen wollten sie niemals gehalten seyn; man sahe sie auch nicht darvor an, und ihre fälschlich angenommene Gesinnungen verloren sich bald wieder. Constantin hingegen fiel so wenig in den Verdacht, als wenn seine Neigung gegen die christliche Religion erdichtet wäre, daß er vielmehr von Jahren zu Jahren als ein eifrigerer Freund desselben betrachtet wurde. War dieses nur eine Frucht seiner Staatsklugheit, so ist es sehr schwer zu glauben, daß man seine Verstellung nie entdeckt habe, und daß er selbst ihrer endlich nicht müde geworden sey. Die Anstalten, welche er getroffen hat, um die Gunst der christlichen Geistlichkeit und der Christen überhaupt

zu erhalten, laſſen ſich immer natürlicher aus einer wahren Liebe gegen ſie, als aus den Staatsabſichten eines Fürſten erklären, deſſen Regierung ſo feſt gegründet war, daß ſie ſolcher Mittel gar nicht bedurfte. Und aus den Laſtern, die er nach ſeiner Bekehrung verübt hat, folgt auch nicht, daß dieſe nur zum Schein, um ſeine Unternehmungen zu befördern, angeſtellt worden ſey. Alles dieſes wird jedoch nicht in der Abſicht angeführt, um es ganz unglaublich zu machen, daß Conſtantin neben der Einſicht, die ihm das Chriſtenthum annehmungswürdig vorſtellte, durch keine Betrachtungen der Staatsklugheit in dieſer Geſinnung geſtärckt worden ſey; wenn man nur dieſelben nicht vor die einzigen Triebfedern ſeines Entſchluſſes erklärt. Er könnte gar wohl durch die Umſtände gerührt worden ſeyn, daß die chriſtliche Religion dem Staate treue und ruhige Bürger verſchafft habe; daß ihre Anzahl ſehr groß ſey, und daß die Neigung zu ihrem Glauben ſich immer weiter ausbreite; daß er ſie begünſtigen könne, ohne die Heyden zu verfolgen, und daß auf dieſe Art alle ſeine Unterthanen mit ihm zufrieden ſeyn würden.

Doch die Heyden jener Zeiten gaben einen ganz andern Bewegungsgrund an, durch welchen Conſtantin genöthigt worden ſey, ein Chriſt zu werden. Sie ſagten nach dem Berichte des Sozomenus, der gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts zu Conſtantinopel lebte, der Kayſer hätte aus Reue über die Hinrichtung ſeines Sohnes und anderer aus ſeiner Familie, den Philoſophen Sopater, den vornehmſten Platoniſchen Lehrer dieſer Zeit, um Rath gefragt, wie er ſich wegen dieſer Verbrechen reinigen und mit den Göttern ausſöh-

nen

nen lassen sollte; dieser aber hätte geantwortet, für so grobe Verbrechen gebe es gar keine Reinigung. Da der Kayser hierdurch, fahren sie fort, sehr beunruhigt worden sey, wäre er mit christlichen Bischöfen bekannt worden, die ihm versprochen hätten, ihn durch die Buße und die Tauffe von allen Missethaten völlig zu reinigen; und diese Erklärung, die so sehr nach seinem Wunsche gewesen wäre, hätte ihn ganz zum Freunde der christlichen Religion gemacht. Der Kayser Julian, der nicht lange nach dem Constantin regierte, folgte eben diesem Gerüchte in der Spottschrift auf seine Vorgänger in der Regierung. Er läßt in dem Sitze der Weichlichkeit und Ueppigkeit, welche er dem Constantin zu seinen Schutzgöttinnen giebt, im Nahmen derselben, und vielleicht gar durch den Stifter des Christenthums, folgendes ankündigen: „Jeder Hurer, jeder Mörder, jeder verwünschte „und abscheuliche Verbrecher, komme getrost hier„her! Denn sobald er mit diesem Wasser wird ab„gewaschen seyn, werde ich ihn sogleich ganz rein „machen. Und sollte er sich abermals solcher „Schandthaten schuldig machen, so will ich ihn „aufs neue reinigen, wenn er sich nur an die „Brust und an den Kopf schlägt.„ Endlich stimmt auch Zosimus, welcher zu gleicher Zeit mit dem Sozomenus lebte, mit demselben in seinem Berichte größtentheils überein. Nur sezt er zu den Verbrechen Constantins noch seinen häuffigen Meineyd, läßt ihn die Priester fragen, wie er sich aussöhnen lassen sollte, und versichert, derjenige, welcher dem Kayser die Meinung beygebracht habe, daß durch die christliche Religion alle Sünden vernichtet würden, sey ein Egyptier gewesen, der aus Spanien nach Rom gekommen, mit dem

Frauen-

Frauenzimmer im kayſerlichen Palaſte bekannt geworden ſey, und ſich mit dem Kayſer ſelbſt unterredet habe.

Ob es gleich Heyden ſind, welche dieſe Nachricht geben; ſo kann ſie doch darum nicht ſchlechterdings vor eine Lüge erklärt werden. Lange war es ſchon unter den Heyden bekannt, daß die Chriſten ihre Tauffe als ein Mittel, die Vergebung aller Sünden von Gott zu erlangen, betrachteten; Conſtantin konnte dieſes leicht erfahren, und dadurch in ſeiner Neigung gegen das Chriſtenthum vorzüglich beſtärckt werden: die übrigen Umſtände würden in dieſem Falle von den Heyden hinzugedichtet worden ſeyn. Man hat ſogar gemuthmaßt, daß der Egyptier, deſſen Zoſimus gedenckt, der Biſchof Hoſius aus Cordua geweſen ſeyn möchte, der bey dem Kayſer ſehr beliebt worden iſt. Allein dieſe Erzählung kann überhaupt nicht wohl vertheidigt werden. Es war ein früher Vorwurf der Heyden gegen die Chriſten, den man ſchon beym Celſus im zweyten Jahrhunderte findet, daß ſie alle Sünder, Thoren und Verbrecher in ihre Gemeinen mit dem Verſprechen einzuladen pflegten, es ſollte ihnen alles vergeben werden; da ſie hingegen, ſagten die Heyden, nur reine und unbefleckte Perſonen zu ihren Opfern zuließen. Eine entweder aus Unwiſſenheit oder aus Bosheit entſtandene Mißdeutung der Vergebung der Sünden, welche das Chriſtenthum anbot, auch mancher Stellen der Evangeliſchen Geſchichte. Dieſe Beſchuldigung wurde offenbar auf die Religionsveränderung Conſtantins angewandt. Aber unglücklicher Weiſe heftete man zween falſche Umſtände an dieſelbe. Der erſte war dieſer, daß die Hinrichtung ſeines

Sohns

Sohns und seiner Gemahlinn, die er anbefohlen hatte, die Veranlassung zu diesem Schritte gewesen sey. Gleichwohl ließ er beyde erst viele Jahre nach seinem Kriege mit dem Maxentius, zu einer Zeit ums Leben bringen, da schon lange niemand daran zweifelte, daß er das Christenthum angenommen habe. Will man sagen, (oder man hat es vielmehr würcklich gesagt,) daß Constantin bis auf diese Zeit die heydnischen Begriffe von der Religion noch nicht gänzlich abgelegt habe, und also wohl eine solche Nachricht von dem Christenthum für ihn entscheidend habe werden können: so räumt man mehr ein, als nach der Geschichte verlangt werden kann, indem Constantin, ohngeachtet aller Unvollkommenheit seines Religionsbekenntnisses, doch mit Rechte längstens als ein Christ angesehen wurde, der nicht erst so spät lernen durfte, daß durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden erhalten würde. Aber auch das ist unrichtig, daß es in der heydnischen Religion keine Aussöhnungsmittel für solche Verbrechen, als der Kayser begangen hatte, gegeben habe. Man hat dagegen das Beyspiel des Hercules angeführt, der für den Mord an seinen Kindern durch die geheiligten Gebräuche der Göttinn Ceres zu Athen gereinigt worden ist. Und an sich ist es schon unwahrscheinlich, daß die Priester einer Religion, die dem Lauf der Laster einen sehr schwachen Damm entgegen sezte, einen mächtigen Fürsten sollte abgewiesen haben, der sich ihren nichts bedeutenden Reinigungsgebräuchen unterwerfen wollte, von dessen Rache und Gewalt sie alles zu befürchten hatten; zumal da eine andere weit vernünftigere Religion sich schon lange neben der ihrigen ausgebreitet hatte, und ihr täglich größern Abbruch that.

Man

Man hat noch andere wenig wahrſcheinliche Umſtände in jener Erzählung bemerckt, wie unter andern die Unterredung des Conſtantin mit dem Sopater, der von den Gegenden ſo weit entfernt war, in welchen ſich derſelbe für die Chriſten zu erklären anfieng.

Man kann es daher immer die ſicherſte Meinung nennen, durch welche, wo nicht alle Schwierigkeiten dieſer Geſchichte, doch die meiſten erheblichen gehoben werden, daß Conſtantin um die Zeit, da er wider den Maxentius ins Feld rückte, einige genauere Kenntniß von der chriſtlichen Religion erhalten habe, und ihr günſtig geworden ſey; daß er eine natürliche Begebenheit am Himmel als eine Aufmunterung zu derſelben betrachtet, ſolches durch ein öffentliches Denckmal vor den Augen ſeiner Soldaten zu erkennen gegeben habe; daß die Chriſten, welche zu ihm Zutritt hatten, an dieſen ſeinen Geſinnungen vielleicht noch größern Antheil gehabt haben mögen als er ſelbſt; und daß er gleichwohl noch eine Zeitlang auf dem Mittelwege zwiſchen der heydniſchen und chriſtlichen Religion, doch näher an der leztern, geſtanden habe. Ein griechiſcher Schriftſteller des vierzehnten Jahrhunderts, Codinus, verſichert, daß Conſtantin durch ſeinen Hofbedienten Euphrates zum Chriſtenthum bekehrt worden ſey. Dieſe Nachricht kommt freylich ſehr ſpät; unterdeſſen könnte ſie eine aufbehaltene alte Sage ſeyn, und würde ſelbſt zur Beſtätigung des vorhergehenden Urtheils dienen. Denn daraus, daß Euphrates ein Kammerherr oder mit irgend einer andern Hofbedienung bekleidet geweſen iſt, zu ſchließen, daß er den Kayſer bloß durch Staatsgründe überredet habe, ſich das

An-

Ansehen eines Christen zu geben, dieses würde ein allzuwillkührliches Verfahren mit der Geschichte heißen. Es ist überhaupt beynahe unbegreiflich, warum es so viele Neuere nicht glauben können, daß Constantin die christliche Religion aus Ueberzeugung von ihrer Wahrheit angenommen habe. Nichts war für ihn leichter als diese Ueberzeugung zu erlangen. Sein Vater war schon auf dem Wege zu derselben begriffen; sein Hof, sein Heer, alle Bedienungen seines Staats, und alle Stände desselben waren mit Christen angefüllt; die nähern Hülfsmittel dazu konnten ihm nicht unbekannt seyn; und alles, was er in der Folge für die Christen und ihre Religion that, schien aus dieser immer wachsenden Ueberzeugung zu entspringen. Die Zweifel, die man dagegen erregt, beweisen bald zu viel, bald zu wenig. Man ist vielleicht am meisten abgeneigt zuzugeben, daß dieser Kayser auf eine ausserordentliche, von Gott veranstaltete Art in jener Einsicht und Neigung befestigt worden sey. Und eben dieses hat man auch am wenigsten nöthig zu glauben. Dennoch trifft man selbst bey dem heydnischen Redner Nazarius, dessen Lobrede auf den Kayser noch vorhanden ist, eine Spur an, daß man es vor gewiß gehalten habe, Constantin habe eine ungewöhnliche Lufterscheinung gesehen. Es ist, sagt er, in ganz Gallien bekannt, daß sich Kriegsvölcker in der Luft gezeigt haben, die ihre göttliche Sendung deutlich bezeigten. Alles soll an ihnen bewundernswürdig gewesen seyn, und besonders sollen ihre Waffen einen fürchterlich feurigen Glanz von sich geworfen haben; ja sie selbst sollen die Worte haben hören lassen: Wir ziehen zum Constantin; wir kommen ihm zu Hülfe. Irre ich nicht, so ist diese Erzählung aus dem Gesich-

te, deſſen ſich der Kayſer rühmte, entſtanden. Den Chriſten war es ein Kreuz; den Heyden ein Heer, das die Götter abgeſchickt hätten. So haben Leichtgläubigkeit, Unwiſſenheit, Aberglauben und Einbildungskraft zu allen Zeiten ſeltene Veränderungen des Himmels in Wunderzeichen verwandelt, und deſto mehr mit Zuſäzen vergrößert, je weiter ſie ſich fortpflanzten.

Aber es iſt Zeit, den **Conſtantin** aus Gallien, wo ihn dieſe lange, doch nothwendige Ausſchweifung bisher aufgehalten hat, mit ſeinem Heere über die Alpen ziehen zu ſehen. Voll Vertrauen auf den Gott der Chriſten, den er eben erkannt hatte, ſagt **Euſebius**, und unter Vortragung des Kreuzes in ſeiner Fahne, das ihm den Sieg verkündigt hatte; aber wider den Rath faſt aller ſeiner Feldherrn und Großen, die ihr Mißvergnügen über dieſen Feldzug durch öffentliche Merckmale der Furcht verriethen, auch wider die Erinnerungen der Wahrſager, (wie ein ungenannter Lobredner des Kayſers berichtet,) rückte er im Jahr 312 in Italien ein, indem er zugleich eine Flotte gegen die Italiäniſchen Häfen abſandte. **Maxentius** hatte die Feſtungen gegen die Alpen zu ſtarck beſezt: daher fand **Conſtantin** gleich an der Stadt Suſa einen muthigen Widerſtand. Allein er ließ Feuer an die Thore derſelben, und die Sturmleitern an ihre Mauern anlegen: ſo wurde ſie gleich am erſten Tage des Angriffs erſtiegen; doch verhütete er, daß ſie nicht geplündert wurde, und daß ſich das Feuer nicht weiter darinne ausbreiten konnte. Dieſes iſt die Erzählung des **Nazarius**; Zoſimus hingegen ſcheint anzuzeigen, daß der Kayſer ſowohl dieſe Stadt als alle andere, die ſich ihm wi-

der-

versezten, zerstört habe. Als Constantin hierauf gegen Turin fortzog, traf er in der Ebene bey dieser Stadt ein ansehnliches Heer an, das besonders durch einen großen Hauffen Küraßirer fürchterlich war, die sowohl selbst als ihre Pferde ganz mit Eisen bedeckt waren. Hier befohl er, daß sich sein Heer öffnen, und diese vor unüberwindlich gehaltene Reiterey, die den heftigsten Angriff that, in seine Mitte aufnehmen sollte: nachdem dieses geschehen war, schloß sich das Heer wieder zusammen, und die Küraßirer, welche nicht verwundet werden konnten, empfiengen desto stärckere Schläge mit Streitkolben an ihre Köpfe, von denen sie ermüdet zu sincken anfiengen; ihre schwere Rüstung erlaubte ihnen nicht, sich durch eine geschwinde Bewegung zu retten, und sie wurden endlich alle getödtet. Ihre Niederlage zog die Ueberwindung der übrigen, und die Ergebung von Turin nach sich. Alle Städte längst dem Po, und Meyland insonderheit, öffneten ihm gleichfals freywillig ihre Thore. Er zerstreuete auch einen Hauffen Reiterey bey Brescia; aber zu Verona versammlete sich unter der Anführung des Ruricius Pompejanus, eines der besten Feldherren des Maxentius, ein beträchtliches Heer. Es kam zu einer der hizigsten Schlachten, die tief in die Nacht hinein fortdauerte; Pompejanus verlor das Leben, und Constantin erhielt einen vollkommenen Sieg. Dieser hatte so sehr mit der Tapferkeit eines Soldaten gefochten, und sich einer so augenscheinlichen Lebensgefahr ausgesezt, daß ihm seine Befehlshaber darüber nach der Schlacht Vorwürfe machten, die von ihrem Eifer für seine Sicherheit zeugten. Verona wurde bald darauf erobert, und gänzlich zu Grunde gerichtet. Auch der übrige Theil des obern Ita-

lien unterwarf ſich in kurzem dem Conſtantin. Die Menge der Kriegsgefangenen war ſo groß, daß ſeine Soldaten wegen der Bewachung derſelben in Verlegenheit geriethen: daher ließ er aus den Degen derſelben Bande verfertigen, mit welchen ihre Hände angeſchloſſen wurden.

Nun hinderte den Kayſer nichts mehr, auf Rom ſelbſt loßzugehen. Laktantius läßt ihn einmal der Gegenparthey ein unglückliches Gefechte liefern; allein die übrigen Schriftſteller wiſſen von demſelben nichts, und es müßte alſo wenigſtens unerheblich geweſen ſeyn. Genug, er lagerte ſich in der Nähe der Hauptſtadt, auf einer Ebene, der Milviſchen Brücke über die Tiber gegen über. Er befürchtete jezt nichts mehr, als daß Maxentius in der Hauptſtadt bleiben und ſich eine geraume Zeit vertheidigen möchte: denn er hatte einen unermeßlichen Vorrath von Lebensmitteln daſelbſt zuſammengetragen. Roms Eroberung war nichts leichtes, und der Krieg würde dadurch ſehr verlängert worden ſeyn. In der That hatte Maxentius bisher gar keine Neigung gehabt, die Stadt zu verlaſſen, er wünſchte ſogar öffentlich, daß Conſtantin ſo weit heran rücken möchte: entweder im Vertrauen auf ſeine Macht; oder weil er hoffte, daß denſelben ſeine Soldaten, eben ſo wie ehemals den Severus die ſeinigen, verlaſſen würden. Dazu kam noch, daß ihm die Wahrſager, vielleicht eben weil ſie dieſe ſeine Geſinnung kannten, den Untergang verkündigt hatten, wenn er ſich aus Rom begäbe. Unterdeſſen ſtellte er doch ſein Heer dem Conſtantin entgegen, und ließ oberhalb der Milviſchen Brücke eine Schiffsbrücke bauen, die in eiſernen Hacken und Bändern der-

gestalt in der Mitte zusammenhieng, daß sie, wenn diese weggerissen wurden, plözlich einstürzte. Seine Absicht war dabey, (wie er auch den Baumeistern die dahin gehörigen Befehle gab,) daß die Brücke zerreißen sollte, während daß Constantin mit einem Theile seiner Soldaten darüber ziehen würde.

In dieser Verfassung bekam Constantin, wenn man dem Laktantius glauben will, in der Nacht vor dem Treffen, oder vor dem 28 Oktober des Jahrs 312 durch einen Traum den göttlichen Befehl, die Schilde seiner Soldaten mit dem Bilde des Kreuzes dergestalt zu bezeichnen, daß zugleich die Anfangsbuchstaben des Nahmens Christi (XP) herauskämen: und er that dieses gleich am andern Morgen. Daß er dieses würcklich gethan habe, leidet wohl keinen Zweifel: es könnte ihm auch füglich davon geträumt haben; allein daß es der Wille Gottes gewesen sey, erfordert einen stärckern Beweis als das Zeugniß des gedachten Schriftstellers. Die Neuigkeit der Sache war nach der berühmten Erscheinung am Himmel, und mit dem bisherigen ausnehmenden Glücke ihres Kayfers verbunden, wohl hinlänglich, den Soldaten vielen Muth einzuflößen. Darauf folgte die entscheidende Schlacht, von der man aber nicht völlig übereinstimmende Nachrichten hat. Laktantius versichert wiederum allein, daß die beyden Heere bereits mit einander gefochten hätten, als Maxentius immer noch zu Rom geblieben sey; das Volck aber, vor welchem er eben Spiele anstellte, habe ihn einen Verräther des Vaterlandes genannt, und ausgerufen, Constantin sey unüberwindlich; dadurch erst, und durch die Aussage der Sybillischen

Bücher, daß an dieſem Tage der Feind der Römer umkommen ſollte, ſey er bewogen worden, ſich zu ſeinem Heere zu verfügen. Doch nach dem Berichte anderer Schriftſteller, welche mehr Glauben verdienen, führte Maxentius ſein Heer ſelbſt über die von ihm errichtete Schiffbrücke; ſtellte es aber mit dem Rücken ſo nahe an die Tiber, daß es ſich, wenn es fliehen wollte, in dieſen Fluß ſtürzen mußte. Conſtantin griff dieſes dem ſeinigen an Menge weit überlegene Heer an, wie er immer zu thun pflegte, als Feldherr und als Soldat, und ſeine Reiterey ſchlug zuerſt die feindliche. Die Römer und die Italiäniſchen Bundsgenoſſen, die unter dem Maxentius dienten, fochten weniger tapfer als ſeine übrigen Kriegsvölcker, weil ſie von ſeinen Gewaltthätigkeiten befreyet zu werden wünſchten. Allein der Sieg blieb lange zweifelhaft, bis die Reiterey des Maxentius gänzlich in die Flucht getrieben war, der ſelbſt, indem er ſich zu retten ſuchte, von der zerbrochenen Brücke in die Tiber ſtürzte.

Sein Todt endigte dieſen Krieg, und öffnete dem Conſtantin die Hauptſtadt, in welcher er mit ungemeinen Freudensbezeigungen aufgenommen wurde. Der Senat und das Volck giengen ihm entgegen; die Einwohner Roms konnten ſich nach allem, was ſie ſechs Jahre hindurch gelitten hatten, an dem Anblicke ihres Erretters nicht ſättigen; einige verlangten ſogar laut, daß er außerhalb des Palaſtes ſtehen bleiben ſollte. Er zog verſchiedene Senatoren aus dem Gefängniſſe hervor, in welches ſie Maxentius geworfen hatte, und gab allen Römern das ihnen von demſelben entriſſene wieder. Faſt allen Anhängern dieſes grauſamen Fürſten ver-

verzieh er, und einigen derselben ertheilte er neue Bedienungen. Vergebens forderte das Volck öffentlich, daß eine Anzahl von ihnen hingerichtet werden sollte. Doch ließ er wenige Vertraute desselben, und, wie einige glauben, auch seinen Sohn, umbringen. Die Soldaten des Maxentius wurden beybehalten; aber an den Rhein und die Donau geschickt, um die Gränzen des Reichs gegen die sogenannten barbarischen Völcker zu vertheidigen. Constantin hob auch die zahlreiche kayserliche Leibwache auf, welche nicht nur seinem Feinde sehr ergeben gewesen war; sondern auch sehr oft die Wahl und Absezung der Kayser an sich gerissen hatte. Da die große Staatsveränderung, die er im Reiche gestiftet hatte, der verhaßten Art von Leuten, welche Angeber hießen, Gelegenheit gab viele anzuklagen, die unter der vorigen tyrannischen Regierung ihre Mitbürger bedrückt hatten: so verbot er bald darauf, daß die Obrigkeit ihnen kein Gehör geben sollte, und sezte Strafen fest, mit denen sie belegt werden sollten. Im übrigen hatte er eben sowohl als andere Römische Kayser eigene Leute, welche die begangenen Verbrechen ausspähen und den Richtern hinterbringen mußten; aber unter weisen und nüzlichen Einschränckungen.

Der Senat, dessen Ansehen Constantin wieder herstellte, und den er mit vielen würdigen Männern vermehrte, ertheilte ihm aus Danckbarkeit den ersten Rang unter den Kayfern, den sich Maximinus zueignete. Er ließ auch ihm zu Ehren einige Jahre darauf einen Triumphbogen aufrichten, den man noch zu Rom sieht. Verschiedene Zierrathen desselben wurden von den ähnlichen Denckmälern des Marcus Aurelius und anderer Kayser genom-

men, zu deren Zeit die Künſte weit vollkommener blühten als damals, und es ward die Aufſchrift darauf geſezt, daß der Senat und das Volck dem Kayſer dieſen Triumphbogen errichtet hätten, weil er auf Antrieb der Gottheit, und durch die Größe ſeines Geiſtes, den Staat ſowohl an dem Tyrannen als an ſeiner ganzen Parthey zu Einer Zeit mit gerechten Waffen gerächt habe. Es wiederfuhren ihm noch andere Ehrenbezeigungen, wie es bey ſolchen Fällen gewöhnlich iſt; und er ſeiner Seits ſchmückte Rom mit vielen Bildſäulen aus, bauete öffentliche Bäder daſelbſt, und gab den bereits vorhandenen Gebäuden, die zum gemeinen Gebrauche und Vergnügen beſtimmt waren, neue Feſtigkeit und Pracht. Dieſes Betragen, die Leutſeeligkeit, mit welcher er ſo viele Menſchen aufnahm, die aus ganz Italien nach Rom kamen, um ihn zu ſehen, und ſeine freygebige Sorgfalt, dem Verluſte und den Beſchwerden eines jeden abzuhelfen, dieſes alles, ſagt Nazarius, vermehrte die Liebe des Volcks gegen ihn ungemein, und er konnte es daher durch ſeine ſanfte Regierung lenken wie es ihm gefiel.

Aber zugleich gab er auch ausnehmende Merckmale ſeiner Ergebenheit gegen das Chriſtenthum. Eines der vornehmſten war dieſes, daß er mitten in Rom ſeine Bildſäule mit dem Kreuze in der Hand aufrichten, und folgende Worte darunter ſezen ließ: „Durch dieſes heilſame Zeichen, einen „wahren Beweis der Tapferkeit, habe ich eure „Stadt von dem Joche einer tyranniſchen Herr„ſchaft errettet und in Freyheit geſezt; über dieſes „habe ich den Römiſchen Senat und das Volck „durch dieſe Befreyung völlig wieder in ihr altes

„An-

„Ansehen und in ihren ehemaligen Glanz versezt.„ Bey diesem öffentlichen Bekenntnisse, das er ablegte, unterließ er desto mehr die feyerliche Gewohnheit der Kayser und Feldherren, die nach einem ausnehmenden Siege ihren Einzug zu Rom hielten, dem Jupiter im Capitol dafür Danck abzustatten. Es ist wahr, daß er gleichwohl bald darauf den Nahmen und das Kleid des höchsten Priesters der Römischen Religion (Pontifex maximus) angenommen hat. Allein diese Staatscärimonie war damals überhaupt, und noch mehr bey ihm, in Absicht auf den eigentlichen Religions-Eifer sehr unbedeutend. Man hat vergebens versucht, diese Handlung des Kaysers zu leugnen. Bald sollte Zosimus, der sie berichtet, kein glaubwürdiger Zeuge seyn; bald wollte man bemerckt haben, daß sich Constantin zwar diese Würde in öffentlichen Denckmälern habe beylegen lassen; daß aber aus dieser Nachsicht nicht folge, er habe sie selbst übernommen. Es kann jedoch nicht daran gezweifelt werden, daß Constantin, und nach ihm mehrere christliche Kayser, sich des gedachten Ehrennahmens bedienet haben. Seit dem Augustus hatten die Kayser, indem sie alle wichtige Würden des ehemaligen freyen Römischen Staats in ihrer Person vereinigten, auch das Amt eines Römischen Oberpriesters sich ausdrücklich von dem Senate ertheilen lassen: und es wurde immer als eine mit der kayserlichen nothwendig verbundene Würde betrachtet. Sie schloß nicht allein die höchste Aufsicht über alle Religionsgebräuche und so viele Personen, welche dieselben vollziehen mußten, in sich; sondern wurde auch dadurch sehr ansehnlich, und bey nahe fürchterlich, weil derjenige, welcher sie besaß, durch Hülfe und unter dem Vorwande der

Religion, die wichtigſten Angelegenheiten beförderen oder gänzlich hintertreiben konnte. So wenig alſo Conſtantins Vorgänger dieſelbe einem andern überlaſſen durften: ſo natürlich wurde ſie auch auf ihn, gleich beym Antritte der Regierung zu Rom, fortgepflanzt. Als ein Freund des Chriſtenthums, und alſo einer Religion, die der herrſchenden im Staate völlig entgegen geſezt war, brauchte er dieſe höchſte Gewalt in Religionsſachen, die gewiſſermaaßen von dem Senate und dem Volcke unabhängig war, noch weit mehr. Er und ſeine chriſtlichen Nachfolger erhielten gleichſam damit ein bey den Heyden ſelbſt ehrwürdiges Recht, Veränderungen bey der Religion vorzunehmen. Conſtantins Macht wurde dadurch vergrößert und befeſtigt; zu abgöttiſchen Verrichtungen nöthigte ihn dieſe Ehrenſtelle nicht: und da er ſo vielen andern heydniſchen Aberglauben während ſeiner ganzen Regierung geduldet hat, ſo iſt die Beybehaltung dieſes Nahmens faſt am leichteſten zu entſchuldigen.

Indem er dieſes that, offenbarte er dagegen ſeine Gewogenheit gegen die Chriſten immer deutlicher. Noch im Jahr 312 gab er gemeinſchaftlich mit dem Kayſer Licinius eine Verordnung, durch welche ihnen eine vollkommene Religionsfreyheit zugeſtanden wurde. Sie iſt nicht mehr vorhanden; allein man weiß, daß ſie nicht ganz die gewünſchte Würckung gethan hat. Denn da in derſelben jene Freyheit nicht allein den rechtgläubigen Chriſten, ſondern auch allen mit ihnen äußerlich verwandten Sekten und Religionsparthеyen ertheilt worden war: ſo ſcheinen die erſtern durch dieſe Vermiſchung beſchimpft worden zu ſeyn, und die Verordnung, in der auch ſonſt noch einiges genauer

nauer zu bestimmen war, wurde nicht von allen, für welche sie gehörte, gebraucht und beobachtet. Vielleicht waren auch die Heyden mit diesem Befehl nicht zufrieden, weil er, wie man wenigstens gemuthmaaßt hat, den Christen zu günstig und rühmlich seyn mochte. Daher gaben Constantinus und Licinius im Jahr 313 zu Meyland ein anderes etwas verändertes Gesez zum Besten der Christen. Sie gestehen im Eingange desselben, daß sie glauben, es müsse kein Mensch in Ansehung der Religion, die er wählen wolle, im geringsten gezwungen werden; gedencken ihrer ersten Verordnung mit den schon angeführten Umständen, und befehlen darauf als das gemeinnüzigste und nothwendigste was sie nur anordnen könnten, daß die Christen und alle andere Unterthanen einer völligen Freyheit genießen sollten, eine Religion zu bekennen, welche ihnen gefiele; damit, sagen sie, jede Gottheit und jedes himmlische Wesen uns und allen, die unter unserer Herrschaft stehen, gnädig seyn könne. Es soll also auch niemand gehindert werden, zum Christenthum zu treten, und dasselbe ohne alle Einschränckung auszuüben; nur die ketzerischen Sekten werden nunmehro von diesem Vorrechte ausgeschlossen. Die beyden Kayser sezen hinzu, diese allgemeine Religionsfreyheit sey zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe dienlich; und sie hätten dieselbe auch deswegen eingeführt, damit es nicht scheinen möchte, als wenn sie irgend eine Art Gott zu verehren herabsezen wollten. Sie befehlen ferner, daß den Christen ihre ehemaligen Versammlungshäuser zum Gottesdienste sogleich zurückgegeben werden sollen; wenn gleich jemand dieselben von der kayserlichen Kammer oder von einem andern gekauft, oder auch geschenckt

ſchenckt erhalten hätte, ſo ſollten ſie doch die Chriſten ohne alle Wiedererſtattung zurück bekommen: nur ſollte es denen, welche wegen dieſes Verluſtes eine Vergütung begehren wollten, freyſtehen, ſich darum bey dem Statthalter jeden Landes zu melden. Unter eben dieſen Bedingungen ſollten den Chriſten auch alle andere entriſſene Plätze und Gründe wieder eingeräumt werden, die einer ganzen Gemeine derſelben zugehört hätten. Alles, wie ſie nochmals verſichern, in der vornehmſten Abſicht, damit ſie der Vorſorge Gottes, welche ſie ſchon bey vielen Gelegenheiten erfahren hätten, auf immer gewiß ſeyn möchten. Gleich darauf folgte ein kürzerer Befehl zur Beſtätigung des vorhergehenden, und um es beſonders dem Oberſten von der Leibwache, (der zugleich der höchſte Staatsbediente war,) nochmals einzuſchärfen, daß die Kayſer die gedachte Wiedererſtattung nur den rechtgläubigen Chriſten, oder, wie man ſich ſchon lange ausdrückte, der catholiſchen, das heißt, der allgemeinen den Ketzern entgegen ſtehenden Kirche, beſtimmt hätten.

In dieſem Befehle **Conſtantins**, (denn er hat ohne Zweifel den meiſten Antheil daran gehabt,) iſt nicht nur der Grundſaz ungemein merckwürdig, auf welchen er denſelben gebauet hat, daß kein Menſch in Abſicht auf die Religion einigem Zwange unterworfen ſeyn müſſe: ein ſehr richtiger und ſehr menſchlicher Grundſaz, den ihm die Vernunft allein lehrte, den er aber zum Theil ſelbſt in der Folge, und noch mehr die Chriſten aller ſpätern Jahrhunderte, von dem ſeinigen an, auf die Seite gelegt haben. Es dient aber auch dieſer Befehl weit mehr zur gewiſſen Beurtheilung der damaligen Geſinnungen dieſes Kayſers, als viele andere Erzählun-

zählungen. Weit gefehlt, daß er darinne die christliche Religion vor die einzige wahre erklären, und aus dieser Ursache ihr eine gleich freye Ausübung mit der heydnischen schencken sollte, so ist es vielmehr nur die politische Verträglichkeit eines gegen alle seine Unterthanen gerechten und gnädigen, ihre verschiedenen Religionen aber einander gleich schätzenden Fürsten, die ihn zu diesem Entschluße gebracht hat. Er will jede Gottheit verehrt wissen, um ihren Schutz und ihre Gnadenbezeigungen nicht zu verlieren. Zwar sagt er nicht ausdrücklich, daß er dieses auch von den Göttern, die von den heydnischen Römern angebetet wurden, erwarte; aber die ganze Verbindung seiner Worte leidet kaum eine andere Erklärung. Will man gleich sagen, daß er den Licinius und seine heydnischen Unterthanen habe schonen müssen; so scheint es doch, daß man etwas größeres von einem Fürsten habe erwarten können, der Christo seinen Sieg zueignete. Daraus folgt, daß Constantin damals den Gott der Christen zwar vorzüglich geehrt; aber das Heydenthum noch nicht gänzlich verlassen habe.

Er und Licinius schickten die erste dieser Verordnungen an den Maximinus, der über die Morgenländer regierte, in der Absicht, daß er, der vor ihren Freund gehalten seyn wollte, auch in seinem Gebiete den Christen auf gleiche Art begegnen möchte. Dieser Fürst, ein grausamer Verfolger derselben, und ein geheimer Bundsgenosse des Maxentius, befand gleichwohl vor gut, sich den beyden vereinigten Kayfern gefällig zu bezeigen: er gab daher einen ähnlichen Befehl für seine christlichen Unterthanen, durch welchen sie aber nur eine sehr ein-

geſchränckte Freyheit erlangten. Bald darauf legte er die Verſtellung ab, bekriegte den Licinius im Jahr 313, erlitte aber eine gänzliche Niederlage von demſelben, und ſtarb noch in eben dieſem Jahre, nachdem er vorher, während ſeiner tödtlichen und äußerſt ſchmerzlichen Kranckheit, eine neue Verordnung ausgefertiget hatte, die den Chriſten eine vollkommene Religionsfreyheit ertheilte. Daß Licinius ihn beſiegte, wurde dem Gebete zugeſchrieben, das er und ſein Heer nach der Vorſchrift, die ihm ein Engel im Traum gegeben hatte, an den wahren Gott richteten: eine zu geſchwinde und zu verdächtige Nachahmung von der Erſcheinung, auf welche ſich Conſtantin berief. Licinius war eben ſo wenig ein Chriſt oder ein Freund der Chriſten als Maximinus; er wurde es auch ſeit dieſer Begebenheit nicht, und verfolgte die Familie und die Anhänger des gedachten Kayſers, auch ſelbſt der vorhergehenden mit unmenſchlicher Wuth; allein aus Achtung gegen den ſiegenden Conſtantin, deſſen Schweſter er eben jezt zur Gemahlinn bekam, und um ſich mit ihm wider ihren gemeinſchaftlichen Feind zu verbinden, nahm er auf kurze Zeit den Schein an, als wenn er völlig gleichgeſinnt mit ihm wäre.

Unterdeſſen beſchäftigte ſich Conſtantin anfänglich zu Rom mit Handlungen der Freygebigkeit und des Wohlthuns gegen Dürftige jeder Art, beſonders aber gegen die Chriſten. Ihren Lehrern erwies er viele Hochachtung, zog ſie an ſeine Tafel, und hatte ſie immer in ſeiner Geſellſchaft; er unterſchied ſie auch ſchon damals von den übrigen Unterthanen durch gewiſſe Freyheiten, die er ihnen ertheilte. Eine Anzahl chriſtlicher Kirchen erweiterte

terte und vergrößerte er; andern machte er prächtige Geschencke. Die Christen der folgenden Zeiten haben ihn daher zum Stifter von einer Menge Kirchen zu Rom und anderwärts angegeben; aber alle diese besondern Umstände sind ungewiß, so wie auch dieser, daß er den Römischen Bischöfen den Lateranensischen Palast geschenckt haben sollte. Darauf vermählte er im Jahr 313 seine Schwester zu Meyland mit dem **Licinius**: und zu dieser Feyerlichkeit ladeten beyde Fürsten den alten in seiner Einsamkeit ruhenden **Diocletian** ein; da er es aber abschlug zu ihnen zu kommen, machten sie ihm so harte und drohende Vorwürfe darüber, er hätte den **Maxentius** und **Maximinus** begünstigt, daß diese unverdiente Begegnung seinen Todt beschleunigt haben soll. **Constantin**, den gleich darauf ein neuer Einfall, mit welchem die Francken Gallien bedrohten, in diese Gegenden rief, sezte sich ihnen so geschwind am Rhein entgegen, daß sie nicht allein zurück gehalten, sondern auch bald in einem Hinterhalte geschlagen, und ihm dadurch der Weg zur Verwüstung ihres Landes geöffnet wurde. Aus diesem führte er eine große Menge Gefangene weg, und warf sie mit seiner gewöhnlichen Grausamkeit beym öffentlichen Schauspiel den wilden Thieren vor.

Jezt war das Römische Reich zwischen dem **Constantin** und dem **Licinius** getheilt. Jener, welcher die Abendländer beherrschte, hatte nach der Eroberung Italiens, auch Africa und die Inseln des Mittelländischen Meeres ohne alle Gewalt unter seine Botmäßigkeit gebracht. Eine beträchtliche Stadt in dem gedachten Welttheil, Cirta, nahm aus Danckbarkeit gegen die Sorgfalt, mit

wel-

welcher er ſie wiederhergeſtellt und ausgeſchmückt hatte, den Nahmen Conſtantine an, den ſie noch in unſern Zeiten, da ſie zu dem Staate von Algier gehört, führet. Allein Conſtantinus und Licinius waren nach dem Urtheil des Aurelius Victor, von einer viel zu unähnlichen Gemüthsart, als daß ſie lange mit einander hätten einig bleiben können: denn jener, ſagt er, liebte die Pracht, und ließ ſeinen Feinden ihre Güter und Ehrenſtellen; dieſer aber war auf eine niederträchtige Art ſparſam, und marterte ſelbſt unſchuldige Weltweiſen zu Tode, wie er überhaupt ein erklärter Feind der Gelehrſamkeit war. Im Grunde hatten ſie jedoch beyde in Anſehung des Ehrgeizes, der Herrſchſucht, und des eiferſüchtigen Mißtrauens, mit welchem einer die Macht des andern beobachtete, vieles mit einander gemein. Es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von beyden hauptſächlich ihre kurze Verbindung getrennt habe. Zoſimus verſichert, Conſtantin habe, wie er immer gewohnt geweſen ſey, dasjenige, worüber ſie ſich mit einander verglichen hätten, nicht redlich genug erfüllt; er habe inſonderheit verſucht, einige dem Licinius unterworfene Länder zu ſeinem Gebiete zu ziehen. Mit ihm ſtimmt Eutropius ziemlich überein, indem er meldet, daß Conſtantin als ein Fürſt, dem es an Muth und Entſchloſſenheit nicht fehlte, ſeine großen Entwürfe auszuführen, in der Abſicht die Herrſchafft der Welt an ſich allein zu reißen, den Licinius bekriegt habe. Aber andere Schriftſteller leiten den Urſprung ihrer Feindſchaft vom Licinius her, und ein Ungenannter erzählt davon folgende Umſtände. Conſtantin wollte den Baſianus, den er mit ſeiner Schweſter Anaſtaſia vermählt hatte, zum Cäſar erklären, und ihm die Regierung von Italien über-

übergeben: er ersuchte daher den Licinius um seine Einwilligung dazu. Dieser aber reizte zu eben derselben Zeit den Bassianus zu einer Verschwörung wider den Constantin, wozu er sich des Senecio, der Bassians Bruder war, bediente. Nachdem Constantin dieses entdeckt hatte, ließ er den Bassian hinrichten; allein den Senecio forderte er vergebens vom Licinius, zu welchem sich derselbe geflüchtet hatte. Man sezt noch hinzu, daß Constantin berechtigt gewesen sey, von dem Licinius, nachdem er den Maximinus überwunden hatte, zu verlangen, daß derselbe in eine neue Theilung des Reichs willigen möchte, weil nunmehro der Antheil des Licinius weit beträchtlicher als seiner gewesen sey. Selbst ihre gemeinschaftliche Regierung habe eine völlige Gleichheit zwischen ihnen erfordert, und Constantin habe die Eroberungen seines Mitregenten dadurch gesichert, daß er das Reich auf einer andern Seite gegen die Einfälle der Barbaren vertheidigt habe. Allein da Licinius sich geweigert habe, eine neue Theilung vornehmen zu lassen, sey er mit desto größerm Rechte bekriegt worden. Dieses Urtheil der Neuern hat einen großen Schein; aber es kann nicht hinlänglich bewiesen werden, und es fehlt insonderheit an einer Nachricht, was beyde Fürsten über die Provinzen, welche sie dem Maxentius und Maximinus entreißen würden, vor eine Abrede getroffen hatten. Der Bericht des Ungenannten kann glaubwürdig seyn, und hebt doch nicht allen Verdacht auf, daß auch Constantin Gelegenheit zu diesem Kriege mag gegeben haben.

Er brach im Jahr 314 zwischen ihnen aus. Constantin rückte in das Gebiete des Licinius,

in

in Nieder-Pannonien, ein, wo ſich derſelbe bey der Stadt Cibalis, (in der heutigen Landſchaft Sclavonien) gelagert hatte. Hier fiel eine der hartnäckigſten Schlachten zwiſchen beyden Heeren vor, die vom Aufgange der Sonne bis zum Abend fortdauerte: Römer ſtritten gegen Römer, und Licinius gab als Feldherr betrachtet dem Conſtantinus wenig nach; aber endlich wurde er geſchlagen, und flüchtete ſich mit dem übrig gebliebenem Theile ſeines Heeres nach Thracien, welches jezt Romanien heißt, um daſelbſt friſche Kriegsvölcker an ſich zu ziehen. Die Geſchwindigkeit im Kriege war dem Conſtantin vorzüglich eigen: er verfolgte daher den Licinius mit vieler Hitze, bis er zu Philippopolis in Thracien angekommen war. Daſelbſt ließ ihm Licinius den Frieden anbieten; allein dieſer hatte auf ſeiner Flucht, vermuthlich um ſich eine neue Stütze zu verſchaffen, einen gewiſſen Valens zum Cäſar ernannt: dieſer Schritt mußte dem Conſtantin mißfallen, und hinderte den Vergleich. Es folgte alſo eine neue Schlacht zwiſchen Philippopolis und Adrianopolis; allein obgleich mitten unter dem Gefechte eine Schaar von Conſtantins Kriegsvölckern ankam, und dem Heere des Licinius in die Seite zu fallen verſuchte, blieb der Sieg doch unentſchieden. Man erzählt ſogar, daß der leztere durch eine geſchickte Wendung dem erſtern in den Rücken gekommen ſey; ingleichen, daß Conſtantin ſein Geräthe in einem Hinterhalte verloren habe. Genug, beyde waren geſchwächt, und in einem zweydeutigen Zuſtande; Conſtantin hatte zwar mehr Vortheile auf ſeiner Seite, zumal da er den Krieg tief im feindlichen Lande führte; allein Licinius war auch im Stande, denſelben noch eine Zeitlang fortzuſezen.

sezen. Alles dieses erleichterte den Frieden, der noch im Jahr 314 auf die Bedingung geschlossen wurde, daß Valens nicht mehr Cäsar seyn; Constantin aber Illyrien, Griechenland, Macedonien, und alle andere Europäische Länder jener Gegenden bis auf die jezt so genannte Bulgarey und Romanien, (damals Nieder-Mösien und Thracien) welche dem Licinius verblieben, bekommen sollte.

Während dieses Feldzugs, und noch vorher, wandte Constantin auf die heftigen Streitigkeiten, welche die Christen in Africa mit einander führten, eine besondere Aufmerckſamkeit. Sie waren seit dem Jahr 311 über die Wahl des Cäcilianus zum Bischof von Carthago entstanden. Eine grosse Parthey behauptete, daß er diese Stelle mit Unrecht bekleide: nicht allein, weil er von einem Bischof Felix geweiht worden sey, der in der lezten heydnischen Verfolgung einen Traditor abgegeben, das heißt, die heiligen Schriften der Christen an die Heyden ausgeliefert habe, welche sie verbrennen ließen; sondern daß er auch selbst dieses Verbrechen begangen habe. Diese Parthey trennte sich von der Kirchengemeinschaft des Cäcilianus und seiner Anhänger; sie stiftete eine besondere Gemeine, die von einem ihrer vornehmsten Lehrer Donatus den Nahmen der Donatistischen Sekte bekam; da hingegen die Gemeine des Cäcilianus sich die Catholische nannte. Von den Vorwürfen gegen die Personen kam es zu Zwistigkeiten über die Lehre selbst: und da die Donatisten es zu einem Kennzeichen der wahren Kirche machten, daß in derselben gar keine Sünder geduldet würden; so legten sie sich diesen Vorzug vor allen

andern chriſtlichen Gemeinen in der Welt bey. Die Beſchuldigungen, auf welche ſich dieſe allgemeine Spaltung unter den Chriſten in Africa, ſo weit es von Egypten unterſchieden wurde, gründete, wurden endlich zu einer gerichtlichen Unterſuchung gebracht. Conſtantin erklärte ſich, ſobald ſich ihm Africa unterworfen hatte, für die Catholiſchen; befohl, daß ihnen alle entriſſene Kirchengüter zurückgegeben werden ſollten, und ließ dem Cäcilianus mehr als ſiebzig tauſend Thaler (nach unſerer Art zu rechnen) auszahlen, damit er ſie nach einer Vorſchrift, die der Biſchof Oſius aufgeſezt hatte, unter die catholiſchen Lehrer in dem eigentlichen Africa, Mauritanien und Numidien austheilen möchte; er erbot ſich auch noch mehr Geld zu dieſer Abſicht anzuweiſen, wenn dieſes nicht hinlänglich ſeyn ſollte. Es iſt glaublich, daß er dieſen Lehrern dadurch den Schaden erſezen wollte, den ſie entweder durch die Donatiſten, oder noch unter der Regierung des Maxentius erlitten hatten. Zugleich gab er dem Statthalter in Africa Befehl, diejenigen im Zaum zu halten, welche die catholiſche Kirche in Verwirrung ſezen wollten, und Cäcilianus ſollte dieſe Leute bey demſelben angeben. Da die Donatiſten ſahen, daß ihre Gegenpartey völlig die Oberhand gewinne, baten ſie den Kayſer, ihre Streitſache durch Richter aus Gallien unterſuchen zu laſſen, weil die Verfolgung nicht in dieſes Land gedrungen war, und alſo mehr Unpartheylichkeit von den dortigen Biſchöfen bey der Prüfung des vorgeworfenen Verbrechens eines Traditor erwartet werden konnte.

Er bewilligte ihnen dieſe Bitte. Es wurde dem Melchiades (oder, wie ihn andere nennen, Miltia-

Miltiades) Bischof von Rom aufgetragen, die verlangte Untersuchung mit drey gallischen und einigen italiänischen Bischöfen, in Gegenwart von Abgeordneten beyder Partheyen, anzustellen. Dieses geschah auch zu Rom im Jahr 313 in dem lateranensischem Palaste der Kayserinn Fausta; die Versammlung erklärte den Cäcilianus vor unschuldig, und fand überhaupt keine Ursache, warum die Christen die Kirchengemeinschaft mit ihm nicht unterhalten sollten. Allein die Donatisten waren mit diesem Ausspruche nicht zufrieden: sie beklagten sich über die geringe Anzahl der Bischöfe, von denen er herrührte, und nannten ihn übereilt. Daher schrieb Constantin eine allgemeine Versammlung aller Bischöfe seines Reichs nach Arles aus, bey welcher sich ein jeder mit zween Aeltesten und drey Bedienten, alles auf kayserliche Kosten, einfinden sollte. Diese Kirchenversammlung wurde im Jahr 314 gehalten: es erschienen zwar nicht alle Bischöfe bey derselben; aber doch war ihre Anzahl sehr beträchtlich. Sie sprachen ebenfals den Cäcilianus von allen Beschuldigungen frey. Auch durch dieses Urtheil nicht beruhigt, beriefen sich die Donatisten auf die Entscheidung des Kaysers selbst. Er verhörte würcklich beyde Partheyen im Jahr 316 zu Meyland; allein die Klage der Donatisten wurde auch von ihm abgewiesen.

Diese Angelegenheit beschäftigte ihn weit mehr, als es der Mühe werth ist, solches nach allen Umständen zu erzählen. Bald wollte er selbst nach Africa reisen, um ein desto richtigeres Urtheil darüber fällen zu können; bald schickte er Bischöfe hin, welche den Ausspruch der zu Rom versammleten

Biſchöfe beſtätigen ſollten: er ließ eben daſelbſt die Beſchuldigung wider den Felix unterſuchen, und ſie wurde falſch befunden. Beyde Theile ſezten allerley Mittel in Bewegung, um den Kayſer auf ihre Seite zu ziehen: er war zuweilen mit ſich ſelbſt uneins, wie er dabey verfahren ſollte; und die Donatiſten beſchuldigten den Biſchof Hoſius, daß er ihn ganz für ihre Gegner eingenommen habe. Die Sache ſelbſt war wegen der weit ausgebreiteten Trennung, die daraus entſtanden war, wichtig genug, um dem Kayſer einige Unruhe zu verurſachen. Allein er war ein zu neues und ungeübtes Mitglied der chriſtlichen Gemeinen, als daß er ſich nicht in Anſehung der Maaßregeln, die er dabey zu beobachten hätte, von den catholiſchen Biſchöfen hätte leiten laſſen ſollen. Ob es gleich eine Kirchenſtreitigkeit war; ſo hatte ſie doch eine Anklage zum Grunde, die von weltlichen Richtern, mit Zuziehung einiger Biſchöfe, füglich unterſucht werden konnte. Dennoch glaubte Conſtantin, daß ſie nur vor einem geiſtlichen Gericht und ſogar vor einer allgemeinen Kirchenverſammlung entſchieden werden könnte. Schon fieng er an, ſich ſeiner eigenen Rechte zu begeben, indem er in einem Schreiben an die catholiſchen Biſchöfe ſagt, es komme ihm ſonderbar vor, daß man ſich hierbey auf ihn berufen habe, da in ſolchen geiſtlichen Streitſachen, welche die Biſchöfe nach den Vorſchriften Chriſti beylegen ſollten, keine Berufung auf weltliche Gerichte ſtatt finden könnte. Er bat ſogar in der Folge die Biſchöfe um Verzeihung, daß er hierinne einen Richter abgegeben habe, nachdem ſie bereits einen Ausſpruch gefällt hätten. Man kann dieſes einen der erſten Schritte nennen, den die Geiſtlichkeit unter ſeiner Regierung zur Erlangung

einer besondern Gerichtsbarkeit im Staate, die nachmals Fürsten und Unterthanen so fürchterlich geworden ist, gethan hat. Unterdessen übte doch Constantin bey diesen Händeln die Gewalt eines obersten Richters völlig aus; und man sieht in dieser Geschichte nicht die geringste Spur, daß dieses Ansehen dem Römischen Bischof zugehört hätte; er gehorchte wie die übrigen Bischöfe den Befehlen des Kayfers.

Um diese Zeit begünstigte Constantin überhaupt die christlichen Lehrer mit mancherley Rechten und Wohlthaten. Darunter gehört besonders seine Verordnung vom Jahr 313, durch welche er die rechtgläubigen Lehrer in Africa von der Verbindlichkeit, öffentliche Bedienungen zu bekleiden, gänzlich loßbindet, damit sie nicht durch solche Zerstreuungen von den Pflichten ihres Amts abgezogen würden: eine Freyheit, die er nachmals auf alle andere Lehrer dieser Art in seinem Reiche erstreckte. Die Aemter und Pflichten, die man in diesen Zeiten dem Staate schuldig war, bestanden theils aus Ehrenstellen, die mit vielem Aufwande verknüpft waren; theils aus den so genannten verächtlichen und niedrigen Dienstleistungen, welche allerhand Frohndienste und Handarbeiten in sich begriffen. Sie wurden auch in die persönlichen eingetheilt, zu welchen nur gewisse Personen verpflichtet waren, und in diejenigen, welche auf gewissen Grundstücken hafteten. Von allen ohne Ausnahme wurde nun die Geistlichkeit befreyet. Von allen ohne Ausnahme befreyete Constantin die christlichen Lehrer, auch die geringern Kirchenbedienten, die zu ihrem Stande gerechnet wurden; ohne darauf zu sehen, ob sie selbst Vermögen besäßen, oder von den Gü-

tern der Kirche unterhalten würden. Er ſchüzte ſie auch bey dieſem Rechte, als die Donatiſten ſie zu hindern ſuchten deſſelben zu genießen. Aber dieſe Vergünſtigung gab doch zu gegründeten Beſchwerden Anlaß. Die anſehnlichſten Bürger in jeder Stadt trugen durch die Verwaltung der öffentlichen Aemter das ihrige zu den gemeinen Ausgaben zu: und dieſe Laſt mußte ihnen weit beſchwerlicher werden, nachdem ſie einem ſo großen Theil ihrer Mitbürger abgenommen worden war. Viele reiche Bürger ließen ſich ſogar die unterſten Kirchenbedienungen ertheilen, damit ihnen dieſe Befreyung von allen Aemtern auch zu Statten kommen möchte. Daher befohl Conſtantin, daß Reiche, die zur Annehmung der Ehrenſtellen verbunden wären, nicht in den geiſtlichen Stand treten ſollten, ſondern nur Perſonen von geringem Vermögen, welche billig, ſagte er, von den Reichthümern der Kirche ernährt würden; auch ſollten keine neue Geiſtliche beſtellt werden, wenn nicht Stellen für ſie durch den Todt erledigt wären. Dieſe Einſchränckung des geiſtlichen Standes auf weniger vermögende Perſonen war im Grunde eine nicht viel geringere Unbequemlichkeit als diejenige, welche aus der allgemeinen Befreyung der Geiſtlichkeit von öffentlichen Dienſten entſtand. Es ſcheinet jedoch, daß dieſe Freyheit hätte Statt finden, und daß immer zugleich von vermögenden Geiſtlichen ein Beytrag zu den Bedürfniſſen des Staats hätte geleiſtet werden können.

Aber auch von dem größten Theil der öffentlichen Abgaben ſprach Conſtantin die Geiſtlichkeit frey: von der ordentlichen Steuer ſowohl, als von den neuen und außerordentlichen Auflagen. Nur

für

für die liegenden Gründe und Aecker, welche sie besaß, zahlte sie das gewöhnliche Geld wie andere Unterthanen. Auf diese erste Befreyungen bauete sie seitdem immer glücklicher, wußte selbst die geringe übrig gebliebene Last abzuwerfen, und wurde auch von dieser Seite dem Staate desto beschwerlicher, je geschwinder ihre Güter und Reichthümer zunahmen, sich endlich bis ins Unermeßliche erweiterten. Auch dazu hat Constantin den ersten Grund gelegt. Denn gegen das Jahr 321 erlaubte er durch ein besonderes Gesez, Vermächtnisse an die rechtgläubige Kirche zu stiften, und sie zur Erbinn einzusezen. Nach seiner Absicht sollten diese Schenckungen der Kirche überhaupt hinterlassen, und durch öffentliche Anstalten zu ihrem Dienste und zur Ehre der Religion angewandt werden. Allein mit einem offenbaren Mißbrauche zog die Geistlichkeit dieselben an sich, und nüzte sie nach ihrem Gefallen. Der Aberglaube führte die Meinung ein, daß man sich bey Gott dadurch vorzüglich beliebt machen könne, wenn man seiner Kirche und ihren Dienern (ja eben dadurch, wie man sich öfters ausdrückte, Gott und Christo selbst,) viele Einkünfte schenckte: daher ward endlich derjenige Stand der reichste unter allen, der nach seiner Bestimmung allen andern ein Beyspiel der Mäßigung in Ansehung der Güter dieses Lebens abgeben sollte; und vor allen in demselben die Bischöfe, welche die Aufsicht über die Schätze der Kirche führten.

Andere Gesezе dieser Zeit, welche Constantin vom Jahr 314 an gab, bezeichneten entweder seine Ehrerbietung gegen das Christenthum, oder die gütigen Gesinnungen, welche er gegen seine Un-

terthanen hatte. Er verordnete, daß allen, welche durch die Ungerechtigkeit der vorigen Regierung Sclaven geworden waren, ſogleich wieder von ihren Herren die Freyheit ertheilt werden ſollte: er erklärte ſich ſogar, daß nicht einmal eine Verjährung von ſechszig Jahren hinlänglich ſeyn ſollte, jemanden gänzlich um ſeine Freyheit zu bringen. Zur Ehre des Kreuzes Chriſti verbot er, daß künftig unter den Lebensſtrafen die Kreuzigung niemals mehr gebraucht werden ſollte. Er hob auch das Zerſchlagen der Beine auf, welches, ſo wie jenes, eine Strafe für die Sclaven war. Er wollte nicht, daß man diejenigen an der Stirne brandmarcken ſollte, welche zu dem Kampfe mit wilden Thieren, oder zur Arbeit in den Bergwercken verurtheilt waren, damit nicht das Geſicht geſchändet würde, welches, wie er hinzu ſezte, ein Bild von göttlicher Schönheit ſey. Die Armuth der Eltern verurſachte damals öfters, daß ſie ihre zarten Kinder umbrachten. Um dieſes zu verhüten, befohl Conſtantin, daß, wenn ein Vater ſein Kind, das er nicht ernähren konnte, zu der Obrigkeit bringen würde, ſogleich aus dem öffentlichen Schatze oder aus den Einkünften der kayſerlichen Kammergüter das nöthige Geld zur Erziehung des Kindes genommen werden ſollte. Einige Jahre darauf ſuchte er auch der traurigen Nothwendigkeit vorzubeugen, in welcher ſich manche Väter befanden ihre Kinder zu verkauffen, oder an Statt eines Pfandes hinzugeben. Seine Statthalter und Einnehmer erhielten Befehl, ſolchen Vätern bey Zeiten aus den öffentlichen Kornböden Hülfe zu leiſten. Den Ackerbau munterte er ſo nachdrücklich auf, daß er bey Lebensſtrafe verbot, weder Knechte noch Vieh, welches dabey gebraucht wurde, um Schulden we-

gen

gen anzuhalten. Er bestätigte auch alle diejenigen, welche einen Theil seiner Kammergüter durch Schenckung oder auf eine andere rechtmäßige Art erhalten hatten, in dem Besize derselben. An Statt daß die Sclaven bisher nur vor der Obrigkeit unter vielen feyerlichen Umständen frey gesprochen werden konnten, erlaubte er, daß solches auch in den Kirchen, in Gegenwart der Gemeine, geschehen könnte; die Bischöfe, welche sie daselbst loßgaben, brauchten nur ein schriftliches Zeugniß darüber auszustellen, und überhaupt wurde der Geistlichkeit auch sonst die Ausübung dieses Rechts sehr erleichtert.

Desto schärfere Verordnungen gab er bey andern Gelegenheiten. Die Juden verfolgten diejenigen, welche von ihrer Gemeine zum Christenthum übergiengen, mit der äußersten Erbitterung. Constantin verbot ihnen dieses bey der Strafe des Feuers, und er sezte andere Strafen darauf, wenn jemand die jüdische Religion annehmen würde. Er gab nicht zu, daß Juden oder Heyden christliche Sclaven hatten. Und da die Juden wider die Befehle der vorigen Kayser, auch ohne seine Erlaubniß, versuchten den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, und ihre ehemalige Staatsverfassung einigermaaßen von neuem aufzurichten: ließ er allen, die daran Antheil gehabt hatten, die Ohren abschneiden, und sie darauf herumführen, um andere ihres Volcks von ähnlichen Unternehmungen abzuschröcken. Constantin war überhaupt den Juden nicht günstig: er nahm ihnen auch die Befreyung, welche sie bis auf seine Zeit von den beschwerlichen Ehrenstellen der Städte genossen hatten, größtentheils. Es ist wahr, daß sie die ersten und heftigsten Feinde des Christenthums gewe-

ſen ſind, und es ſcheint, daß ſich die Chriſten für alles, was ſie ehemals durch ſie gelitten hatten, jezt unter einem Fürſten ihres Glaubens zu rächen geſucht haben. Allein der Kayſer war doch allen ſeinen Unterthanen gleiche Billigkeit ſchuldig: eine zu merckliche Abneigung gegen eine Art derſelben, ſezte dieſe zu leicht Beleidigungen von Seiten der übrigen aus. In der That liebte er auch ſonſt die Gerechtigkeit ohne Unterſcheid der Perſonen, und zuweilen bis zur Härte. So befohl er unter andern, daß Frauenzimmer, wenn ſie gleich wider ihren Willen entführt worden wären, doch ihres väterlichen und mütterlichen Erbtheils verluſtig ſeyn ſollten, weil er vorausſezte, daß ihr Betragen gegen ihre Räuber nicht vorſichtig genug geweſen ſeyn möchte.

Conſtantin war in dieſen ruhigen Zeiten ſeiner Regierung bis zum Jahr 322 außerordentlich geſchäftig, die Zufriedenheit, Sittſamkeit und Wohlfahrt ſeiner Unterthanen durch Geſeze zu befeſtigen. Er erleichterte ihnen das Recht ihren lezten Willen aufzuſezen, das bisher durch eine Menge von Beſtimmungen der Rechtsgelehrten ſchwer zu brauchen geworden war. Er ſorgte ungemein dafür, daß niemand ſo leicht in die Leibeigenſchaft gerathen möchte. Den Gläubigern verbot er, ſich der Güter ihrer Schuldner nicht mehr zu bemächtigen; und den Ehemännern, Beyſchläferinnen zu halten. Selbſt auf die Gefangenen erſtreckte ſich ſeine Aufmerckſamkeit: er wollte nicht, daß ſie von den Auſſehern der Gefängniße gemißhandelt, beſonders in ungeſunde Oerter geworfen werden ſollten. Er ließ auch nicht geſchehen, daß diejenigen, welche der kayſerlichen Kammer etwas

ſchuldig

schuldig waren, wie bisher, in die ordentlichen Gefängniße eingesperrt wurden. Aber zwey seiner Geseze aus diesem Zeitraum sind vor andern merckwürdig. Durch das erstere hob er die alten Geseze wider den ehelosen Stand auf. Die Römer hatten zur Bevölckerung ihres Staats das Heyrathen aufgemuntert; und daher das eheloſe Leben mit Beschimpfung und Strafe belegt. Insonderheit hatte der Kayser Augustus zuerst im Julischen, und nachmals noch genauer im Papischen und Poppäischen Geseze, theils viele Ehrenbezeigungen und Vortheile für die Ehemänner, noch mehr aber für die Väter festgesezt; theils Strafen gegen die Ehelosen und selbst gegen die Ehemänner, welche keine Kinder hatten. Jene sollten gar keine Vermächtnisse ziehen, außer von ihren nächsten Anverwandten; diese aber nur die Hälfte von dem, was ihnen vermacht worden war. Die Schärfe dieser Geseze hatte schon Septimius Severus etwas vermindert. Constantin aber schaffte diese Strafen gänzlich ab. Sie standen freylich dem Mönchsleben, das eben zu seiner Zeit recht in Aufnahme kam, und überhaupt der Einbildung vieler Christen, durch die Enthaltsamkeit von der Ehe vollkommner zu werden, sehr im Wege. „Da er sah, schreibt Sozomenus, daß diejenigen, „welche aus Liebe zu Gott unverehlicht und Kinderlos bleiben wollten, wegen dieses Gesezes sich „in einem nachtheiligern Zustande befanden, als andere: so hielt er es vor thöricht zu glauben, daß „das menschliche Geschlecht durch menschliche Sorgfalt und Fleiß ausgebreitet werden könne; indem „die Natur vielmehr stets durch eine höhere Veranstaltung verringert oder vermehret wird.„ Die Ursache klingt sehr andächtig, und mag dem Kayser

ſer wohl von der Geiſtlichkeit beygebracht worden ſeyn; ſie iſt aber in dieſer Anwendung ſeicht, und ſogar ſchädlich. Denn ſie würde alle weiſe Maaßregeln der Fürſten und Staatsmänner, die ſie zur Beförderung der Fruchtbarkeit, Bevölckerung, und anderer Vorzüge eines Landes ergreiffen, zu unnüzen und faſt gottloſen Verſuchen machen, weil es Gott allein zukommt, die Länder zu ſeegnen. Wenn Conſtantin bey dieſer Verordnung bloß darauf geſehen hätte, daß jene alten Geſeze, die an ſich löblich waren, doch die Freyheit der Unterthanen ſich in Anſehung der Ehe zu entſchließen, welche ſie mit Recht fordern konnten, gänzlich unterdrückten; und wenn er die gedachten Strafen mehr eingeſchränckt, nur auf diejenigen gerichtet hätte, die ohne rechtmäßige Urſachen, öfters bloß, um ſich der ausſchweifenden Wolluſt deſto ungehinderter ergeben zu können, den Eheſtand vermieden: ſo würde man nichts daran zu tadeln finden. Allein er that dadurch vielmehr dem Aberglauben und einer träumeriſchen Heiligkeit Vorſchub. Würcklich gab er nicht allein den gedachten Chriſten, welche den Eheſtand flohen, gleiche Rechte mit den übrigen, ſondern noch, wider die Römiſchen Sitten, das Vorrecht, daß ſie, ohne Unterſcheid des Geſchlechts, und wenn ſie gleich noch unmündig waren, ein Teſtament auffezen konnten. Der erſtgenannte Schriftſteller führt wieder den Bewegungsgrund an, der Kayſer habe geurtheilt, daß derjenige, welcher ſich allein dem Dienſte Gottes und einer ſtrengern Uebung der Tugend gewiedmet hat, in allen Dingen vernünftige und kluge Maaßregeln treffe. Eine gute Meinung, die man nur in ſo weit billigen darf, als man mit einem frommen Herzen auch einen aufgeklärten Verſtand und viele Erfahrung verbunden ſieht.

Das

Das zweyte dieser Geseze Constantins, welches im Jahr 321 folgte, führte zuerst die strengere Feyer des Sonntags ein. Dieser Tag war allem Ansehen nach von den Aposteln, zum Andencken der Auferstehung Jesu, als eine feyerliche Zeit des äußerlichen Gottesdienstes eingeführt worden, und die Christen versammleten sich daher vorzüglich an demselben zu den Pflichten dieses Dienstes. Allein er war so wenig an die Stelle des Jüdischen Sabbaths gesezt worden, daß die Christen vielmehr, wenn sie jene Pflichten öffentlich abgetragen hatten, gleich an eben demselben Tage zu ihren ordentlichen Arbeiten zurückkehrten: es begiengen sogar die meisten christlichen Gemeinen bis ins vierte Jahrhundert neben dem Sonntage auch den Sabbath, weil die zum Christenthum bekehrten Juden, welche anfänglich die größte Anzahl der Christen ausmachten, von ihrem Eifer für das Mosaische Gesez nicht loßgerissen werden konnten. Die christliche Freyheit, welche diese Religion so sehr von der jüdischen unterschied, und wenig an besondere Zeiten, Oerter und Gebräuche des Gottesdienstes gebunden seyn wollte, zeigte sich bey der Feyer des Sonntages mit desto größerm Rechte, da das ganze Leben der ersten Christen durch seine Heiligkeit ein immerwährender Gottesdienst war; zumal da sie auch täglich zum Gebete zusammen kamen. Eine Muße also von ihren täglichen Geschäften würde bey solchen Gesinnungen kaum etwas Großes haben heißen können: und sie hätten auch dabey, so lange sie unter einer heydnischen Regierung lebten, Hinderniße gefunden. Dieses änderte Constantin zu einer Zeit, da sich die Christen selbst schon sehr verändert hatten. Ihre Gottseligkeit und Andacht waren lange nicht mehr

so

ſo feurig als ehemals; ſie fiengen an, den Dienſt Gottes zu ſehr in Cärimonien zu ſezen, und ſelbſt die neu erlangte Ruhe und Sicherheit feſſelten ſie ſtärcker an die Beſchäftigungen und Ergözlichkeiten des Lebens. Geſeze ſchienen alſo jezt würcklich nöthig zu ſeyn, um an dem einzigen wöchentlichen Tage, der zur öffentlichen Verehrung des Höchſten ausdrücklich beſtimmt war, die erkalteten Triebe der Chriſten zu entzünden.

Das Geſez des Kayſers war in dieſen Worten abgefaßt: „ Alle Richter und Einwohner der Städ„te, die Arbeiten aller Künſte ſollen am ehrwürdi„gen Sonntage ruhen. Doch können ſich die Land„leute mit aller Freyheit auf den Ackerbau legen. „Denn es trägt ſich oft zu, daß an keinem andern „Tage Aecker und Weinberge ſo bequem beſtellt wer„den können als an dieſem. Es ſoll alſo dieſer „Vortheil, den die Vorſehung des Himmels ſelbſt „darbietet, nicht bey Gelegenheit einer ſo kurzen „Zeit verloren gehen.„ Einige Zeit darauf verbot Conſtantin durch ein anderes Geſez noch beſonders am Sonntage alle Streithändel und Unterſuchungen von Verbrechen vor Gerichte: er erlaubte es jedoch, als eine wohlthätige Handlung, leibeigene Knechte an dieſem Tage frey zu laſſen. Dieſe äußerliche Ruhe von allen Geſchäften am Sonntage iſt nachmals immer von den chriſtlichen Kayſern und andern Fürſten, obgleich unter einigen Veränderungen, beſtätigt worden, und hat theils mit beſonderer Strenge, theils unter manchen Mißbräuchen, bis auf unſere Zeiten fortgedauert. Sie verdiente beobachtet zu werden, wenn auch keine weltliche Geſeze ſie eingeführt hätten: ſo anſtändig iſt es dem Chriſten, ſich von den

täglı-

täglichen Arbeiten, die nur eine geringe Anzahl von Jahren einnehmen sollen, ganz zur Betrachtung seines edlern künftigen und unaufhörlichen Lebens abzuziehen; aber es ist ihm noch anständiger, sich mitten unter allen Zerstreuungen und Sorgen doch öfters und mit Nachdruck zu dem Urheber seines Lebens, zu den Aussichten in eine andere Welt zu erheben.

Der Sonntag sollte nach Constantins Absicht noch in einem genauern Verstande ein zum Dienste Gottes gewiedmeter Feyertag auch für einen Theil seiner heydnischen Unterthanen seyn. Seine heydnischen Soldaten mußten an demselben auf das Feld ziehen, und daselbst mit gegen den Himmel aufgehobenen Händen ein Gebet sprechen, das er vorgeschrieben hatte. In demselben riefen sie den einzigen wahren Gott als ihren König um Hülfe an, danckten ihm vor die erlangten Siege, und erwarteten von ihm aufs künftige alles Gute; sie baten ihn zugleich um die Wohlfahrt und Erhaltung des Kayfers und seiner Kinder. Freylich war es unvermeidlich bey dieser Anstalt, daß viele Abgötter wider ihre Einsicht beten, oder vielmehr gar nicht dasjenige dencken mußten, was sie sprachen. Vielleicht aber verdient der gut gemeinte Zwang des Kayfers einige Nachsicht; besonders, da nicht alle Heyden von dem Begriffe eines höchsten Gottes gleich weit entfernt waren. Man glaubt, daß Constantin noch überdieß entweder den Sonnabend oder den Freytag, zum Andencken der großen Dinge, welche Jesus an demselben verrichtet hatte, auf eine dem Sonntage ähnliche Art zu heiligen befohlen habe. Die Stellen der Alten, auf welche sich diese Nachricht gründet, sind nicht

deut-

deutlich und übereinſtimmend genug; es iſt aber wahrſcheinlich, daß er dem Freytage dieſen Vorzug ertheilt habe. Wenn man auch dieſe Verordnungen nicht vor Merckmale ſeines Eifers für die chriſtliche Gottſeeligkeit erkennen wollte; ſo würden ſie doch als politiſche Geſeze betrachtet ſchon ruhmwürdig ſeyn.

So viel er auch damals zur Ehre und zum Beſten des Chriſtenthums that; ſo arbeitete er doch mit ungemeiner Vorſichtigkeit daran, die heydniſche Religion zu ſtürzen. Noch wurde ſie faſt ohne Hinderniß ausgeübt; ihre Verehrer hatten nur die Macht verloren, den Chriſten zu ſchaden; und nur ſelten wurden die Gebräuche derſelben etwas eingeſchränckt. Er erlaubte alſo durch eine Verordnung, die Wahrſager, welche aus den Eingeweiden der geſchlachteten Opferthiere künftige Begebenheiten vorher ſagten, noch ferner um Rath zu fragen; alleines ſollte dieſes bloß in den heydniſchen Tempeln geſchehen; in die Häuſer, ſelbſt ihrer Freunde, ſollten ſie nicht kommen, und man ſollte allen Umgang mit ihnen gänzlich aufheben. Den Wahrſagern, welche dieſes nicht beobachten würden, drohte er mit der Feuerſtrafe, und denen, welche ſie zu ſich kommen ließen, mit der Einziehung ihrer Güter und Landesverweiſung. Er wollte zugleich damit auch alle Opfer, die bisher in manchen Häuſern gebracht worden waren, abgeſchafft wiſſen. Aber ohngeachtet dieſer Schärfe vergönnte er doch in einem andern Geſeze von neuem, ſich dieſer Wahrſager zu bedienen: vermuthlich nicht darum, wie Zoſimus meint, weil er die Richtigkeit ihrer Verkündigungen oft erfahren hätte, und daher befürchtet habe, ſeine Feinde möchten

ſich

sich auch nach seinen künftigen Schicksalen bey ihnen erkundigen; sondern weil er vor nöthig befand, der Heyden in dieser beliebten Art des Aberglaubens, so nennt er sie selbst, zu schonen.

Während daß Constantin alle diese Gesezze gab, reiste er in verschiedenen seiner Länder, besonders in den neueroberten herum, und sein Reich blühte durch seine Sorgfalt. Die Einigkeit mit dem Licinius wurde dadurch befestigt, daß sie gemeinschaftlich drey Cäsares ernannten, den Crispus und Constantinus, Söhne Constantins, und den Licinius oder Licinianus, einen Sohn des Licinius. Auch bey den auswärtigen Völckern stand er in großem Ansehen: die Perser, deren Staat damals nach dem Römischen der zweyte an Größe in der Welt war, bewarben sich eifrig um seine Freundschaft, obgleich sein Gebiete an das ihrige nicht gränzte. Er hatte zwar kleine Kriege mit andern Völckern zu führen; allein sie waren kurz und glücklich. Crispus schlug die deutschen Völcker am Rhein, die, wie es scheint, in Gallien einzubrechen suchten. Die Sarmatier kamen von dem jezigen Asowschen Meere (damals Palus Mäotis) her, giengen über die Donau, und verwüsteten seine Länder; sie wurden aber in die Flucht gejagt, Constantin verfolgte sie über die Donau, und nahm eine Menge derselben gefangen. Ein anderer Schriftsteller erzählt dieses von den Gothen, einem deutschen sehr streitbaren Volcke, welches sich damals schon an die Gränzen des heutigen Ungarn, Siebenbürgen und anderer benachbarten Länder gezogen hatte.

Plözlich nahm der Friede zwischen dem Constantin und Licinius ein Ende. Sie scheinen

eben niemals die aufrichtigſten Freunde geweſen zu ſeyn, und ihr äußerliches gutes Vernehmen war ſchon ſeit einiger Zeit geſtört worden. Licinius, der vielleicht durch die Abtretung ſo vieler Länder an den Conſtantin noch eiferſüchtiger auf die Macht deſſelben geworden war, nahm anfänglich geheime Maaßregeln ihm zu ſchaden; ſie wurden aber entdeckt, und er gab daher neue Verſicherungen einer treuen Beobachtung des geſchloſſenen Vergleichs. Allein zu gleicher Zeit verfolgte er ſeine chriſtlichen Unterthanen, ſeinen ehemaligen Verordnungen zuwider, mit einer Erbitterung und Härte, welche es glaublich machen, daß er dieſe Geſinnungen lange Zeit ſehr ungerne verſteckt habe. Er hatte ſie überhaupt im Verdacht, daß ſie mehr dem Conſtantin als ihm zugethan wären, ob ſie gleich öffentlich für ihn beteten. Seine übrigen Unterthanen litten nicht viel weniger durch ſeine Grauſamkeit, Habſucht und ausſchweifende Unzucht. Alles dieſes, ſagt Euſebius, konnte Conſtantin nicht länger gleichgültig anſehen: er beſchloß daher, dem Elende ſo vieler Menſchen, beſonders der Chriſten, mit Gewalt ein Ende zu machen. Was in dieſer Nachricht von dem Betragen des Licinius gemeldet wird, iſt nicht unwahrſcheinlich; allein daß Conſtantinus bloß aus Mitleiden gegen die Unterthanen deſſelben die Waffen wider ihn ſollte ergriffen haben, kann ſeinem Lobredner nicht ſchlechterdings geglaubt werden. Kriege, die aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus andern ganz uneigennüzigen Gründen geführt worden ſeyn ſollen, ſind eine der größten Seltenheiten in der Geſchichte. Allem Anſehen nach ſuchten Conſtantinus und Licinius einen Vorwand, um einander von neuem bekriegen zu können. Ein ungenann-

nannter alter Schriftsteller führt einen solchen an, der wenigstens die nächste Veranlassung zum Ausbruche der Feindseeligkeiten mag gegeben haben. Constantin betrat mit seinem Heere, indem er die Gothen zurücktrieb, das Gebiete des Licinius; dieser hielt sich dadurch vor beleidigt, und eine so geringe Beschwerde war nur nöthig, um das Mißvergnügen der beyden Fürsten gegen einander in einen Krieg zu verwandeln.

Das Heer des Constantin, mit welchem er im Jahr 323 in das Gebiete seines Feindes nach Thracien rückte, war hundert und zwanzig tausend Mann Fußvolck starck; seine Reiterey und seine Seesoldaten beliefen sich auf zwanzig tausend: er hatte auch in dem Piräeischen Hafen bey Athen eine Flotte von zweyhundert Kriegsschiffen, und mehr als zweytausend Lastschiffen zusammen gebracht. Licinius, der ein Heer von hundert und fünf und sechszig tausend Mann, und eine Flotte von dreyhundert und funfzig Ruderschiffen, welche den Hellespont, jezt die Dardanellen, besezt hielten, versammelt hatte, war bey Adrianopel gelagert, und beyde Heere wurden nur durch den Fluß Hebrus getrennt. Da Constantin nicht im Angesichte der Feinde über denselben gehen konnte, stellte er sich gleichwohl, als wenn er vor ihnen eine Brücke darüber schlagen wollte, und indem sie ihre Aufmercksamkeit ganz darauf gerichtet hatten, sezte er in einer andern Gegend, wo der Fluß sehr seicht war, mit einem Hauffen Kriegsvölcker über denselben, und griff damit das feindliche Heer so unvermuthet an, daß es in Unordnung gerieth, und schon halb geschlagen war, als Constantin das seinige völlig über den Fluß zog, welches die Nieder-

lage deſſelben vollendete. Licinius verlor nicht nur vier und dreyßig tauſend Soldaten in dieſer Schlacht; ſondern es ergab ſich auch der größte Theil der Flüchtlinge an den Conſtantin; er ſelbſt aber rettete ſich nach Byzantium.

Schon belagerte ihn Conſtantin in dieſer Stadt; gab aber auch ſeinem Sohne Criſpus Befehl, mit ſeiner Flotte die feindliche anzugreifen. Das Seetreffen ſchlug für die leztere unglücklich aus, indem ihr Anführer ſo viele Schiffe in die Meerenge des Helleſpont geſtellt hatte, daß ſie an einander ſelbſt zerſcheiterten, und deſto leichter zerſtreuet wurden; ein heftiger Sturm aber des folgenden Tages richtete dieſe Flotte gänzlich zu Grunde. Darauf ſollten Conſtantins Kriegsſchiffe Byzantium auch von der Seite des Meeres einſchlieſſen; die Belagerung der Stadt war auch ſchon weit gekommen: daher flüchtete ſich Licinius, ehe ihm alle Wege zum Abzuge verſperrt wurden, mit ſeinen beſten Soldaten nach Aſien hinüber, um bey Chalcedon ein neues Heer zuſammen zu ziehen. Er ernannte zugleich einen ſeiner vornehmſten Staatsbedienten, den Martinianus, zum Cäſar, um zu dieſer entſcheidenden Zeit ſich einen getreuen Gehülfen zu verſchaffen. Würcklich verſammelte er auch bald ein Heer von hundert und dreyßig tauſend Mann.

Ihn verfolgte Conſtantin mit großer Geſchwindigkeit, ohne die angefangene Belagerung fortzuſezen. Zwar that ihm Licinius Vorſchläge zum Frieden; allein da er nur Zeit zu gewinnen ſuchte, brachten ſie entweder die gewünſchte Würckung nicht hervor; oder der Stillſtand, den er geſchloſ-

schlossen hatte, wurde bald von ihm gebrochen. Eine neue Schlacht also, zu welcher es noch im Jahr 323 bey Chrysopolis kam, welches gleichsam der Hafen von Chalcedon war, entschied die Erwartungen dieses Kriegs. Constantins Soldaten griffen ihre Feinde mit so vieler Hitze an, daß sie dieselben bald durchbrachen, und von diesem zahlreichen Heere entkamen kaum dreyßig tausend Mann. Mit einem Theile derselben zog sich Licinius nach Nicomedien; aber auch hier wurde er sogleich vom Constantin belagert. Von allen Hülfsmitteln den Krieg fortzuführen entblößt, schickte er seine Gemahlinn, Constantins Schwester, in das Lager desselben, um sich das Leben von ihm zu erbitten. Es wurde ihr dieses mit einem Eidschwure bewilligt; Licinius kam also selbst, fiel dem Sieger zu Füßen, übergab ihm den kayserlichen Purpur, nannte ihn seinen König und Herrn, und bat ihn um Vergebung seiner Beleidigungen. Er wurde gütig aufgenommen, und bald darauf nach Thessalonich gesandt, (wo Constantin eben einen Hafen angelegt hatte,) um daselbst, wie es das Ansehen hatte, ruhig und sicher zu leben.

Man bemerckt bey diesen Feldzügen mit Verwunderung, daß Constantin unter seinen Kriegsvölckern eine Anzahl Gothen gehabt habe, welche seine Bundsgenoßen genannt werden. Dem ersten Anblicke nach war dieses ein sehr unvorsichtiger Schritt, die alten Feinde des Reichs mitten unter seine Bürger und Vertheidiger, zumal in einem bürgerlichen Kriege, wider Römer selbst, aufzunehmen, sie mit der innern Stärcke und Schwäche des Reichs bekannt zu machen, sie gleichsam bey

dieſer Gelegenheit in den Waffen zu üben, und zu belehren, wie ſie die Römer überwinden könnten. Allein die Nachrichten von dieſem Umſtande ſind ſo kurz und dunckel, daß man nicht ganz zuverſichtlich dem Kayſer einen harten Vorwurf darüber machen kann. Vielleicht erforderte es die Sicherheit des Reichs, das kaum von dem Einfall der Gothen befreyet, und gleich darauf mit einem innerlichen Kriege beſchwert war, ſich in einige Verbindung mit ihnen einzulaſſen. Es iſt wahr, daß die Gothen ihre Angriffe auf das Römiſche Reich bald wieder erneuert, und immer fortgeſezt haben, bis ſie den Untergang deſſelben in den Abendländern vorbereitet hatten; aber dieſes Unglück iſt gewiß am wenigſten davon herzuleiten, daß Conſtantin einen Hauffen derſelben in ſeine Kriegsdienſte genommen hat.

Seine Siege über den Licinius würden noch weit bewundernswürdiger ſeyn, wenn man den chriſtlichen Schriftſtellern glauben könnte, welche ſie einem eben ſo ſichtbaren Beyſtande Gottes zuſchreiben, als ehemals die Juden in ihren Kriegen wider die heydniſchen Völcker erhalten hatten. Das Labarum, ſagen ſie, oder die kayſerliche Hauptfahne mit dem Zeichen des Kreuzes machte ſein Heer, vor welchem ſie getragen wurde, unüberwindlich. Sogar wenn in der Schlacht ein Theil ſeines Heeres von den Feinden in die Enge getrieben wurde, bekam derſelbe ſogleich wieder die Oberhand, nachdem der Kayſer dieſe Fahne dahin hatte tragen laſſen. Funfzig Soldaten von ſeiner Leibwache, die ſich durch ihre Leibesſtärcke und Gottſeeligkeit vor andern hervorthaten, hatten daher keine andere Pflicht, als dieſe heilige Fahne zu

bewachen, und einander im Tragen derselben abzulösen. Einer von ihnen, der sie einmal im heftigsten Getümmel des Treffens trug, übergab sie aus Furcht einem andern, und suchte sich zu retten; kaum aber hatte er dieses gethan, als er durch einen Pfeil getödtet wurde. Derjenige hingegen, welcher die Fahne übernommen hatte, ward, obgleich von allen Seiten Pfeile auf ihn flogen, doch von keinem einzigen getroffen: die Fahnenstange nahm alle auf sich; und niemals überhaupt, wie Constantin selbst dieses alles erzählte, fiel ein Pfeil auf den Fahnenträger. Diese göttliche Kraft des Kreuzes, sezt man hinzu, kannte Licinius: er verbot daher seinen Soldaten, denen er dieselbe bekannt machte, gegen den Ort, wo sich diese Fahne befand, zu fechten, oder nur die Augen auf dieselbe zu werfen. Constantin aber hatte außerhalb seines Lagers ein Betzelt, in welchem das Kreuz aufgerichtet stand: darinne betete er altemal, wenn er eine Schlacht zu liefern im Begriff war, mit einigen frommen Hofleuten, und den Bischöfen, die ihn auch in den Krieg begleiten mußten. Er that dieses, um durch sein Gebet den Willen Gottes zu erfahren: Gott offenbarte ihm solchen auch immer; er kam daher wie von einer göttlichen Begeisterung getrieben, aus diesem Zelte hervor, und gab darauf seinem Heere das Zeichen zur Schlacht. — Warum alles Wunderbare in diesen Nachrichten vor sehr verdächtig gehalten werden müsse, braucht wohl kaum gezeigt zu werden. Es gehört ein ganz anderer Zusammenfluß von öffentlichen, unerhizten und unpartheyischen Zeugen dazu, um Begebenheiten von dieser Art glaubwürdig zu machen. Unzähligemal sind bloß außerordentliche Vorfälle vor Wun-

der angeſehen worden: zumal wenn ſie eine gewiſſe Verbindung mit der Religion hatten; und Chriſten von einer feurigen Einbildungskraft haben ſogar tauſend Dinge erblickt, gefühlt und geglaubt, die einem andern etwa nur im Traume begegnen dürften. Nachdem Conſtantin einmal ein Kreuz am Himmel geſehen haben wollte, welches er in ſeinem übrigen Leben bis zum Aberglauben verehrte, das er beſonders als ein ſicheres Unterpfand der göttlichen Hülfe betrachtete: ſo war es nichts unerwartetes, daß ſeine Unterthanen ſich hierinne wie er zu dencken gewöhnten. An Statt natürliche Urſachen anzugeben, warum die Träger der Kreuzfahne einigemal am Leben geblieben waren, ſollte ſie die Fahne allein erhalten haben. Die Soldaten des Kayſers, denen ſein Vertrauen auf das Kreuz bekannt war, konnten deſto leichter bey ſeinem übrigen Glücke, ſchon durch die Erblickung deſſelben in ihrem Muthe geſtärckt werden. Ihre Hoffnung breitete ſich bey dem feindlichen Heere aus; jeder neue Sieg beſtätigte ſie, und Licinius mußte daher Anſtalten treffen, um die ſeinigen gegen dieſen ſchlimmen Eindruck zu verwahren. Andere Wunderzeichen, die ſich um eben dieſe Zeit für den Conſtantin zugetragen haben ſollen, können nach dieſen und ähnlichen Gründen leicht beurtheilt werden; wie inſonderheit die in der Luft vorbey ziehenden Kriegsvölcker, durch welche Gott den Sieg dieſes Kayſers vorher verkündigt haben ſoll. Dieſes Beyſpiel dient wenigſtens dazu, um die Leichtgläubigkeit und fruchtbare Einbildung dieſes Zeitalters auch bey andern Fällen begreiflich zu machen. Und dennoch iſt es ſeltſam, daß man das Vorgeben, als wenn Conſtantin unmittelbare Offenbarungen von Gott bekommen hätte, ein

Vorgeben, das nicht ohne die stärcksten Beweise angenommen werden darf, ohne alle Beweise geglaubt hat.

Dieser Fürst, der nach göttlichen Eingebungen gehandelt haben soll, ließ gleichwohl den Licinius, dem er das Leben eidlich versichert hatte, bald darauf mit einem Stricke erwürgen. Vergebens führt man, um diese That zu entschuldigen, aus einigen Schriftstellern an, daß Constantins Soldaten den Todt des Licinius gefordert hätten, und aus andern, daß dieser gefangene Fürst ein heimliches Verständniß mit den Barbaren eingegangen habe, um mit ihrer Hülfe einen neuen Krieg anfangen zu können. Diese leztere Gefahr scheint bey einem Manne, den Constantin in seiner Gewalt hatte, nicht sehr fürchterlich gewesen zu seyn; aber schimpflich für den Kayser könnte man den Bewegungsgrund nennen, wenn er dem blutgierigen Geschrey eines wilden Hauffens nachgegeben hätte. Sein Eidschwur, die Blutsfreundschaft, welche ihn mit dem unglücklichen ehemaligen Mitgenoßen des Reichs verband, selbst die Frömmigkeit, die er damals mit einer Art von Gepränge an sich zeigte; alles dieses hätte ihn weit von dem Gedancken entfernen sollen, dem Licinius das Leben zu nehmen. Ein neuerer Schriftsteller ergreift noch die lezte, aber seiner unwürdige Ausflucht, indem er sagt, der Todt des Licinius mag von Seiten der Menschen beurtheilt werden wie man will, so sey er doch von Seiten Gottes gerecht gewesen, und er habe verdient, wie die andern Verfolger der Kirche umzukommen. So spricht der ungestüme Religionseifer, ohne zu überlegen, daß Constantin keine Vollmacht von Gott

empfangen habe, den Licinius wegen ſeiner Bedrückung der Chriſten zu ſtrafen: und überhaupt würde ein ſolcher Grund die grauſamſte und treuloſeſte Rache der Chriſten an ihren Verfolgern rechtfertigen. Auch Martinianus, den Licinius zum Cäſar ernannt hatte, ward auf Conſtantins Befehl umgebracht; wiewohl die Parthey, welche ihn unterſtüzt hatte, nun ganz zu Grunde gerichtet war, und er, der vermuthlich dem Willen ſeines Fürſten hatte gehorchen müſſen, durch eine enge Gefangenſchaft hinlänglich geſtraft geweſen ſeyn würde. Es war noch der junge Licinius übrig, ein Prinz von acht Jahren, deſſen Unſchuld aber ſeinen Todt nur verzögerte: er ward drey Jahre darauf ebenfalls hingerichtet. Dieſe Wuth, mit welcher Conſtantin eine ihm verhaßte Familie ausrottete, bewies mehr als alle ſeine Andachtsübungen; ſie zeigte, daß die Religion, welche er äußerlich ausübte, ſein Herz noch nicht durchdrungen hatte.

Unterdeſſen fieng er ſeit der Unterdrückung des Licinius an, einen neuen und vorzüglich großen Eifer für die Aufnahme des Chriſtenthums zu bezeigen. Ein ſcharfſinniger Schriftſteller glaubt ſogar, daß Conſtantin erſt vom Jahr 323 an ein würcklicher Chriſt geworden ſey und die noch bey ihm übrige Neigung zur heydniſchen Religion gänzlich abgelegt habe. Das gewiſſeſte, was man ſagen kann, iſt dieſes, daß er zu dieſer Zeit in den Stand geſezt worden ſey, ſeinen günſtigen Geſinnungen gegen die Chriſten den freyeſten Lauf zu laſſen. Er war nun, wie er vielleicht lange gewünſcht hatte, allein Herr im Römiſchen Reiche. Licinius hatte die heydniſche Religion noch mächtig

tig unterstüzt; aber nachdem er aus dem Wege geräumt war, erlaubte es erst die Staatsklugheit, sich ganz wider diese Religion zu erklären. Denn die bisher den Christen geschenckten Vortheile waren noch keine harten Feindseeligkeiten gegen das Heydenthum, das wenigstens noch die Herrschaft im Reiche mit der christlichen Religion theilte.

Alle Spuren also und Würckungen der Verfolgung des Licinius wurden vom Constantin sogleich aufgehoben. Unter den Verordnungen, welche er deswegen durch das ganze Reich ergehen ließ, ist diejenige erhalten worden, welche er nach Palästina schickte. Im Eingange derselben bemerckt er, daß sich schon lange ein offenbarer Unterscheid zwischen den Verehrern der christlichen Religion und zwischen ihren Feinden und Verächtern gezeigt habe; daß aber derselbe jezt noch durch grössere Begebenheiten außer allen Streit gesezt, und zugleich die Macht Gottes bewiesen worden sey. Beyde hätten einen Ausgang genommen, der ihnen gebührte. Jene hätten bey ihrem standhaften Glauben an Gott, und bey der Hoffnung künftiger Güter, welche sie den Gefahren dieses Lebens vorgezogen hätten, zwar vieles Uebel ausgestanden, aber wegen dieser gewissen Hoffnung es gerne ertragen, und einen desto herrlichern Ruhm dadurch erlangt; diejenigen aber, welche weder Gott selbst erkannten, noch sich scheueten seine Verehrer mit grausamen Martern hinzurichten, und nicht einsahen, wie elend sie wären, indem sie wegen einer solchen Ursache die Menschen straften; diese wären stets überwunden, und endlich zu Grunde gerichtet worden. Da aber, fährt Constantin fort, durch das Unheil, welches sie stifteten, eine allgemeine

Noth

Noth der Menſchen entſtanden ſey: ſo habe der einzige wahre Gott ihn zu ſeinem Diener gewählt, durch ihn vom Britanniſchen Meere an, und von den Gegenden her, wo die Sonne untergehen muß, bis in die Morgenländer, dieſes Elend aufgehoben, um das menſchliche Geſchlecht zur Beobachtung ſeines ehrwürdigſten Geſezes zurück zu führen, und dem ſeeligſten Glauben Wachsthum zu verſchaffen. „Ich weiß zwar wohl, ſagt er, daß die„jenigen, welche ſich ganz der himmliſchen Hoffnung „ergeben, und dieſelbe feſt auf die göttlichen Woh„nungen gründen, keiner menſchlichen Gnade be„dürfen, indem ſie einer deſto größern Ehre genieſ„ſen, je mehr ſie ſich von den irdiſchen Fehlern und „Uebeln entfernen.„ Allein er glaubte doch, es ſey der Abſicht, zu welcher ſich Gott ſeiner bediente, gemäß, dieſe Unſchuldigen von allen Strafen zu befreyen. Die Chriſten alſo, welche aus ihrem Vaterlande hatten flüchten müſſen, die zu den beſchwerlichen öffentlichen Aemtern genöthigt worden waren, ihre Güter verloren hatten, auf die Inſeln verwieſen worden waren, oder die man zu den Arbeiten in den Bergwercken verurtheilt, ihrer Freyheit und Ehre beraubt, aus anſehnlichen Kriegsdienſten geſtoßen, zur Beſchimpfung unter den Weibern hatte Wolle ſpinnen und Leinweber abgeben laſſen, die man endlich zu Leibeigenen gemacht hatte; alle dieſe ſollten wieder in ihren vorigen Zuſtand geſezt werden, und eine Lebensart ergreifen, welche ſie wollten. Er befohl zugleich, daß die Güter, welche die chriſtlichen Märtyrer oder Bekenner hinterlaſſen hätten, ihren nächſten Anverwandten, und wenn keine ſolche vorhanden wären, der Kirche, zu welcher ſie gehört hatten, eingeräumt werden ſollten. Wer etwas von denſelben

ben in den Händen hätte, sollte es zurück geben, ohne daß man ihn wegen der bisherigen Nutzung solcher liegender Gründe in Anspruch nehmen dürfe: selbst die käyserliche Kammer sollte die eingezogenen Güter der christlichen Kirchen wieder herausgeben. Zulezt ermahnt Constantin in dieser Verordnung jedermann, aus demjenigen, was der allmächtige Gott seit kurzem durch ihn verrichtet hätte, denselben kennen und verehren zu lernen.

Der eifrigste Christ konnte mit den Ausdrücken, in welchen sich Constantin über seine Religion erklärte, vollkommen zufrieden seyn; und es ist beynahe unmöglich zu glauben, daß alles dieses nur Verstellung und gezwungene Lobsprüche des Christenthums gewesen seyn sollten. Dadurch ändert sich auch die Gestalt nicht, in welcher sich dieser Kayser bereits gezeigt hat, und noch ferner zeigen wird: als ein Fürst, der die Religion, welche er vor die einzige wahre hält, und ihr mit aller seiner Macht zu Hülfe kommen will, doch mit seinen herrschenden Absichten und Leidenschaften zu vereinigen weiß. Auf diesen ersten günstigen Befehl, der sogleich vollzogen wurde, folgten noch ernstlichere Anstalten, um dem Christenthum die Oberhand zu ertheilen. Constantin bestellte nunmehro meistentheils christliche Statthalter über die Länder des Reichs; oder wenn er bisweilen einen Heyden dazu ernannte, so erlaubte er ihm nicht, den Göttern Opfer zu bringen: ein Verbot, welches sich bis auf den Obersten der Leibwache erstreckte. Er verbot daher in einem besondern Geseze, weder Bildsäulen der Götter aufzurichten, noch Wahrsagerkünste und andere von dieser Art zu gebrauchen, endlich auch keine Opfer zu schlachten. Einigen

gen Neuern iſt es zweifelhaft vorgekommen, ob der Kayſer damals alle Opfer oder nur die, welche in den Häuſern gebracht wurden, verboten habe. Man findet würcklich nach dieſer Zeit Beyſpiele genug von öffentlichen Opfern in den Tempeln, beſonders zu Rom, in den Morgenländern und in Egypten, und Libanius, der zu dieſen Zeiten lebte, verſichert ausdrücklich, daß Conſtantin den Götzendienſt nicht geſtört habe. Aber auf der andern Seite erzählt es Euſebius, der dieſes ſo genau wiſſen konnte, noch zweymal, daß der Kayſer alle Arten von Opfern unterſagt habe: und der ganze Zuſammenhang ſeiner Handlungen macht es wahrſcheinlich. Doch da die Abgötterey zu tief bey den Völckern eingewurzelt war, viele vornehme und reiche Perſonen ihr noch zugethan blieben, und daher Unruhen beſorgt werden konnten, wenn hierbey zu ſtrenge verfahren wurde: ſo ſcheint es, daß der Kayſer noch immer viele Nachſicht hierinne bewieſen habe.

Mit der erſtgedachten Verordnung erſchien zugleich eine andere, durch welche Conſtantin befohl, daß die chriſtlichen Kirchen, welche bisher vernachläßigt worden waren, ausgebeſſert, erweitert, und, wo es nöthig wäre, auch neue gebauet werden ſollten. Er ſchrieb deswegen an alle Biſchöfe, und verlangte von ihnen, nach ihrem Gutbefinden dafür zu ſorgen, die dazu nöthigen Koſten aber von den Statthaltern zu begehren. Was noch mehr iſt, er ſtellte ſeinen neuen Unterthanen in den Morgenländern, in einem eigenhändigen Schreiben die Nichtigkeit des Götzendienſtes, und die Urſachen vor, warum ſie ſich zum Chriſtenthum wenden müßten. „Mein Vater, ſagt er unter andern

„das

„darinne, war der einzige unter den nächst vorher-
„genden Fürsten, welcher sanft regierte, und bey
„allen seinen Handlungen Gott den Vater um Hül-
„fe rief; die übrigen aber habe ich wegen ihrer
„wilden Gemüthsart als Fremde betrachtet: sie
„zerstörten die wahre Lehre während ihrer Regie-
„rung, und stifteten, obgleich alles im Reiche ru-
„hig war, bürgerliche Kriege. Damals soll Apol-
„lo aus einer finstern Höhle den Ausspruch gethan
„haben, daß ihn die gerechten Leute auf der Welt
„hinderten, das Wahre vorher zu sagen. — Dich,
„den höchsten Gott, ruft Constantin aus, neh-
„me ich jezt zum Zeugen. Du weißest, daß ich zu
„dieser Zeit in meiner ersten Jugend den vornehm-
„sten Kayser seine Leibwache fragen gehört habe,
„wer diese gerechten Leute auf der Welt wären,
„und daß einer von den umstehenden Priestern ge-
„antwortet habe, es wären die Christen. Diese
„Antwort verschlang der Kayser begierig, gleich-
„sam als eine Speise von Honig, und zog das
„Schwerdt, welches zur Bestrafung der Verbrechen
„bestimmt ist, wider die untadelhafte Heilig-
„keit. — — Man sahe damals, mit welcher aus-
„gelassenen Freyheit eine unaufhörliche Grausam-
„keit die ehrwürdigen Diener Gottes täglich be-
„schimpfen durfte. — Welche Feuerstrafe, wel-
„che Art von Martern und Quaalen ist nicht ohne
„Unterscheid an jedem Körper und Alter ausgeübt
„worden? — Warum gedencke ich aber dieser Din-
„ge? Die Barbaren rühmen sich jezt dessen, weil
„sie damals die Flüchtlinge unserer Länder aufge-
„nommen, und in einer sehr leutseeligen Gefangen-
„schaft gehalten haben. Denn sie vergönnten ih-
„nen nicht nur Rettung bey sich, sondern auch die
„Sicherheit ihrer Religion. — Doch die Urhe-

„ber

„ber dieſer Schandthaten ſind nachmals mit einem „ſchimpflichen Ende in den Abgrund des Acheron „zu beſtändigen Strafen geſtoßen worden: ſie rieben „ſich einander durch bürgerliche Kriege auf, und „haben weder ihren Nahmen noch ihr Geſchlecht „übrig gelaſſen. Niemals aber würde ihnen dieſes „wiederfahren ſeyn, wenn nicht jene gottloſe „Weißagung des Apollo eine falſche Kraft gehabt „hätte. Jezt bitte ich Dich, höchſten Gott, ſo „fährt Conſtantin in dieſem Schreiben fort, daß „Du Deinen morgenländiſchen Völckern, die ſo lan„ge Leiden ausgeſtanden haben, gnädig ſeyn, und „ſie durch mich, Deinen Diener, glücklich machen „wolleſt. Und dieſes bitte ich Dich nicht ohne gu„ten Grund, o Herr über alles, heiliger Gott! „Denn unter Deiner Anführung habe ich heilſame „Dinge unternommen und ausgeführt. Dein Zei„chen habe ich überall vortragen laſſen, und dadurch „treffliche Siege mit meinem Heere erfochten: und „ſo oft es die Bedürfniſſe des Staats erfordern, „ziehe ich, indem ich der Fahne Deiner Macht fol„ge, gegen die Feinde. Deswegen habe ich Dir „meine Seele ergeben, die mit Liebe und Furcht „durchaus gereinigt iſt. Ich liebe Deinen Nah„men aufrichtig, und verehre Deine Macht, die Du „an vielen Beyſpielen bewieſen, mit der Du mei„nen Glauben geſtärckt haſt. Daher eile ich, mei„ne eigenen Schultern unterzuziehen, damit ich „Dein heiligſtes Haus wieder herſtelle, das jene „laſterhafte und Gottloſe ſo boshaft verwüſtet ha„ben. Zum allgemeinem Beſten der Welt und „aller Menſchen wünſche ich, daß Dein Volck im „Frieden und in Ruhe leben möge. Selbſt die „Anhänger der falſchen Religion mögen gemein„ſchaftlich mit den Gläubigen die Annehmlichkei„ten

„ten dieses ruhigen Zustandes frölich genießen. „Denn diese wiederhergestellte Gemeinschaft dient „auch dazu ungemein, die Menschen auf den rech„ten Weg zu führen. Niemand störe den andern: „ein jeder thue was ihm gefällt. Doch müssen die „gutgesinnten versichert seyn, daß diejenigen al„lein heilig und unschuldig leben werden, welche Du „selbst dazu berufen hast, daß sie an Deinen heili„gen Gesezen ihre Zufriedenheit finden sollen. „Die sich aber selbst denselben entziehen, mögen, „weil es einmal ihr Wille ist, die Tempel ihrer „lügenhaften Lehre immer behalten. Wir haben das „herrliche Haus Deiner Wahrheit, das Du uns „mit der Natur gegeben hast. Eben dieses wun„schen wir auch ihnen, damit sie ebenfals sich an „der allgemeinen Uebereinstimmung vergnügen kön„nen. Denn unsere Religion ist nichts Neues; „sondern seitdem nach unserm Glauben die Welt „gegründet worden ist, hast Du auch diese Reli„gion mit der schuldigen Ehrerbietung gegen Dich „gestiftet. Das menschliche Geschlecht ist zwar „durch mancherley Irrthümer verführt worden; „allein damit dieses Uebel nicht gar zu sehr vergrös„sert werden möchte, hast Du durch Deinen Sohn „ein helles Licht aufgestellt, und jedermann an Dich erinnert.„ — Zur Bestätigung von dem, was er eben geschrieben hatte, führt Constantin die bewundernswürdige Einrichtung der ganzen Natur an, danckt Gott für den Unterricht in der wahren Religion, und verbietet nochmals, daß niemand den andern wegen einer verschiedenen Einsicht in diesem Stücke beleidige. Er sezt hinzu, daß er alles dieses weitläuftiger erklärt habe, weil er den wahren Glauben nicht habe verbergen wollen; besonders aber, weil einige behauptet hätten, alle

Bayerische Staatsbibliothek München

Cärimonien und die Ausübung des Heydenthums (welches er die Gewalt der Finſterniß nennt,) ſey aufgehoben worden. Ich würde, ſagt er, dieſes allen Menſchen gerathen haben, wenn nicht der ſchlimme Irrthum in manchen Gemüthern einen gar zu feſten Sitz gewonnen hätte.

Nach dieſem Schreiben zu urtheilen, nahm Conſtantins Eifer in dem Bekenntniße und in der Empfelung der chriſtlichen Religion täglich zu: und ſo weit man die Geſinnungen eines Menſchen überſehen kann, iſt hier nichts, iſt auch in ſeiner damaligen Stellung nichts zu finden, das ſeine Verſicherungen und Nachrichten verdächtig machen könnte. Man möchte das einzige dabey erinnern, daß ſeine Frömmigkeit zu ſehr von der irdiſchen Glückſeeligkeit abzuhängen ſcheine, die er durch die Annehmung des Chriſtenthums erlangt zu haben glaubte; von den Siegen, welche ihm die Kreuzfahne erworben haben ſollte. Allein zu geſchweigen, daß er auch der edlern Hoffnungen dieſer Religion nicht ganz vergißt; ſo iſt dieſes wenigſtens kein Beweis wider die Aufrichtigkeit, welche man ihm bey den feyerlichſten Erklärungen über dieſelbe zutrauen kann.

Er wollte, wie man geſehen hat, die Heyden keineswegs durch Gewaltthätigkeiten zwingen, ihre Religion zu verlaſſen. Vielleicht hielt er es neben den Bewegungsgründen der allgemeinen menſchlichen Rechte auch vor unanſtändig, daß die Chriſten, welche ſich über die Verfolgung der Heyden ſo wehmüthig beſchwerten, dieſen zu ähnlichen Klagen Gelegenheit geben ſollten. Dieſes unterdeſſen, und vornehmlich, was er am Ende ſeines

nes Schreibens meldet, widerspricht beynahe der Erzählung des Eusebius, daß Constantin alle Opfer abgeschafft habe. Entweder also muß man glauben, daß der Kayser diesen Befehl nicht vor eine Bedrückung angesehen habe, zumal wenn er ihn mit geringer Strenge vollziehen ließ; oder der eben genannte Schriftsteller, (bey dem die Zeitbestimmung ohnedieß nicht das deutlichste ist,) hat nur von einem Verbote der Opfer reden wollen, das in weit spätern Jahren erfolgt ist. Harte Anstalten waren übrigens nicht einmal nöthig, um das Christenthum unter Constantins Regierung sehr geschwind auszubreiten. Das reizende Beyspiel des Fürsten; der Zutritt zu den ansehnlichsten Aemtern, der den Christen vorzüglich offen stand; so viele Rechte und Freyheiten, mit welchen sie beehrt wurden; die Vergleichung beyder Religionen selbst mit einander, bey der, sobald sie durch nichts eingeschränckt ward, die heydnische so viel verlieren mußte, und andere glimpfliche Mittel haben das Christenthum sehr bald empor gebracht. Es hatte schon längst ohne den geringsten Anschein von Gewaltthätigkeit, indem es vielmehr oft durch die höchste Macht im Reiche bestritten ward, unzählliche Menschen eingenommen, drang immer weiter, und erwartete nur noch eine vollkommene Freyheit, um durch seine eigene Stärcke die Oberhand über den Götzendienst zu behaupten. Constantin ertheilte ihm dieselbe: und wenn er also gleich noch weit mehr zum Vortheil dieser Religion gethan, das Heydenthum zugleich durch Gesetze geschwächt und verächtlich gemacht hat; so kann man doch nicht sagen, daß sie den Völckern aufgedrungen worden sey.

Dieſer ihr mächtiger Freund und Beſchützer war gleichwohl noch nicht getauft; bloß als Lehrling im Chriſtenthum nahm er ſich deſſelben ſo nachdrücklich an. Einige hundert Jahre nach ſeinen Zeiten erſann ein unbekannter Freund der Römiſchen Kirche, (und vielleicht waren es mehrere,) eine Erzählung, nach welcher Conſtantin im Jahr 324 von dem Biſchof zu Rom Silveſter unter folgenden Umſtänden getauft worden ſeyn ſollte. Der Kayſer, ſo ſchrieb dieſer Betrüger, erregte eine Verfolgung wider die Chriſten zu Rom, der Silveſter und die übrigen dortigen Lehrer durch die Flucht entgiengen. Er wurde dafür von Gott mit dem Auſſaz beſtraft: und da er ſchon im Begriff war, nach dem Rath der heydniſchen Wahrſager Kinder umbringen zu laſſen, deren Blut ihm zum Heilungsmittel dienen ſollte, erſchienen ihm die Apoſtel Petrus und Paulus, die er vor Götter hielt, in einem nächtlichen Traume. Sie befohlen ihm den Silveſter holen zu laſſen, der ihm ſagen würde, was er zu ſeiner Geneſung thun müßte: und er gehorchte ihnen. Der Biſchof meldete ihm auf ſeine Frage, daß dieſes nicht Götter, ſondern Apoſtel geweſen wären, zeigte ihm auch ihre Bildniſſen, deren Aehnlichkeit mit der von ihm geſehenen Geſtalt ihn überzeugte. Hierauf lehrte er ihn für ſeine Sünden Buße thun, legte ihm die Hände auf, und taufte ihn: dadurch wurde der Kayſer ſogleich vom Auſſaze befreyet. — Dieſe Nachricht, von der kein Schriftſteller aus dem Jahrhunderte Conſtantins oder aus den gleichfolgenden etwas weiß, die vielmehr der zuverläſſigen Geſchichte deſſelben widerſpricht, und noch andere Merckmale der Falſchheit an ſich hat, mag ohngefähr um das achte Jahrhundert aufgekommen ſeyn,

und

und ist in verschiedenen untergeschobenen Schriften fortgepflanzt worden. Den Umstand, daß Constantin zu Rom getauft worden sey, hatten lange vorher einige lateinische Schriftsteller wider die ältern Zeugen, zur Ehre der Römischen Kirche behauptet. Das Wunderbare kam dazu, und so unglaublich es auch war, fand die Erzählung deswegen desto mehr Beyfall. Auch nachdem in den neuern Zeiten alle Gelehrte, denen an der Hoheit der Römischen Bischöfe wenig gelegen ist, dieselbe verworfen haben, suchten doch einige ihren Hauptinhalt dadurch zu retten, daß sie eine doppelte Taufe Constantins annahmen; die erste zu Rom von den Rechtgläubigen; die andere von den Arianern, am Ende seines Lebens. Eine so unwahrscheinliche Muthmaaßung, die außerdem auch auf keinem Zeugnisse des Alterthums beruht, verdient keine Untersuchung.

Aber diese ganze Erdichtung von der Taufe des Kayfers hat allem Ansehen nach nur den Grund zu einer noch wichtigern und für die Römischen Bischöfe brauchbarern abgeben sollen. Denn man hat sie folgendergestalt fortgesezt: Nachdem Constantin seinen Aussaz durch die Bemühung des Silvester verloren hatte, war er darauf bedacht, ihm seine Danckbarkeit dafür zu bezeigen. Er schenckte also ihm und dessen Nachfolgern seinen Lateranensischen Palast zu Rom, die Stadt Rom selbst und ganz Italien, ja alle Abendländische Provinzen, ertheilte ihnen den Vorgang vor allen Bischöfen der Christen, eine goldene Krone, nebst vielen andern Rechten und Vorzügen. Es ist noch ein Schenckungsbrief, in welchem Constantin dieses alles zusammen gefaßt haben soll, vorhanden; aber

der Verfaſſer deſſelben war zu einem feinen Betruge ſo ungeſchickt, hat ſo offenbare Unwahrheiten und Widerſprüche, inſonderheit aber eine ſo elende lateiniſche Schreibart hinein gebracht, daß vor mehr als dreyhundert Jahren, zu einer Zeit, da die Oberherrſchaft der Römiſchen Biſchöfe über die Kirche noch beynahe gar nicht angefochten ward, gleichwohl ſchon dieſe ungereimte Urkunde vom Laurentius Valla und Aeneas Sylvius ſpöttiſch genug abgefertigt worden iſt. Daher haben ſich auch die neuern Vertheidiger der Päbſtlichen Anſprüche genöthigt geſehen, dieſelbe aufzugeben; allein indem ſie ſich der ſchlechten Ausflucht, die gar keinen Schein für ſich hat, bedienen, ſie ſey von einem griechiſchen Schriftſteller der ſpätern Zeiten aufgeſezt worden, behaupten ſie doch, die Schenckung des Kayfers ſelbſt an die Römiſchen Biſchöfe ſey keinem Zweifel unterworfen. Dieſe vermeinte Schenckung hat aber würcklich die ganze Geſchichte wider ſich, und in dem achten Jahrhunderte trifft man die erſten Spuren dieſes kühnen und ſeltſamen Vorgebens an. Bis auf dieſe Zeit beſaßen die Päbſte weder Rom, noch irgend ein Land in oder außer Italien. Sie machten den erſten Verſuch, weltliche Fürſten zu werden, während der Unruhen und Empörungen, die in dem Italiäniſchen Gebiete der Griechiſchen Kayſer, deren Unterthanen ſie ebenfals waren, bey Gelegenheit des Streits über die Verehrung der Bilder entſtanden. Noch glücklicher gelang ihnen dieſe Abſicht durch die Freundſchaft der Fränckiſchen Könige, Pipins und Carls des Großen, welche den erſten Grund zu den jezigen Beſizungen der Päbſte legten, aber eben ſo gewiß ſich und ihren Nachfolgern die oberſte Herrſchaft über die denſelben geſchenck-

schenckten Ländereyen vorbehielten. Um die Freygebigkeit dieser Fürsten aufzumuntern und zu unterhalten, berief sich Adrian der erste, so weit die Nachrichten der Geschichte reichen, zuerst auf Constantins Schenckung in einem Schreiben an Carl den Großen. So wie schon zu den Zeiten Silvesters, sagt er, die heilige Catholische und Apostolische Römische Kirche durch die Freygebigkeit des frommen Kayfers Constantins des Grossen, heiligen Andenckens, erhöhet worden ist, indem er ihr in diesen Gegenden Italiens eine Gewalt zu ertheilen geruhet hat: so soll auch zu Eurer und unserer höchst glücklichen Zeit die heilige Kirche Gottes grünen, und immer mehr empor gebracht dauerhaft verbleiben. Er beruft sich noch auf andere Schenckungen, welche die Römische Kirche (eigentlich sagt er nach der damals zu Rom üblich gewordenen Kirchensprache, der heilige Apostel Petrus,) über verschiedene Ländereyen in allen Gegenden Italiens von Kayfern und andern ansehnlichen Herren, um dafür Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, bekommen hätte; die Longobarden, sezt er hinzu, hätten sich dieser Länder bemächtigt, und er bittet, daß sie zurück gegeben werden möchten. Noch versichert er, daß die Urkunden von allen diesen Schenckungen in seinem Archive aufbehalten würden, und daß er sie dem Könige Carl überschickt habe, um die gegründeten Ansprüche des heiligen Petrus und des Pabstes daraus zu erkennen. Ob sich unter diesen Urkunden die obengedachte von Constantins Schenckung völlig in derjenigen Gestalt befunden habe, in der wir sie noch lesen, kann nicht ausgemacht werden; es ist aber sehr wahrscheinlich. Auch ist es mehr als Muthmaaßung, daß jener Schen-

ckungsbrief nicht lange vor dieſer Zeit, vielleicht aus einer ältern fabelhaften Sage von Conſtantins Wohlthätigkeit gegen die Kirche, zuſammengeſezt worden ſey, damit die Päbſte bey dieſen erſten Schritten zu einer weltlichen Landesherrſchaft ein gewiſſes Recht an dieſelbe beweiſen, ſie unter ſo günſtigen Umſtänden, als ſich damals zeigten, befeſtigen und vergrößern könnten. Carl der Groſſe mag nun dieſe und andere vorgegebene Schenckungen geglaubt haben oder nicht; (denn ſehr wahrſcheinlich konnten ſie ihm ſelbſt in ſeinem leichtgläubigen Zeitalter nicht vorkommen:) genug ſeine Gewogenheit gegen die Päbſte, die von ſeinem Vater auf ihn durch Gründe der Danckbarkeit fortgepflanzt worden war, machte ihn gleichfals freygebig; aber er ſchenckte ihnen nur einen ſehr geringen Theil von ſo vielen Ländern, die ihnen ſchon Conſtantin gegeben haben ſollte, blieb ihr Oberherr, und auch ſeine Nachfolger in der kayſerlichen Würde blieben es noch viele Jahrhunderte, ſo weit ſie hinlänglichen Muth und Klugheit hatten, ihre unſtreitigen Rechte über Rom und den ſogenannten Kirchenſtaat zu behaupten.

Daß Conſtantin ſich derſelben jemals begeben, den Römiſchen Biſchöfen nur einen Schein von weltlicher Hoheit und Regierung ertheilt haben ſollte, davon ſchweigt ſeine ganze Geſchichte. Aber auch die höchſte und geſchäftige Aufſicht über den allgemeinen Wohlſtand der chriſtlichen Kirche führte er allein, und die Anmaaßungen jener Biſchöfe von dieſer Art ſind ſehr lange nach ihm aufgebracht worden. Er fand um dieſe Zeit eine wichtige Gelegenheit, ſie auszuüben. Gegen das Jahr 320 hatte ſich zu Alexandrien in Egypten, wel-

welches zu dem Gebiete des Licinius gehörte, eine heftige Streitigkeit zwischen dem dortigen Bischof Alexander, und einem Aeltesten dieser Gemeine, Arius, erhoben. Jener lehrte, daß in der göttlichen Dreyheit auch eine Einheit sey, und daß insonderheit der Sohn Gottes einerley Wesen mit dem Vater habe. Arius aber leugnete dieses; er suchte zu zeigen, daß der Sohn Gottes nicht von Ewigkeit her seyn könne: und er fand hierinne so viele Anhänger, daß sie bald in Egypten, in einigen angränzenden Gegenden, und in den Morgenländern eine beträchtliche Parthey ausmachten. Selbst viele ansehnliche Bischöfe traten zu derselben; der Zanck, die Verkezerungen und die Erbitterung von beyden Theilen stiegen immer höher; auch das christliche Volck theilte sich, und stritt darüber mit einander, und diese ärgerlichen Händel gaben endlich sogar den Heyden Gelegenheit, das Christenthum in ihren Schauspielen zu verspotten. Indem dieses unter der Herrschaft des Licinius vorfiel, ward er überwunden und genöthigt seiner Würde zu entsagen: darauf fieng Constantin an, auf die Arianischen Unruhen in seinem neuen Gebiete aufmercksam zu werden. Er kam nach Nikomedien, wo Licinius seinen Sitz gehabt hatte, und wo der vornehmste Freund und Beschützer der Arianer, Eusebius, ein anderer als der Geschichtschreiber von Constantins Leben, Bischof der christlichen Gemeine war. Dieser Lehrer genoß einer ausnehmenden Gnade der Schwester des Kayfers und Gemahlinn des Licinius, Constantia. Man hat aus diesen und andern Umständen geschlossen, daß er auch den Constantin für den Arius eingenommen habe. Eine Muthmaaßung, die kaum wahrscheinlich ist;

man müßte ihr denn die Bedeutung geben, daß die Schweſter des Kayſers, die vom Euſebius gewonnen war, ihrem Bruder ſanfte und gemäſſigte Geſinnungen über dieſe Streitigkeiten beygebracht habe.

Dieſe Ausſchweifungen der Chriſten ſchienen jezt würcklich ſeine nachdrücklichſte Sorgfalt zu verlangen. Denn die Religion, das heiligſte, ſicherſte Band der Ruhe und Einigkeit unter den Menſchen, kann eben ſo wohl zu den gefährlichſten Bewegungen im Staate Anlaß geben, wenn ſie, wie damals, von den Leidenſchaften ihrer Lehrer gemißbraucht wird. Conſtantin ſchickte alſo im Jahr 324 den Biſchof Hoſius nach Alexandrien, um den daſelbſt entſtandenen Streit zu unterſuchen und zu ſtillen; er gab ihm aber auch ein Schreiben an den Alexander und Arius mit, wodurch dieſe beyden Häupter der Partheyen noch gewiſſer vereinigt werden ſollten. Er macht darinne den Anfang mit der eidlichen Verſicherung, daß er ſich zwo große Abſichten vorgeſezt habe: erſtlich alle Völcker zu einer übereinſtimmenden Denckungsart in der Religion zu bringen; und nächſtdem das Reich von den Bedrückungen eines Tyrannen zu befreyen. Beſonders habe er gehofft, daß in der Staatsverwaltung eine glückliche Veränderung vorgehen würde, wenn er die Einigkeit zwiſchen allen Verehrern Gottes wieder herſtellen könnte. Er ſey daher im Begriff geweſen, einige der morgenländiſchen Biſchöfe nach Africa zu ſenden, damit ſie die Donatiſtiſchen Unruhen daſelbſt dämpfen möchten, als er die unangenehme Nachricht erhalten hätte, daß unter ihnen noch weit härtere Zwiſtigkeiten entſprungen wären. Nachdem er die

Urſa-

Ursache derselben überlegt hätte, habe er gefunden, daß sie viel zu unerheblich sey, als daß sie einer so heftigen Zänckerey würdig wäre. Er bietet sich also hiemit unter göttlichem Beystande zum Friedensmittler zwischen ihnen beyden an: denn da er weit wichtigere Händel beylegen könnte, so verspreche er sich desto mehr, daß es ihm bey einer solchen Kleinigkeit gelingen werde.

„Ich höre, fährt er fort, daß der gegenwärtige Streit auf folgende Art angegangen sey. Du, „Alexander, hast deine Aeltesten gefragt, was sie „von einer gewissen Stelle des Gesezes, oder vielmehr von einem Stücke einer unnüzen Frage hal„ten. Du aber, Arius, hast dasjenige, was du „entweder niemals hättest dencken, oder, wenn du „es dachtest, verschweigen sollen, unbehutsam her„ausgesagt. — Ein jeder von euch beyden also „verzeihe es dem andern, und nehme das an, was „euch euer Mitdiener billig rathet. Und was ist „dieses? Es schickte sich gleich anfänglich nicht, „weder über solche Dinge eine Frage aufzuwerfen, „noch dieselbe zu beantworten. Denn dergleichen „Streitfragen, welche das Gesez nicht als noth„wendig vorschreibt, sondern die Zancksucht einer „unnützen Trägheit hervorbringt, wenn sie gleich „zur Uebung der Kräfte des Geistes angestellt wer„den, müssen wir doch lieber innerhalb unsers Ver„standes einschräncken, und sie nicht leicht in öffent„lichen Versammlungen vortragen, noch unvor„sichtiger Weise vor die Ohren des Volcks kom„men lassen. Denn wie viele sind wohl, welche „die ganze Stärcke so großer und schwerer Sachen „entweder genau begreifen, oder würdig erklären „können? Ja wenn man auch glauben sollte, daß

„je-

„jemand dieſes leicht thun könne, wie viele wird „er wohl vom Volcke überreden? Oder wer wird „bey der genauen Unterſuchung ſolcher Fragen ſich „vor einem gefährlichen Falle genugſam hüten kön„nen? Man muß alſo dabey nicht geſchwäzig „ſeyn: damit nicht, entweder weil wir wegen un„ſers ſchwachen Verſtandes die vorgelegte Frage „nicht geſchickt genug zu erklären wiſſen, oder „weil die Zuhörer aus natürlicher Unfähigkeit das „geſagte nicht begreiffen können, durch eines von „dieſen beyden das Volck zu ärgerlichen Reden „oder zu einer Trennung unvermeidlich verleitet „werde.„

Er ermahnt ſie darauf von neuem, wieder in Gemeinſchaft mit einander zu leben, weil ſie würcklich einerley von dem Dienſte Gottes lehrten, und nicht über eine Hauptvorſchrift des Chriſtenthums ſtritten. Es ſey unanſtändig, ſagt er, ja völlig unerlaubt, daß ſie, die über ſo nichts bedeutende Dinge zanckten, ein ſo großes Volck Gottes regieren ſollten. Die Weltweiſen wären zwar auch öfters mit einander uneins, allein ſie vereinigten ſich doch immer zur Beförderung ihrer gemeinſchaftlichen Abſicht: wie vielmehr ſollten ſie als Diener des großen Gottes in der Religion übereinſtimmen. Daß Brüder gegen Brüder wegen elender Wortſtreitigkeiten zu Felde zögen, und dadurch Uneinigkeit in der Gemeine ſtifteten, ſey etwas pöbelhaftes, und mehr einer kindiſchen Unwiſſenheit als der Einſicht von Prieſtern und klugen Männern gemäß. Laßt uns, ruft er aus, freywillig von den teufliſchen Verſuchungen entfernen. Unſer großer Gott und allgemeiner Heyland hat uns ein gemeinſchaftliches Licht aufgeſteckt. Vergönnt mir,

seinem Diener und Verehrer, daß ich unter seiner Aufsicht dieses Werck zu Stande bringe, damit sein Volck durch meine Anreden und Ermahnungen wieder zur Einigkeit gebracht werde. Ueber die unerhebliche Frage selbst möchten sie immer verschieden dencken, doch ihre Meinungen für sich behalten; desto mehr aber in den vornehmsten Lehren einig seyn. Er dringt in sie, der Gemeine die Eintracht, ihm aber ruhige Tage und Sorgenfreye Nächte wieder zu geben; sonst würde er Thränen vergießen, und kein zufriedenes Leben führen können, wenn das Volck Gottes, seine Mitdiener, durch eine unbillige und schlimme Zwistigkeit getheilt blieben. Er versichert, daß er bloß, um die Würckungen ihrer Uneinigkeit nicht selbst zu sehen, seine Reise in die morgenländischen Provinzen aufgeschoben habe, und ermahnt sie desto eifriger, ihn und alle Christen durch die Endigung ihrer Händel zu erfreuen.

Ueberhaupt konnte wohl nichts besseres und lehrreicheres über diese und zugleich über viele andere theologische Streitigkeiten gesagt werden. Gesezt auch, daß Constantin in diesem Schreiben, wie es bey solchen öffentlichen Erklärungen oft geschehen ist, sich einen größern Eifer als er empfand, beygelegt; oder daß er den Ausdruck desselben von irgend einem Bischof angenommen hätte; so sind die Gedancken selbst über das Verhalten, welches christliche Lehrer bey spizfindigen Religionsfragen zu beobachten schuldig sind, vortrefflich. Sehr vieles und großes Unglück würde unter den Christen aller Zeiten verhütet worden seyn, wenn ihre Lehrer solche Fragen nicht zu nothwendigen Glaubenslehren gemacht, wegen der Un-

ei-

einigkeit über dieſelben nicht auch die äußerliche Ruhe und Einigkeit in der Kirche und im Staate ſelbſt geſtört hätten. Man hat zwar den Kayſer nicht ohne Grund getadelt, daß er die Streitfrage zwiſchen dem Alexander und Arius ſchlechterdings vor nichts bedeutend ausgegeben hat: denn die Lehre von Jeſu und ſeiner göttlichen Hoheit, welche ſie betraf, iſt für die Chriſten ungemein wichtig. Aber wenn man ihn auch nicht damit entſchuldigen wollte, daß er als ein noch ungetaufter Chriſt leicht über denjenigen Theil des chriſtlichen Glaubens ein unrichtiges Urtheil habe fällen können, der Chriſten dieſer Art nicht ſogleich in ſeinem ganzen Umfange erklärt wurde; wenn man nicht darauf ſehen will, wie es doch ebenfals die Billigkeit verlangt, daß ſein Schreiben nicht den Ausſpruch eines Lehrers der Kirche; ſondern die ſanften und friedliebenden Geſinnungen eines Kayſers enthalte, der die Verträglichkeit unter ſeinen Unterthanen nicht durch jeden Unterſcheid in der Denckungsart ihrer Lehrer unterbrochen wiſſen wollte: ſo kann man noch mehr zu ſeiner Rechtfertigung ſagen. Selbſt die wichtigſten Lehren des Chriſtenthums können mit unnüzen Fragen überladen werden; und auch ſolche, welche Wahrheit in ſich faſſen oder hervorbringen, ſind oft entbehrlich, weil ſie eine Quelle von Streitigkeiten abgeben. Socrates geſteht, daß Alexander, von dem die erſte Veranlaſſung zu den Arianiſchen Händeln herkam, auf eine Ruhmbegierige Art, um ſeinen Scharfſinn zu zeigen, über die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit, wie ſie die Chriſten nennen, geſprochen habe. Man hätte in dieſer Lehre, die man vor ein Geheimniß erkannte, deſto weniger von den Ausdrücken der heiligen Schrift abweichen, keine

tie:

tiefe Untersuchungen darüber anstellen, noch philosophische Kunstwörter in ihren Vortrag mischen sollen. So weit also ist Constantins Tadel, mit welchem er die beyden Hauptgegner in diesem Streite belegt, nicht ungegründet. Er erklärt sich für keinen von ihnen; sie bekommen Verweise, die sie verdient haben; und seine Bemühung ihre Zwistigkeiten zu unterdrücken, ist schon wegen ihrer Gelindigkeit der Nachahmung werth.

Doch weder sein Schreiben, noch sein Abgeordneter, Hosius, erreichten diese Absicht, die Anführer der beyden Partheyen mit einander auszusöhnen. Die Unruhen vergrößerten sich vielmehr, und der Pöbel verstümmelte sogar bey dieser Gelegenheit eine Bildsäule des Kayfers zu Alexandrien im Gesichte. Die Großen seines Hofs stellten ihm vor, daß dieser Frevel bestraft werden müßte: sein Gesicht, sagten sie, wäre sehr übel zugerichtet worden. Statt aller Antwort befühlte Constantin sein Gesicht, und versicherte ihnen, daß er keine Wunde darinne merckte. Eine der edelsten Handlungen dieses Fürsten, an die sich daher noch lange nach seinem Tode die Völcker mit Vergnügen erinnerten. Aber jezt fand er es gleichwohl nöthig, ein nachdrücklicheres Mittel wider diese weitläuftigen Händel zu gebrauchen: entweder, weil man ihm gezeigt hatte, die Streitfrage sey wichtiger als er glaubte; oder auch eben so sehr wegen der vor allen andern wieder herzustellenden Ruhe. Dieses Mittel war eine allgemeine Kirchenversammlung. Vermuthlich hatten ihm dasselbe einige Bischöfe, vielleicht Hosius, vorgeschlagen. Er hatte es auch schon bey den Donatistischen Streitigkeiten, aber ohne Nutzen, versucht. Es scheint, daß ein

ſchärferer Befehl des Kayſers wider die Ausſchweifungen, welche der wütende Streitgeiſt damals begieng; eine Berathſchlagung einiger der gemäßigteſten Lehrer von beyden Seiten, oder, wo möglich, ſolcher, die dabey gar keine Parthey ergriffen hatten und in jeder Gemeine eine feyerliche Wiederholung desjenigen Glaubens, dem die Chriſten bisher vom Urſprunge deſſelben an, zugethan geweſen waren; daß dieſe Anſtalten fruchtbarer und gewiſſermaaſſen auch anſtändiger geweſen ſeyn würden, als eine ſolche Verſammlung. Dieſe hatte freylich einen vielverſprechenden Nahmen, indem ſie die Einſicht, Prüfung und Entſcheidung aller Biſchöfe des Römiſchen Reichs über die Arianiſche Streitigkeit bekannt machen ſollte. Allein unter ſo vielen Biſchöfen konnte man doch nur von einer kleinen Anzahl ein völlig unpartheyiſches, freyes und ſcharfſinniges Urtheil erwarten: die übrigen kamen, um dieſen wenigen, oder der Mehrheit der Stimmen, auch wohl Nebenabſichten zu folgen. Dagegen verurſachte eine allgemeine Kirchenverſammlung dem Kayſer unermeßliche Koſten; gab den Biſchöfen zum Nachtheil der andern chriſtlichen Lehrer ein großes und im Grunde richterliches Anſehen in Glaubensſachen; erhob ſie neben dem Kayſer ſelbſt zu Geſezgebern der Kirche, und ihr Nutzen war immer bey den Streitigkeiten, die ſie beylegen ſollte, ungewiß. Man könnte vielleicht auch hinzuſezen, daß durch eine unter ſo vielen Beſchwerlichkeiten veranſtaltete zahlreiche Zuſammenkunft aus ſo manchen und entfernten Ländern, die Zwiſtigkeit unter den chriſtlichen Lehrern zu fürchterlich vorgeſtellt worden ſey, als wenn ſie der Religion den Untergang drohte, und dieſe nur durch eine ſo gemeinſchaftliche Hülfe gerettet werden könnte. Doch

Con-

Constantin war den Bischöfen ungemein erge-
ben: er gefiel sich in der Hochachtung, die er ihnen
öffentlich bezeigte: und da er gerne Handlungen
vornahm, die mit einem Prachtvollen Aufsehen be-
gleitet waren, so diente auch dazu eine solche Kir-
chenversammlung.

Er schrieb sie auf das Jahr 325 nach Nicäa
in Bithynien aus: zu der Reise und dem Unterhal-
te der Bischöfe daselbst gab er allen nöthigen Auf-
wand her. Es kamen jedoch, vermuthlich wegen
der Entlegenheit des Orts, nur die morgenländi-
schen Bischöfe hin: aus den Abendländern waren
bloß zween Aelteste im Nahmen des Römischen
Bischofs, und Hosius gegenwärtig; daher fehlte
noch viel daran, daß es eine allgemeine Kirchen-
versammlung gewesen wäre. Als sie sich auf einem
Saale des kayserlichen Palastes, dreyhundert und
achtzehn an der Zahl, versammlet hatten, erschien
der Kayser mit Purpur, Gold und Edelgesteinen be-
kleidet, nebst einigen seiner vertrauten christlichen
Hofbedienten, unter ihnen, blieb einen Augenblick
bey einem niedrigen goldenen Stuhl stehen, der
oben an gesezt war, und sezte sich nicht eher nieder,
als bis ihm die Bischöfe gewinckt hatten, worauf
sie ihm darinne nachfolgten. Nun bezeigte er ihnen
sein Vergnügen über ihre Zusammenkunft, die er
längst gewünscht hätte, danckte Gott dafür als für
die größte der von ihm erhaltenen Wohlthaten: er
hoffte, wie er sagte, daß von dieser Zeit an die
Kirche beständig glücklich seyn würde, wenn erst die
innerliche Uneinigkeit in derselben, die er vor gefähr-
licher als alle Kriege hielte, getilgt wäre: und
dieses empfol er ihnen sehr nachdrücklich.

Ein für die Biſchöfe ſo ſchmeichelhafter Anfang ſchien ihnen noch mehr zu verſprechen als zu der Abſicht ihrer Verſammlung gehörte. Würcklich brachten jezt viele ihre beſondern Händel vor, machten einander Vorwürfe, verantworteten ſich, und es erhub ſich ein heftiger und verworrener Streit, über welchen man die Angelegenheiten der Kirche und Religion ganz vergaß. Einige Biſchöfe hatten dem Kayſer ſchon am Tage vorher Klagſchriften wider einander übergeben. Dieſe befohl er alle zu verbrennen, indem er hinzu ſezte, Chriſtus verlange, daß man ſeinem Bruder vergebe, wenn man ſelbſt Vergebung ſeiner Sünden erwarte. Die mündlichen Zänckereyen ſtillte er ebenfals durch ſein Anſehen, und ermahnte die Biſchöfe zur Einigkeit. Hierauf hatten die Unterredungen über die Arianiſche Streitigkeit ihren Fortgang. Arius und ſeine Freunde unter den Biſchöfen waren ſelbſt zugegen: ihre Lehre wurde endlich als irrig verworfen; es ward in einem feyerlichen Glaubensbekenntniſſe feſtgeſezt, daß der Sohn Gottes gleiches Weſens mit dem Vater ſey, und es wurden noch ältere Zwiſtigkeiten der Chriſten damals entſchieden. Verſchiedene Biſchöfe weigerten ſich, das Glaubensbekenntniß zu unterſchreiben; die meiſten aber thaten es, als der Kayſer ihnen mit der Landesverweiſung drohte. Da die Kirchenverſammlung den Arius und ſeine Anhänger ihrer Würden entſezt, und aus der Gemeinſchaft der Kirche geſtoßen hatte: ſo verfolgte ſie nunmehro auch Conſtantin. Er verwies ſie nach Illyrien, verordnete, daß alle Schriften des Arius verbrannt werden ſollten, damit ſeine Lehre und ſein Andencken gänzlich unterdrückt würden; wer aber eine von ſeinen Schriften heimlich zurück halten würde, ſoll-

sollte sogleich hingerichtet werden. Er sezte noch hinzu, Arius sollte hierinne ein gleiches Schicksal mit dem Porphyrius, diesem heydnischen Weltweisen und Feinde des Christenthums, haben, dessen Nahme ebenfals beschimpft, und seine Schriften zernichtet worden wären; daher sollten auch Arius und seine Anhänger künftig Porphyrianer heißen.

Hier vermißt man sehr diejenige Mäßigung, die dem Kayser anfänglich bey diesen Händeln Ehre gemacht hatte. Die hohe Meinung, welche er von der Kirchenversammlung zu Nicäa hatte, die sich selbst die große und heilige nannte, und die er, wie bey bürgerlichen Streitigkeiten, vor ein Gericht ansah, von welchem keine weitere Berufung Statt fände, verführte ihn zu so gewaltsamen Anstalten, indem er nun die Arianer als überwiesene Verbrecher, nicht bloß als Irrlehrer, betrachtete. Daher sagt er in einem Schreiben an die Gemeine zu Alexandrien, nachdem er sie ermahnt hat, die Irrthümer des Arius, dieses Dieners des Teufels, völlig fahren zu lassen: „Was dreyhundert „Bischöfe vor recht gehalten haben, das ist eben „so viel als Gottes Meinung selbst: besonders da „der heilige Geist, der in dem Verstande so grosser Männer wohnet, den Willen Gottes durch sie „offenbaret hat.„ Daß Constantin dieses seltsame Urtheil gefällt hat, ist an einem Manne weniger zu bewundern, der bey einer mittelmäßigen Kenntniß des Christenthums, umgeben von Bischöfen, die ihn dasselbe lehrten, leicht auf die günstige Vermuthung fallen konnte, daß wenn dreyhundert derselben sich über einen Lehrsaz ihrer Religion vereinigten, derselbe eine göttliche Wahrheit seyn müs-

ſe. Die Biſchöfe hingegen hätten ihn in dieſer Denckungsart nicht beſtärcken ſollen. Aber eben von dieſem Anfange geht das ihnen ſehr vortheilhafte Anſehen der allgemeinen Kirchenverſammlungen an, die in der Folge ihre Schlüſſe immer als Ausſprüche des heiligen Geiſtes verehrt wiſſen wollten, und, ob ſie gleich zum Theil ihre Verdienſte um den Glauben und die innere Verfaſſung der chriſtlichen Kirche hatten, dieſe doch in eine Art von Knechtſchaft verſezt, und in ihrem Verfahren oft die ſchlimmſten Fehler begangen haben. Conſtantin führte alſo die Schlüſſe der Verſammlung von Nicäa im ganzen Römiſchen Reiche ein: dadurch wurde ſie erſt im ſtrengern Verſtande ein allgemeines Concilium. Er machte inſonderheit den morgenländiſchen Gemeinen durch ein Schreiben bekannt, daß die verſammleten Biſchöfe beſchloſſen hätten, die bisherige Verſchiedenheit unter den Chriſten bey der Feyer des Oſterfeſtes ſollte gänzlich aufgehoben, und in Anſehung der Zeitbeſtimmung deſſelben ſollte nicht mehr auf das Jüdiſche Paſſah ſo genau geſehen werden, als es jene Gemeinen zu thun pflegten. Bey dieſer Veranlaſſung ſpricht er von den Juden verächtlicher und gehäſſiger, als es ſcheint, daß ein Fürſt von einem Theil ſeiner Unterthanen vor dem andern in einer öffentlichen Urkunde ſprechen ſollte.

Aber die Verbrennung der Schriften des Arius, welche Conſtantin anbefohl, war eben ſo wenig ein rühmlicher Eifer. Man kann aus dem, was er von dem Wercke des Porphyrius ſagt, ſchließen, daß die Chriſten mit demſelben auf gleiche Art umgegangen ſind; allein wenigſtens iſt dieſer Befehl der erſte dieſer Art, den man von einem chriſtlichen

Fürſten

Fürsten wider die Bücher der Ketzer liest. Waren diese Schriften verführerisch abgefaßt und durch starcke Gründe befestigt, so war es weit dienlicher sie zu widerlegen als zu vertilgen. Denn die Anhänger des Arius, die sie gelesen hatten, konnten immer Stellen daraus anführen, und vorgeben, man habe sie darum aus dem Wege geräumt, weil man sich vor ihnen gefürchtet hätte. Wenn sie aber schwach und seicht waren, so hatte man noch weniger Ursache, sie mit so vielem Geräusche wegzuschaffen. Nach dem Rechte einer freyen Untersuchung der Wahrheit, dessen Christen und Gelehrte überhaupt genießen, war es gleichfals unbillig, ihnen Schriften aus den Händen zu reissen, die sie zur Prüfung herrschender Lehrsäze gebrauchen konnten. Dazu kommt noch dieses, daß, wenn die Schriften der Irrlehrer auf diese Art unterdrückt wurden, sie Gefahr liefen, ihre wahre Meinung von der Religion verstellt und verfälscht zu sehen; daß die Nachwelt besonders über dieselbe niemals zuverläßig genug urtheilen konnte, und daß mit dem verwerflichen Inhalte ihrer Schriften auch manche schäzbare Anmerckungen verloren gehen mußten, die darinne versteckt lagen, und, weil sie von ihnen herkamen, weniger geachtet wurden. Würcklich hat auch dieses Beyspiel Constantins sehr viele Nachfolger gefunden, und alle die gedachten übeln Früchte, ja noch mehrere, in der Ketzergeschichte hervorgebracht. Seine angeführten Verordnungen wider den Arius und dessen Anhänger vereinigen auch auf andern Seiten die Menschenliebe und Weisheit mit der Gerechtigkeit zu wenig. Er befiehlt diese Leute mit einem Schimpfnahmen zu belegen: davon konnte die Frucht schwerlich eine andere seyn, als neue Er-

bitterung derſelben gegen die Rechtgläubigen; an Statt daß ſie von dieſen mit Sanftmuth zu ihrer Gemeine hätten gezogen werden ſollen. Und die Todesſtrafe, mit welcher er die Verbergung der Schriften des Arius bedroht, war deſto mehr Grauſamkeit, da es viele unter den Verehrern dieſes Mannes geben konnte, die ſich ein Gewiſſen daraus machten, ſeine Schriften den Flammen zu überlaſſen.

Ohngeachtet dieſes alles leiſtete doch Conſtantin den chriſtlichen Gemeinen durch die Kirchenverſammlung von Nicäa auch einige wahre Dienſte. Der Glaube der Chriſten von Jeſu ward auf derſelben glücklich vertheidigt, zwar an einen griechiſchen Ausdruck (Homouſios, das heißt, gleiches Weſens,) gebunden, deſſen er nicht ſchlechterdings bedürftig war, und der die damaligen Streitigkeiten noch vergrößerte; den man aber doch vor den geſchickteſten hielt, um die Rechtgläubigen von den Arianern zu unterſcheiden. Verſchiedene Zwiſtigkeiten, welche die Chriſten lange Zeit beunruhigt hatten, wurden daſelbſt ebenfals beygelegt. Und die vorgeſchlagene Einführung des eheloſen Standes der Geiſtlichkeit hatte auf dieſer Verſammlung den feyerlichen Ausgang, daß die Chriſten deſto länger von dieſem ihnen bis dahin unbekanntem Zwange befreyet blieben. Die Biſchöfe empfiengen nach dem Ende dieſer ihrer Arbeiten neue Gnadenbezeigungen von dem Kayſer. Er feyerte noch im Jahr 325 zu Nicäa den Antritt des zwanzigſten Jahres ſeiner Regierung. Bey dieſer Gelegenheit gab er allen anweſenden Biſchöfen ein Gaſtmahl, von welchem Euſebius, Biſchof zu Cäſarea, der demſelben ebenfals beywohn-

wohnte, eine zu sonderbare Beschreibung macht, als sie hier vorbeygelassen werden könnte. „Indem „der Kayser, schreibt er, in Gesellschaft dieser nun „mit einander ausgesöhnten Diener Gottes speiste, „brachte er Gott gleichsam durch sie dieses würdige „Opfer. Kein Bischof fehlte bey diesem kayserlichen „Gastmahle. Man kann in der That nicht Worte „genug finden, diese Sache zu beschreiben. Die „Trabanten standen mit bloßen Schwerdtern in ei„nem Kreise, und bewachten den Vorhof des kay„serlichen Palastes. Aber die Männer Gottes „giengen mitten durch sie ohne alle Furcht bis in das „Innerste des Palastes hinein. Einige von ihnen „speisten mit dem Kayser selbst; andere aber an be„sondern Tischen. Man konnte sich daran recht „ein Bild von dem Reiche Christi vorstellen, und „es schien mehr ein Traum als eine würckliche Sa„che zu seyn.„ Das neue in dieser Begebenheit muß die Einbildungskraft der Bischöfe, die noch an keine solche Auftritte bey Hofe gewohnt waren, sehr zerrüttet haben, weil sie zwey so sehr verschiedene Begriffe, eine herrliche Mahlzeit und das Reich Christi in Einen zusammen zu ziehen wußten. Wenn es ihnen aber an Worten fehlte, das Bewundernswürdige einer solchen Bewirthung auszudrücken, so begreift man desto leichter, warum sie den Kayser wegen so vieler andern und gröſsern Wohlthaten mit den unmäßigsten Lobsprüchen überhäuft haben. Er beschenckte sie auch nach diesem Gastmahle reichlich, und gab ihnen endlich die Erlaubniß in ihre Länder zurück zu kehren, nachdem er sie nochmals zur Einigkeit ermahnt, und sich ihrem Gebete empfolen hatte.

In den Augen derer, welche leicht durch ein äuſserliches Gepränge eingenommen werden, konnten

wohl alle dieſe Handlungen Conſtantins lauter Merckmale ſeiner Gottſeeligkeit ſeyn; aber als er gleich darauf im Jahr 326 ſeinen Sohn Criſpus und ſeine Gemahlinn Fauſta umbrachte, zeigte es ſich, wie betrügeriſch die Urtheile von der menſchlichen Tugend, und am meiſten von der Frömmigkeit ſolcher Perſonen ſind, welche dieſelbe auf die geſchäftigſte Art zur Schau tragen. Criſpus war Conſtantins älteſter Sohn von ſeiner erſten Gemahlinn Minervina, die einige beträchtliche Schriftſteller nur vor ſeine Beyſchläferinn ausgeben. Dieſer Prinz hatte eine große Hoffnung von ſich erweckt, war ſchon durch kriegeriſche Thaten berühmt geworden, und führte die Würde eines Cäſar. Sein Anſehen und ſeine Beſtimmung zur Nachfolge auf dem Throne, machten vermuthlich die Eiferſucht der zweyten Gemahlinn des Kayſers, Fauſta, rege, deren Söhne dereinſt dem Criſpus nachgeſezt werden ſollten. Sie klagte ihn daher bey dem Kayſer an, daß er ſie zur Blutſchande gereizt habe. Andere Schriftſteller ſezen noch hinzu, daß ſie ſelbſt verſucht habe, ihn zu dieſem Verbrechen zu verführen, und daß ſie ihn einer Empörung gegen ſeinen Vater beſchuldigt habe; alle aber kommen darinne überein, daß er unſchuldig geweſen ſey. Conſtantin ſtellte darüber keine genaue Unterſuchung an: in der Uebereilung ſeines Zorns ließ er ſeinen Sohn mit Gifte hinrichten. Bald darauf entdeckte er, daß ihn ſeine Gemahlinn hintergangen habe, und die Thränen und Klagen ſeiner Mutter Helena über den Todt des Criſpus, bewogen ihn gleichfals denſelben zu rächen. Dazu kam, daß Fauſta ſelbſt des Ehebruchs überwieſen wurde: er ließ ſie alſo in einer Badſtube, die übermäßig geheizt ward, erſti-

cken.

cken. Eine Menge von ihren Freunden ließ er gleichfals hinrichten. Man erstaunte über diese Grausamkeiten, die der Kayser zu Rom ausübte, und einer seiner vornehmsten Staatsbedienten Ablavius ließ sogar einen Zettel an den kayserlichen Palast mit zwey Versen folgenden Inhalts heften: „Wer sollte sich wohl nach den güldenen Zeiten des Saturnus sehnen? jezt sind sie gar von Edelgesteinen; aber es sind Zeiten des Nero.„

Vergebens haben einige Schriftsteller die Ermordung des Crispus und der Fausta geleugnet: sie beruht auf unwidersprechlichen Zeugnissen. Zwar gedenckt ihrer der vornehmste Verfasser von Constantins Leben, Eusebius, nicht; allein da er selbst gesteht, daß seine Absicht nur gewesen sey, die rühmlichsten Beweise von dem Eifer dieses Kaysers für die Religion zu sammeln: so kann man sie in seinem lobrednerischen Wercke gar nicht erwarten. Seine schmeichelnde Gefälligkeit gegen den Kayser und dessen Söhne geht so weit, daß er eben den Crispus, den er in seinem Wercke über die allgemeine Kirchengeschichte ungemein gelobt, und mit seinem Vater verglichen hatte, da er noch lebte; in der Lebensbeschreibung Constantins, die er nach dessen Hinrichtung schrieb, sich sogar hütet, die Begebenheiten zu nennen, an welchen derselbe einen Hauptantheil gehabt hatte. Diese That ist der schwärzeste Schandfleck in Constantins Leben: nichts mildert oder entschuldigt sie nur von irgend einer Seite. Ein späterer Schriftsteller erzählt, der Kayser habe sein unmenschliches Betragen gegen seinen Sohn in der Folge mit allen Zeichen des Schmerzens bereuet; er habe insonderheit vierzig Tage in einer Art von

Büßung zugebracht, und ſich nicht einmal zum Schlaf niedergelegt: eine prächtige Bildſäule ſeines Sohns, die er aus Gold und Silber habe verfertigen, und mit einer Aufſchrift verſehen laſſen, in welcher derſelbe vor unſchuldig erklärt wurde, ſey noch ein Denckmal dieſer Veränderung für die Nachwelt geworden. Wenn dieſes auch alles wahr ſeyn ſollte, ſo würde es dem Kayſer weniger rühmlich ſeyn, als ſeine unnatürliche Grauſamkeit Chriſten und Heyden zu einer Zeit ärgern mußte, da jene alle heilſame Würckungen ihrer Religion bey ihm zu ſehen glaubten; dieſe aber an ihm mehr als jemals einen heftigen Feind ihres Götterdienſtes erblickten.

Denn eben damals fiengen ſeine Bemühungen das Heydenthum auszurotten, und die äußern Merckmale ſeiner chriſtlichen Andacht häuffiger an auf einander zu folgen: ſo dauerten ſie während ſeiner übrigen Regierung immer fort. Viele heydniſche Tempel wurden auf ſeinen Befehl verſchloſſen; andere beraubte man aller ihrer Schönheiten, beſonders der Bildſäulen der Götter. Dieſe waren zum Theil bewundernswürdige Wercke der Kunſt, wie der Pythiſche Apollo, die Muſen vom Helikon, und der berühmte Pan, den die Griechiſchen Städte nach geendigtem Perſiſchen Kriege hatten verfertigen laſſen. Mit ſolchen Bildſäulen und andern Denckmälern, wie mit den Delphiſchen Dreyfüßen, ſchmückte er nachmals die öffentlichen Gebäude und Plätze von Conſtantinopel aus. Von andern wurde das Gold und Silber abgeriſſen und eingeſchmolzen; die übrige ſchlechte Materie aber den Abgöttern gelaſſen. Viele Bildſäulen der Götter wurden zur öffentlichen Beſchimpfung mit

Stri-

Stricken gebunden zusammengeschleppt. Da die Heyden an den ersten Beyspielen dieser Art sahen, daß ihre vermeinten Götter sich nicht retten konnten, und vielmehr durch alle diese Mißhandlungen lächerlich wurden, widersezten sie sich desto weniger dem Fortgange dieser Anstalten; wozu noch die Furcht vor den Kayser kam. Bloß einige Hofbedienten des Kayfers reisten mit seinen Befehlen in die Provinzen, und vollstreckten sie, ohne von Soldaten unterstüzt zu werden. Die Priester mußten die Bilder der Götter aus den geheimsten Oertern der Tempel ans Licht bringen, die darauf jeder Verspottung ausgesezt waren. Man fand im Innersten derselben Todtenknochen und andere Unreinigkeiten; keine Spur der würcklichen Gegenwart eines Gottes in den Tempeln stellte sich den betrogenen Heyden dar. Manche Tempel wurden gänzlich niedergerissen; bey andern wurden die Thüren ausgehoben und das Dach abgetragen, damit sie nach und nach zu Grunde gehen möchten: und dieses Schicksal hatten überhaupt mehrere, weil auf ihre Erhaltung gar nicht mehr geachtet wurde. Besonders ließ Constantin um das Jahr 330 einige wegen des Wunderbaren, das dabey vorgehen sollte, berühmte Tempel völlig zerstören: wie den Tempel des Aesculapius zu Aegae in Cilicien, und die Tempel der Venus zu Aphaca und Heliopolis in Phoenicien; welche leztere auch durch die schändlichsten Ausschweifungen, die darinne verübt wurden, berüchtigt waren. Es kann nicht gezweifelt werden, daß bey diesen Verwüstungen, welche in dem heydnischen Götzendienste angerichtet wurden, ohngeachtet der angeführten Sorgfalt Constantins, doch viele treffliche Denckmäler der Baukunst, Mahlerey und Bildhauerkunst vernich-

tet

tet worden ſind, die verdient hätten auf immer aufbewahrt zu werden. Der große Hauffen, der für die Kunſt keine Augen hatte, griff bald die Zeichen des Götzendienſtes mit dem hizigſten Eifer des Religionshaſſes an. Die Zerſtörung der Tempel ſelbſt, welche Conſtantin zu befehlen anfieng, munterte dazu auf, und war vielleicht nicht das anſtändigſte Mittel zur Unterdrückung des Heydenthums. Es hatte das Anſehen einer Verfolgung, über welche ſich ſonſt die Chriſten zu beklagen Urſache gehabt hatten: wenn man ſich daran begnügt hätte, die Thorheit der heydniſchen Religion und ſonderlich der Verehrung der Götzenbilder ſinnlich zu zeigen, ſo hätten übrigens die Tempel zur Zierde der Städte, als Denckmäler des Alterthums, auch wohl zu einem gemeinnüzigen Gebrauch angewandt ſtehen bleiben können.

Unterdeſſen konnte es nicht fehlen, daß das Heydenthum ſo heftig beſtürmt, einen anſehnlichen Verluſt leiden mußte. Conſtantin ſchonte zwar ſtets der großen Städte des Reichs, wo dieſe Religion nicht ſo leicht getilgt werden konnte; aber in den übrigen Gegenden des Reichs nahm ſie deſto ſichtbarer ab. Viele Heyden traten von derſelben ab, weil ihnen nun ſelbſt dasjenige verächtlich vorkam, was ſie bisher vor heilig gehalten hatten. Andere, ſo fährt Sozomenus fort, ſahen die Chriſten vor glücklich an, weil ſie der Gnade des Kayſers genoſſen, und ahmten alſo ſeinem Beyſpiele ebenfals nach. Noch andere wurden, nachdem ſie die chriſtliche Religion genau unterſucht hatten, durch gewiſſe Wunder oder Träume (dieſes gaben ſie wenigſtens vor,) oder durch Unterredungen mit den Biſchöfen und Mönchen bewogen, das Chriſtenthum anzunehmen. Viele Bekehrungen unter

dem

dem gemeinen Volcke wurden durch Geld gestiftet, oder doch befördert. Der Kayser schickte unter andern nach Heliopolis, wo er an Statt des Tempels eine christliche Kirche erbauet hatte, Geld für die Armen, und zog auch auf diese Art, sagt Eusebius, die Menschen zur heilsamen Lehre, indem er ohngefähr mit dem Apostel sagte: „Christus „mag gelegentlich, oder auf die richtige Art ver„kündigt werden, so freue ich mich.„ Ganze Städte verließen auch freywillig das Heydenthum, zerstörten ihre Tempel, und richteten christliche Kirchen auf. So wurden die Einwohner des Hafens von Gaza, der Majuma hieß, plözlich alle Christen: Constantin ertheilte darauf diesem Orte das Stadtrecht, und nannte ihn Constantia. Aus gleicher Ursache erhielt auch eine Stadt in Phoenicien den Nahmen Constantina. Der Kayser räumte überdieß manche mit dem heydnischen Aberglauben verbundene Anstalten aus dem Wege. Der Nilmesser, welcher bey den Ueberschwemmungen dieses Flusses gebraucht, und in dem Tempel des Serapis zu Alexandrien aufbehalten wurde, weil die Aegyptier die Fruchtbarkeit ihres Landes von dieser Gottheit erwarteten, mußte nun in einer christlichen Kirche verwahrt werden. Constantin verbot auch die grausamen Fechterspiele der Römer, die nur ihre alte Religion billigen konnte; allein weder diese noch verschiedene andere Lustbarkeiten, feyerliche Aufzüge und Gebräuche des Heydenthums ließen sich durch sein Verbot völlig aufheben. Wegen aller dieser Bemühungen sagte er einst zu den Bischöfen, so wie sie Bischöfe im Innern der Kirche wären, so wäre er von Gott zum Bischof ausserhalb derselben bestellt worden, um die Heyden in dieselbe zu führen.

Er

Er hörte aber auch nie auf, für den äußerlichen Wohlſtand der chriſtlichen Kirche zu ſorgen. Seine Freygebigkeit gegen dieſelbe war ohne Grenzen: er ſchenckte ihr und ihren Lehrern liegende Gründe, Geld und eine ſehr große Menge Getreyde. Von dem leztern war inſonderheit ein beträchtlicher Theil zum Unterhalte der Armen, Witwen und Wayſen beſtimmt. Er glaubte die chriſtlichen Lehrer nicht zu viel ehren und erheben zu können. Wer ſeine Streitſache vor den weltlichen Richtern nicht führen wollte, dem erlaubte er dieſelbe an das Gericht der Biſchöfe zu bringen: und ihr Ausſpruch galt mehr als der übrigen Richter ihrer, ſo viel als die Entſcheidung des Kayſers ſelbſt; die Statthalter und Unterobrigkeiten waren auch angewieſen, denſelben zu vollziehen. Von dieſem erſten Grunde iſt die unermeßliche und fürchterliche Gerichtsbarkeit der Geiſtlichkeit in den folgenden Jahrhunderten empor geſtiegen: zwar, wie ſie vorgab, nur in geiſtlichen Angelegenheiten; aber mit einem Mißbrauche, der dieſe Grenzen weit überſchritt. Da die Obrigkeiten der Chriſten noch alle heydniſch waren, hatte freylich der Apoſtel Paulus mit Rechte verlangt, daß ſie ihre Händel unter einander ſelbſt beylegen, nicht bey dieſen Gerichten zu ihrer Beſchämung unterſuchen laſſen ſollten. Er hatte ſie aber doch nicht an die Lehrer allein verwieſen; ſondern jeder weiſe Chriſt ſollte dazu gewählt werden, ſeine ſtreitenden Brüder aus einander zu ſezen. Und wenn man das Recht ausnimmt, welches den Biſchöfen längſt war zugeſtanden worden, vom Conſtantin aber anſehnlich erweitert wurde, auf Kirchenverſammlungen ein entſcheidendes Urtheil über die Religionsſtreitigkeiten zu fällen: ſo hat es völlig das Anſehen, daß er ſie keineswegs zu ordentli-

chen

chen Richtern über jede Art von Zwistigkeiten gesezt, sondern nur erlaubt habe, daß sich die Partheyen gemeinschaftlich an sie als Schiedsrichter wenden dürften. Ein gewisses Vertrauen zu den Bischöfen, eine geschwindere Abfertigung und geringere Kosten, haben vermuthlich dieses Mittel schon vorher beliebt gemacht, ehe es noch durch ein Gesez bestätigt wurde. Obgleich die Mönche und Nonnen zu Constantins Zeit noch nicht zum geistlichen Stande gerechnet wurden; so bezeigte er ihnen doch eine außerordentliche Ehrerbietung. Beynahe, sagt Eusebius, betete er die höchstheilige Gesellschaft der Gott auf immer geweihten Jungfrauen an, indem er gewiß versichert war, daß Gott in ihrem Herzen wohne. Wenn der Kayser diese neu erfundene Heiligkeit so unmäßig bewunderte, so muß sie in der Meinung des Volcks unbeschreiblich groß gewesen seyn.

Seine Mutter Helena wetteiferte gleichsam mit ihm bis zum Aberglauben in allen solchen öffentlichen Beweisen der Gottseeligkeit. Constantin hatte sie seit einiger Zeit zum Christenthum bekehrt, und er verehrte sie ungemein. Sie konnte sich des kayserlichen Schatzes nach ihrem Gefallen bedienen: davon machte sie einen rühmlichen Gebrauch; um ganzen Städten, und unzähligen Armen Wohlthaten zu erweisen; sie befreyte auch viele Gefangene oder zu den Bergwercken verurtheilte, und ließ manche Verwiesne in ihr Vaterland zurück berufen. Wie ihr Sohn, beschenckte sie die Kirchen reichlich, und richtete neue auf. In ihrem hohen Alter reiste sie noch aus Trieben der Andacht ins gelobte Land. Diese Gewohnheit, Wallfahrten in diejenigen Gegenden anzustellen, wo Jesus gelebt

hat:

hatte, geſtorben und begraben worden war, kam eben um dieſe Zeit unter den Chriſten auf. Es war eine merckliche Ausartung ihrer Frömmigkeit, da ſie für dieſelbe Unterhalt an ſogenannten heiligen Oertern ſuchten, an Statt daß nach den Grundſäzen des Chriſtenthums der wahre Dienſt Gottes an keine beſondern Gegenden gebunden ſeyn ſollte. Helena verrichtete alſo ihr Gebet zu Bethlehem, und in der Nähe, wo ſie Spuren der Geſchichte Jeſu vor den Augen hatte. Dadurch wurde ihre Einbildungskraft ſo ſehr erhizt, daß ſie das Kreuz ſelbſt, an welches Jeſus war geheftet worden, zu verehren wünſchte. Man bekam, nachdem ſeit dreyhundert Jahren niemand daran gedacht hatte, gleichwohl Nachricht, wo es vergraben ſeyn müßte: ob dieſe Nachricht von Menſchen, oder durch göttliche Zeichen gekommen ſey, darüber ſind die Schriftſteller der ſpätern Zeiten uneinig; denn Euſebius, der Zeitgenoſſe der Kayſerinn, der ihre Reiſe ins gelobte Land beſchreibt, weiß nichts von dieſer in jeder Betrachtung unglaublichen Geſchichte. Kurz das Kreuz Jeſu wurde ausgegraben, und zeigte ſogleich ſeine Kräfte durch die Heilung einer tödtlich krancken Frau. Nun bewahrte man dieſes Holz heilig auf: der größere Theil blieb zu Jeruſalem; ein Stück aber von demſelben brachte die Kayſerinn ihrem Sohne, und zugleich einige von den Nägeln, mit welchen der Körper Jeſu an daſſelbe ſollte befeſtigt worden ſeyn; mit welchen leztern Conſtantin ſeinen Helm und den Zaum ſeines Pferdes beſchlagen ließ, vermuthlich um ſich gegen alle Gefahr in Schlachten zu beſchüzen. Solche Geſinnungen und Handlungen hießen damals Andacht: die ältern Chriſten würden ſie Tändeleyen und Spielwercke genannt

haben,

haben, welche nur dazu dienen, die Menschen von der erhabnen geistichen Absicht der Religion weit abzuführen, und innerhalb ihrer eignen Erfindungen einzuschließen; wie es auch gar bald erfolgt ist. Helena bauete an dem Orte der Geburt und der Himmelfahrt Jesu zwo Kirchen, und Constantin schmückte dieselben mit den prächtigsten Geschencken aus. Sie wartete den Nonnen zu Jerusalem, welche sie zu einem Gastmahle eingeladen hatte, bey Tische auf. Man sieht, daß Mutter und Sohn auf eine ähnliche Art den Ruhm der Frömmigkeit erlangt haben: sie ist sogar nach ihrem Tode, welcher nicht lange nach dem Jahr 326 zusezen ist, mit dem Nahmen einer Heiligen belegt worden.

Um diese Zeit schränckte Constantin den ausschweifenden Wucher durch eine Verordnung ein, indem er die Zinsen vom geliehenen Gelde auf zwölf von hundert herabsezte. Er hob auch die Mißbräuche auf, welche die Habsucht bey der Verschreibung liegender Gründe zur Sicherheit der Schuld, eingeführt hatte: auch wenn die bestimmte Frist schon verflossen wäre, sollte man berechtigt seyn, bey Bezahlung der Schuld sein Pfand zurück zu fordern. Aber noch merckwürdiger ist sein Gesez vom Jahr 325, eines von denen, die ihm am meisten Ehre machen. Er erlaubte darinne allen seinen Unterthanen, wenn sie glauben sollten, gegen irgend einen seiner Staats- und Hofbedienten, Räthe und Richter offenbar beweisen zu können, daß er bey einer gewissen Gelegenheit nicht rechtschaffen und gerecht gehandelt habe, unerschrocken und sicher zu ihm zu kommen, und sich gerade an ihn zu wenden: er wolle selbst alles anhören und

unterſuchen, und wenn die Mißhandlung bewieſen würde, ſich ſelbſt an demjenigen rächen, der ihn bis dahin durch eine verſtellte Redlichkeit betrogen habe; derjenige aber, der dieſes angegeben und erwieſen hätte, ſollte mit Würden und Geſchencken belohnt werden. Zugleich verſicherte er mit einem Eide, daß er dieſes Verſprechen erfüllen werde. Man müßte mit der Geſchichte der Fürſten wenig bekannt ſeyn, wenn man aus ſolchen feyerlichen Erklärungen allein ſchließen wollte, daß ſie die ſtrengſte Liebe zur Gerechtigkeit ſogar gegen ihre Großen und Vertrauten ausgeübt haben. Aber obgleich die vortrefflichen Geſinnungen, die in vielen ihrer Verordnungen herrſchen, oft nur zu gewiſſen Abſichten angenommen und vor der Welt ausgebreitet werden; ſo gereichen ſie ihnen doch überhaupt zum Ruhme, wenn ihre übrige Denckungsart die Hoffnung nicht ganz niederſchlägt, daß ſie wohl zuweilen nach jenen Geſinnungen handeln möchten.

Man kann hier vom **Conſtantin** noch mehr als allgemeine Vermuthungen beybringen. Die meiſten Schriftſteller tadeln ſeine zu große Nachſicht gegen Perſonen, auf welche er ſein Vertrauen geworfen hatte, und darunter viele deſſelben ſo wenig als der Bedienungen, die er ihnen ertheilt hatte, würdig waren. Sie mißbrauchten dieſe Gelindigkeit zu allerley Ausſchweifungen, die ſie in ſeinem Nahmen begiengen; beſonders aber zur Befriedigung ihrer unerſättlichen Geldbegierde. Conſtantin wußte dieſes; allein an Statt ſie zu beſtrafen, gab er ihnen bloß ſcharfe Verweiſe, und erinnerte ſie, vornemlich auch in den Reden, die er öfters in ſeinem Palaſte hielt, daß ſie dereinſt Gott dafür Rechenſchaft geben würden, wie ſie die Ver-

wal-

waltung des Staats geführt hätten. Einen von seinen Vertrauten nahm er einst bey der Hand, und fragte ihn, wie weit er denn seine Gierigkeit noch ausstrecken würde? Darauf zeichnete er ihm mit einem Wurfspieße, den er bey der Hand hatte, die Größe eines menschlichen Körpers auf der Erde vor, und sezte hinzu: „Wenn du gleich alle Reichthümer des Lebens, und sogar die ganze Welt dir erworben hättest, so wirst du doch nicht mehr als dieses abgezeichnete Stück Erde mit nehmen, wo dir anders noch dieses überlassen wird.„ Eusebius gesteht, daß der Kayser durch alle diese Ermahnungen keinen seiner Großen gebessert habe: es würde auch sehr unerwartet gewesen seyn, wenn er diese Absicht erreicht hätte, da er es vergaß, daß er mehr thun könne, und mehr zu thun schuldig sey, als bloß zu ermahnen, und ihnen also nicht furchtbar wurde. Diese zu weichen Maaßregeln giengen noch weiter: kein Verbrecher wurde am Leben gestraft; die Statthalter der Provinzen hemmten den Lauf der Missethaten nicht, und die Regierung ward zulezt von dieser Seite verächtlich. Zwar nennt man die übertriebene Gelindigkeit eines Fürsten, und sein zu gefälliges Betragen gegen die Staatsbedienten, oft nur eine gutherzige Schwachheit; sie wird aber meistentheils eine der schädlichsten und schimpflichsten. Beym Constantin zeigten sie desto mehr Mangel an Stärcke des Geistes an, da eben dieser Kayser, der, wenn ihn die Stimme der Gerechtigkeit aufforderte, eine unzeitige Nachsicht ausübte, in der Hitze der Leidenschaften oft bis zur Unmenschlichkeit grausam war. Vielleicht fühlte er diese seine Schwachheit, indem er die oben gedachte Verordnung herausgab; es scheint aber nicht, daß sie große Früchte getragen habe,

wenn der Kayſer auch würcklich durch dieſelbe geſucht haben ſollte, ſich ſelbſt zu überwinden. Einige Zeit nach derſelben ließ er eine andere ähnliche ergehen, durch welche die Frechheit mancher Unterobrigkeiten und ihrer Bedienten im Zaum gehalten werden ſollte. Er drohte darinne den leztern die Todesſtrafe, wenn ſie in ihren Gelderpreſſungen fortfahren würden, und befohl, daß nicht nur der Zugang zu den Richtern, ſondern auch, wenn man bey ihnen keine Genugthuung finden könnte, zu den Statthaltern und zu den Oberſten der Leibwache jedermann freyſtehen ſollte, damit er ſelbſt, von dieſen unterrichtet, im Stande ſey, die Gerechtigkeit zu verwalten. So verordnete er auch zu einer andern Zeit, daß, wenn eine gerichtliche Rechtsſache durch Schuld des Richters zu lange aufgehalten würde, die Parthey, welche darunter gelitten hätte, von dem Vermögen des Richters ſchadloß gehalten werden ſollte. Man erzählt nicht, wie dieſe und andere Geſeze beobachtet worden ſind: und doch ſollte man uns in dem Leben eines Fürſten nicht bloß die weiſen Geſeze melden, die er gegeben hat; ſondern hauptſächlich auch, wie viel er zur ſtrengen und beſtändigen Erfüllung derſelben beygetragen habe: denn dadurch wird erſt der Ruhm des Geſezgebers vollkommen. Eines von den Mitteln, (dieſes verdient noch hinzu geſezt zu werden,) durch welches man das Vertrauen Conſtantins beſonders gewann, war der Schein des Eifers für die chriſtliche Religion und für ihn ſelbſt: viele haben ihn daher durch eine verſtellte Gottſeeligkeit hintergangen. Bey dem allen rühmt ihn ein Geſchichtſchreiber ſeines Wercks, Lampridius, in der Zuſchrift an ihn, wenigſtens doch darüber, daß er den Verſchnittenen an ſeinem Hofe nicht ſo

viele

viele Gewalt eingeräumt habe, als sie an den morgenländischen Höfen besaßen, und daß sie von ihm nur zu den geringern Diensten, die ihnen eigentlich angemessen waren, gebraucht worden sind.

Unterdessen hatte Constantin bald nach dem Jahr 325, vielleicht um das Jahr 328, das größte seiner Wercke, die Erbauung einer der schönsten Städte, die noch seinen Nahmen führt, angefangen, um dahin den Sitz seiner Regierung zu verlegen. Rom war in jeder Betrachtung ein so würdiger Aufenthalt für die Kayser, daß man die Begierde nicht zurück halten kann, die Ursachen dieses Entschlusses zu erfahren. Wenn man dem Zosimus glauben will, so sind sie bloß in dem fast allgemeinen Hasse der Römer gegen ihn, und in den Verwünschungen zu suchen, mit welchen sie ihn wegen seiner Anstalten wider das Heydenthum, dessen Gebräuche er auch bey feyerlichen Gelegenheiten zu Rom verspottete, überhäufften: diesen übeln Gesinnungen auszuweichen, suchte er sich einen andern Wohnplatz aus. Es ist in der That sehr glaublich, daß die Römer, welche noch größtentheils der Abgötterey zugethan blieben, einen starcken Widerwillen gegen den Kayser gefaßt, und nach ihrer gewohnten Freyheit denselben öffentlich geäußert haben mögen. Er selbst verweilte seit so vielen Jahren, da er Herr von dieser Hauptstadt geworden war, sehr selten und nur auf eine kurze Zeit, in derselben. Nicht nur die eben gedachte Abneigung der Einwohner gegen ihn; sondern auch vielleicht der Verdruß, den ihm ihre hartnäckige Standhaftigkeit bey dem heydnischen Aberglauben verursachte, können etwas dazu beygetragen haben. Allein daraus scheint noch nicht zu folgen, daß dieses die ein-

zige oder die vornehmſte Urſache geweſen ſey, warum er ſich gänzlich von Rom entfernt habe, das ihm durch ſo viele andere Vorzüge gefallen konnte.

Eine andere Urſache hat allem Anſehen nach bey dieſer Entſchließung Conſtantins eben ſo viel, wo nicht mehr gethan: die Beſchüzung des Reichs in den morgenländiſchen Gegenden. In den Abendländern hatte daſſelbe Feinde genug vor ſich; aber bisher keine der fürchterlichſten; ſie waren auch immer glücklich zurückgeſchlagen worden, und der Rhein, die Donau, die Alpen ſelbſt, gaben mit ſo vielen Beſazungen und Lägern an den Grenzen eine hinlängliche Vormauer des Reichs ab. Die morgenländiſchen Provinzen des Reichs hingegen waren ſeit langer Zeit, oft zu ihrer äußerſten Verwüſtung, den Anfällen der Perſer ausgeſezt; dieſes tapfere Volck fieng ſogar an durch ſeine Kriegszucht eine gewiſſe Ueberlegenheit über die Römer zu behaupten. Auch die Gothen und andere Völcker, die man barbariſch nannte, erforderten wegen ihrer Streifereyen in dieſen Gegenden die wachſamſte Aufſicht. Bey dieſer Gefahr war es nöthig, oder doch ſehr nüzlich, daß ſich die Kayſer in der Nähe dieſer Länder aufhielten, und Conſtantin hatte hierinne ſchon gewiſſermaaßen ein Beyſpiel am Diocletian vor ſich, der ſich in dieſer Abſicht nach Nicomedien gewandt hatte.

Daß auch der Ehrgeiz und die Begierde, in kurzer Zeit eine Stadt ſeines Nahmens aufzuführen, die Rom an Größe und Pracht an die Seite geſezt werden könnte, auf das Vorhaben des Kayſers einen ſtarcken Einfluß gehabt habe, iſt eine Verſicherung des Eutropius, auf die man aber

von

von selbst fallen könnte. Ein neuerer Schriftsteller nennt dieses zwar einen Gedancken, welcher der wahren Größe der Seele, die das Christenthum einflößt, nicht würdig sey: er ist daher auch eben nicht geneigt, diesen Bewegungsgrund zu glauben. Doch zu geschweigen, daß Constantin mit dem Bekenntnisse des Christenthums nicht auch alle erhabene Tugenden desselben vereinigt, und daß er einen sehr ausgebreiteten Ruhm gewiß mit allem Eifer gesucht hat; so sieht man auch nicht, warum ein Fürst, ohne die Hoheit der christlichen Denckungsart zu verleugnen, nicht als Fürst betrachtet, einen Theil seiner Ehre darinne sezen dürfte, ein Denckmal aufgerichtet zu haben, welches zur öffentlichen Zierde und Bequemlichkeit, selbst zur Sicherheit des Reichs etwas beytragen kann. Constantin hat vermuthlich noch andere Gründe gehabt, seinen Sitz außerhalb Rom zu wählen: vielleicht die Eifersucht gegen das noch übrige Ansehen des Römischen Senats, oder den Trieb zu einer angenehmen und großen Beschäftigung während der Ruhe, die seine Regierung genoß; allein die Geschichte gedenckt nichts von diesem allem. Eben so unerweislich dürfte die Muthmaaßung seyn, daß der Kayser die heiße und trockene Gegend um Rom nicht habe vertragen können und sich daher unter einen gemäßigtern Himmelsstrich gewandt habe.

Zuerst wollte er seine neue Hauptstadt an der Seeküste von Asien, zwischen Troas und dem alten Ilium erbauen: vielleicht um ein neues Rom in derjenigen Gegend aufzurichten, aus welcher ehemals nach der gemeinen Sage die Stifter des Römischen Volcks nach Italien gekommen waren. Er hatte aber kaum die Mauern und Thore zu

Stande gebracht, als er dieſe Unternehmung liegen ließ: nicht ſowohl, weil ihn eine göttliche Offenbarung und Wunderzeichen, wie verſchiedene Schriftſteller erzählen, und er ſelbſt bemerckt zu haben glaubte, an einen andern Ort leiteten; als vielmehr, welches ungleich natürlicher und erweislicher iſt, weil dieſer Ort die vortheilhafteſte, reizendeſte Lage hatte, die Conſtantin in ſeinem ganzen Gebiete finden konnte. Byzantium fiel ihm in die Augen, eine alte und berühmte Stadt an der Meerenge, welche Europa und Aſien von einander ſcheidet, oder auf einem Vorgebürge an dem Ausfluß des jezt ſo genannten ſchwarzen Meeres in das Meer von Marmora, (nach den Benennungen der Alten aber am Boſporus Thracius, durch welchen ſich der Pontus Euxinus in den Propontis ergießt.) Indem ſie an zwey Meeren, mitten zwiſchen Europa und Aſien, auf einem ſehr fruchtbaren Boden, mit den vortrefflichſten Bequemlichkeiten der Schiffahrt und Handlung verſehen, ſehr anmuthig gelegen, überaus bevölckert, reich und feſt war, hatte ſie gleichſam alle Anſprüche beyſammen, um wenigſtens neben Rom eine Hauptſtadt der den Römern unterworfenen Welt abzugeben. Dazu beſtimmte ſie auch Conſtantin, der ſie ehemals während ſeiner Kriege noch nicht ſo aufmerckſam betrachtet hatte.

Er erweiterte alſo dieſe Stadt ſo anſehnlich, daß die neue Mauer, welche er aufführte, von einem Meere zum andern gieng. Philoſtorgius erzählt, der Umfang, welchen er zu dieſer Mauer ſelbſt abgezeichnet habe, ſey ſo außerordentlich groß geweſen, daß einer von ſeiner Begleitung ihn gefragt habe, wie weit er noch immer fortgehen wolle?

Darauf

Darauf habe der Kayser geantwortet: So weit bis derjenige, welcher vor mir hergeht, stille stehen wird; und daraus habe man geschlossen, daß er hierbey alles auf göttlichen Antrieb gethan habe. Wenn die Nachricht wahr ist, so bestätigt sie die zur Beurtheilung vieler Begebenheiten, besonders solcher, die voll vom Wunderbaren sind, nüzliche Anmerckung, daß, wo ausnehmendes und langes Glück die Unternehmungen eines Mannes befördert hat, seine Zeitgenossen leicht, und oft auf seine eigene Veranlassung, die Meinung angenommen haben, er stehe unter einer unmittelbaren und stets mercklichen Anleitung des Himmels. Genug, Constantin vergrößerte und verschönerte Byzantium mit so vielem Eifer, daß es in kurzem mit Rom verglichen werden konnte. Ein kayserlicher Palast, der nicht viel geringer als der Römische war, ein Capitolium, öffentliche Gebäude zu Schauspielen und Bequemlichkeiten aller Art, und was die Stadt nur ausschmücken konnte, wurde reichlich daselbst angebracht. Um sie Rom desto ähnlicher zu machen, ward sie ebenfals in vierzehn Bezircke abgetheilt, und es wurden sieben Hügel in ihren Umfang gezogen. Aus vielen andern Städten, und aus Rom selbst, wurden die trefflichsten Bildsäulen, und andere Wercke der Kunst, zum Theil auch aus den heydnischen Tempeln genommen, um daselbst aufgestellt zu werden. Constantin aber eilte so sehr mit der Ausbauung der Stadt, daß dadurch die Dauerhaftigkeit mancher Gebäude litte: wie er denn auch bey einer andern Gelegenheit an seine Statthalter den Befehl ergehen ließ, sie sollten ihm nicht melden, daß sie öffentliche Gebäude angefangen, sondern daß sie dieselben vollendet hätten. Es fehlte ihm endlich sogar

gar an Baumeiſtern; eines von den Kennzeichen, daß die Künſte damals ſchon in Verfall gerathen waren: daher munterte er die jungen Africaner auf, ſich der Baukunſt zu ergeben. Er ließ dieſe neue Stadt ſchon im Jahr 330 einweihen, obgleich erſt einige Jahre ſpäter alles, was zu derſelben gehörte, zu Stande kam. Nach ſeinem Befehl ſollte ſie Neu Rom heißen; allein ſie hat gleichwohl von ihrem Stifter bis auf unſere Zeiten den Nahmen Conſtantinopel behalten, den er ihr ſelbſt zuweilen beylegte,

Seine nächſte Sorge war, ihr Einwohner genug zu verſchaffen. Er ſchenckte in dieſer Abſicht verſchiedenen vornehmen Geſchlechtern aus Rom und aus den Provinzen große Gebäude daſelbſt, in denen ſie ſich niederließen. Geringere lockte er durch ähnliche Schenckungen an Geld und Ländereyen herbey. Er verordnete ſogar, durch einen ungerechten Zwang, kein Beſizer von Landgütern in den benachbarten Landſchaften ſollte berechtigt ſeyn dieſelben ſeinen Erben zu hinterlaſſen, oder ſonſt eine Verfügung darüber zu treffen, wenn er nicht ein Haus zu Conſtantinopel hätte. Dem Volcke in dieſer Hauptſtadt ließ er an gewiſſen Tagen Brodt, Fleiſch, und andere Lebensmittel austheilen, damit es leichter leben, und deſto mehr bauen könnte. Er beförderte die Handlung und Zufuhr in dieſe Stadt durch allerhand Freyheiten. Selbſt über den Todt hinaus gab er ihren Einwohnern, beſonders den Armen, Erleichterung, indem er eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von Leuten errichtete, welche die Leichen ohne Entgeld zur Erde beſtatteten.

Dazu kamen noch viele Vorzüge und Rechte, die er Constantinopel ertheilte. Er machte es zur Hauptstadt von dem morgenländischen Theile des Reichs und einigen europäischen Provinzen, auch zu seinem beständigen Aufenthalte, sezte einen Senat und andere große Würden, wie zu Rom, dahin, und gab der Stadt das italiänische Recht, welches mit besondern Freyheiten verknüpft war. Noch bey seinem Leben ward sie so blühend als er es nur wünschen konnte: und hundert Jahre nach seinem Tode übertraf sie Rom an Reichthum und Menge der Einwohner. Diese leztere fiel ihr endlich selbst zur Last; indem sie den unermeßlichen Platz, den sie brauchte, bis in das Meer hinein suchen mußte; zugleich wurden die Provinzen an Lebensmitteln für dieselbe erschöpft, da ehemals Byzantium vielmehr die umliegenden Gegenden damit versorgt hatte. Vielleicht überschritt Constantins Liebe zu seinem Wercke bereits die Grenzen der Staatsklugheit: denn Constantinopel hatte neben den Schönheiten der größten und berühmtesten Städten aller Zeiten, auch die nachtheiligen Eigenschaften für den Staat an sich, welche diese meistentheils in Ansehung der Bevölckerung, der Gesundheit, des leichtern Unterhalts und der Sitten geäußert haben.

Aber der wichtigste Vorzug, den Constantin seiner neuen Hauptstadt zu geben gedachte, war dieser, daß sie zugleich ein Sitz des Christenthums seyn sollte. Er hob die Uebung der heydnischen Religion daselbst auf, und verwandelte die vorhandenen Tempel in christliche Kirchen, bauete von diesen leztern mehrere neue und prächtige auf, und weihte die Stadt dem Gott der Märtyrer. Man

sahe,

ſahe daher auch daſelbſt an öffentlichen Plätzen die Bildſäulen des Conſtantin und der Helena mit dem Kreuze in der Hand; ſo wie er dieſes auch in dem ſchönſten Gemach ſeines Palaſtes in Gold und Edelgeſteinen an der Decke abbilden ließ. Ueber einer porphyrnen Säule richtete er öffentlich ſeine Bildſäule mit einer Inſchrift auf, durch welche er die Stadt dem Erlöſer der Welt empfol: und in dieſe Bildſäule ſoll er ein Stück von dem Kreuze, welches ſeine Mutter zu Jeruſalem gefunden haben, wollte, gelegt haben; eine Meinung, welche zu vielen abergläubiſchen Gebräuchen des Volcks bey dieſer Bildſäule Gelegenheit gab. Wenn alſo Zoſimus verſichert, Conſtantin habe zween Tempel gebauet, und in den einen derſelben die Bildſäule der Göttin Cybele, in der andern das Bild der Glücksgöttinn geſezt: ſo widerſpricht zwar dieſes nicht bloß den Nachrichten der chriſtlichen Geſchichtſchreiber, ſondern auch ſeinen eigenen von der Verachtung, welche der Kayſer gegen den Götzendienſt ſeit langer Zeit bezeigte; allein da Conſtantin, wie oben gemeldet worden iſt, die Denckmäler der heydniſchen Religion zur Zierde der Stadt in vielen Gegenden vertheilte, ſo ſcheint auch dieſer Umſtand ſeine Erläuterung daraus zu erhalten.

Alle neuere Schriftſteller beſchuldigten ſonſt den Kayſer, daß er durch die Verlegung des kayſerlichen Sitzes nach Conſtantinopel, den Untergang des abendländiſchen Reichs verurſacht habe, das hauptſächlich deswegen, ohngefehr hundert und funfzig Jahre nach ſeinem Tode, ein Raub der Barbaren geworden ſey, weil ſeine Nachfolger ſo weit von Rom und von den Abendländern überhaupt entfernt geweſen wären, daß dieſelben ohne

Leben,

Leben, Kraft und Unterstüzung hätten bleiben müssen. Dieses alte Vorurtheil ist nunmehr größtentheils gefallen. Man hat erkannt, daß nicht die Entlegenheit Constantinopels von Rom, sondern die Ungeschicklichkeit der Kayser in beyden Reichen, der Verfall der Kriegszucht, die Treulosigkeit der Staatsbedienten und Feldherren, und andere Ursachen das Unglück des abendländischen Reichs geworden sind. Mit desto mehr Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß die morgenländischen Provinzen des Römischen Reichs um viele hundert Jahre früher in die Gewalt der Feinde desselben gerathen seyn würden, wenn nicht die griechischen Kayser zu Constantinopel selbst durch die Lage dieser Stadt in den Stand gesezt worden wären, von Zeit zu Zeit sich zu ermannen, und einen nachdrücklichern Widerstand zu leisten. Eben diese Hauptstadt hat noch eine andere wichtige Folge nach sich gezogen, die schwerlich in Constantins Entwurf gehörte. Sie sezte dem Bischof von Rom, dem ansehnlichsten und ehrgeizigsten, den es unter den Christen gab, einen andern entgegen, der auf gleiche Hoheit und Ehre Anspruch machte, und, von den griechischen Kaysern unterstüzt, die Herrschbegierde des erstern einigermaaßen einschränckte. Aber die Eifersucht und die Streitigkeiten dieser beyden Bischöfe mit einander, sind endlich auch, durch die Erbitterung, welche sie zwischen den abendländischen und morgenländischen Christen hervorbrachten, eine Ursache von dem Umsturze des griechischen Kayserthums geworden.

In der Staatsverfassung des Reichs nahm Constantin eine noch wichtigere Veränderung vor, als die Erbauung von Constantinopel war. Bis-

her

her war die vornehmſte bürgerliche und kriegeriſche Verwaltung deſſelben, nach dem Kayſer, zwiſchen zwo, zuweilen auch drey Perſonen getheilt, welche von ihrem erſten Urſprunge Befehlshaber der Leibwache (praefecti praetorio) hießen; im Grunde aber die beyden oberſten Staatsbedienten und Feldherren des Reichs vorſtellten. Ihre Gewalt war ſehr groß geweſen; oft zu gefährlich für die kayſerliche ſelbſt. Daher beſtellte Conſtantin ſtatt zween, vier Staatsbediente dieſes Nahmens, die von Italien, Gallien, Illyricum und den Morgenländern den Zunahmen bekamen. Es wurde nemlich einem jeden unter ihnen eine Anzahl von Bezircken, (dioeceſes) deren zuſammen vierzehn waren, angewieſen; dieſe hatten wieder ihre beſondern Statthalter, (vicarii) und wurden in hundert und zwanzig Provinzen abgetheilt, welche von gewiſſen Vorſtehern (praeſides, proconſules) regiert wurden. So hatte der Präfectus Prätorio der Morgenländer fünf Bezircke unter ſich, zu welchen neun und vierzig Provinzen gehörten, nemlich was jezt Romanien und ein Theil der Bulgarey heißt, alle Römiſche Beſizungen in Aſien, und Egypten, nebſt Cypern, und einigen andern Inſeln. Zugleich nahm Conſtantin dieſen vier Oberſtatthaltern alle Aufſicht über die Soldaten, die er beſondern Befehlshabern (magiſtri militum) übergab, von welchen einer über die Reiterey, der andere über das Fußvolck geſezt wurde. Noch über die Oberſtatthalter erhob Conſtantin die neue Würde der Patricier, die nach ihm den zweyten Rang im Reiche, als ſeine vertrauteſten Räthe bekamen. Ueberhaupt brachte er manche ſolche Ehrennahmen auf, damit er deſto mehrern einen anſehnlichen Vorzug verſchaffen könnte. Die Herren

in

in dem Gefolge der Kayser, die große Aemter bekleideten, und ihre beständigen Räthe waren, hiessen schon lange ihre Gefährten oder Begleiter, (comites) welches Wort man nachmals in einer wenig veränderten Bedeutung durch Grafen übersezt hat. Unter dem Constantin aber kam diese Würde zu einem weit ausnehmendern Glanze, und diejenigen, welche sie führten, wurden in drey Classen abgetheilt. Andere Ehrentitel (nobilissimus, perfectissimus) gab er theils seinen nächsten Anverwandten, theils vielen, die seine Gewogenheit erlangt hatten.

Mit den meisten dieser Anstalten Constantins ist Zosimus, als mit unnöthigen Neuerungen, die den Staat in Verwirrung gesezt hätten, übel zufrieden; aber er behauptet auch, daß die Trennung der bürgerlichen und kriegerischen Gewalt bey den Oberstatthaltern, schlimme Folgen im Frieden und im Kriege gehabt habe. So lange diese, sagt er, durch ihre Unterbefehlshaber die Soldaten regiert, und im ganzen Reiche die Steuern hätten einnehmen lassen, von welchen denselben der Sold bezahlt wurde: so lange wären die Soldaten gehorsam gewesen, weil sie von ihnen durch Entziehung des Soldes und des Proviant hätten bestraft werden können. Nachdem aber diese Austheilung und die Aufsicht über die Kriegszucht von einander abgesondert worden wären, hätten die Soldaten angefangen nach ihrem Gefallen zu leben: nicht zu gedencken, daß ein großer Theil der für die Soldaten bestimmten Lebensmittel von den gewinnsüchtigen Aufsehern weggenommen worden sey.

Es würde hart seyn, diesen Tadel eines eben nicht sehr späten Geschichtschreibers, der auch

Gründe

Gründe von demselben angiebt, schlechterdings ungerecht zu nennen. Aber gleichwohl muß man sich verwundern, daß Zosimus hierbey nur zu tadeln gewußt, und daß er es auf diese Art gethan hat. Der Verfall der Kriegszucht unter den Römischen Soldaten hätte weit früher angefangen; er ist auch durch weit andere Ursachen befördert worden, als durch diese vom Constantin getroffene Veränderung. Wenn diese auch etwas dazu beygetragen haben sollte; so bleibt es doch immer unwahrscheinlich, daß die Soldaten, die nun ihre eigenthümliche Aufseher hatten, nicht mit gleichem Nachdruck, wie vorher, durch Entziehung ihrer Bedürfnisse hätten bestraft werden können. Am wenigsten hätte ein unpartheyischer und pragmatischer Schriftsteller von der andern Seite die großen Ursachen der Staatsklugheit vergessen sollen, denen Constantin allem Ansehen nach bey der oft gedachten Veränderung gefolgt ist. Eines der weitläuftigsten Reiche der Welt durch vier Staatsbediente von gleicher Gewalt weit sicherer für die Ruhe desselben und für das kayserliche Ansehen zu beherrschen, als es durch Mitgenossen der Regierung und mehrere Reichsgehülfen, (wie zur Zeit seiner nächsten Vorgänger,) geschehen konnte; über dieses aber eine fürchterliche Macht zu schwächen, in deren gemeinschaftlichem Besize zween Große waren, die schon oft ihren vielbedeutenden Einfluß über die Kriegsheere zum Unglück der Kayser gemißbraucht hatten, und die selbst in der bürgerlichen Staatsverwaltung mit einer nicht geringern Gewalt bekleidet waren: diese Absichten waren wohl würdig von Constantin ausgeführt zu werden, wenn gleich das Mittel, welches er dazu gebrauchte, einigen Unbequemlichkeiten unterworfen war. Diese fallen wenigstens nicht so

deut-

deutlich in die Augen, als das Nachtheilige der ehemaligen Einrichtung.

Noch schlimmer ist die Beschuldigung, welche Zosimus gegen ihn vorbringt, daß er den barbarischen Völckern einen freyen Eingang in das Römische Reich geöffnet habe. Diocletianus, sagt er, hätte für die Sicherheit desselben vollkommen gesorgt, indem er alle Soldaten in die Städte und Festungen an den Grenzen geworfen hätte; wodurch es den Barbaren unmöglich geworden sey, auf irgend einer Seite einzudringen. Constantin hingegen habe die meisten Soldaten aus den Besazungen der Grenzplätze zurückgezogen, und in Städte verlegt, welche ihrer nicht bedurften; diese wären dadurch sehr beschwert, und verschiedene derselben ganz entvölckert worden; die Soldaten aber hätte er auf diese Art durch Schauspiele und Ueppigkeit, an welche sie sich gewöhnten, weichlich gemacht. Es ist wahr, daß Aurelius Victor beynahe das Gegentheil vom Constantin meldet, indem er ihn an vielen wohlgelegenen Orten Festungen und Schlösser anlegen läßt. Man sezt hinzu, daß auch bald nach Constantins Zeiten ausdrücklich Soldaten zur Vertheidigung der Grenzen in der Geschichte vorkommen, und daß er also gewiß die Grenzen nicht völlig entblößt habe. Allein dieses leztere sagt auch Zosimus nicht, und die Nachricht des Victor könnte immer noch mit seiner vereinigt werden. Weit zweifelhafter wird dieses Vorgeben, wenn man die bekannte Staatsklugheit des Kayfers betrachtet, die eines solchen Fehlers bey der Beschüzung des Reichs kaum fähig gewesen zu seyn scheinet. Unterdessen da kein anderer Schriftsteller dieser Zeiten eine bestimmte Erläute-

rung darüber giebt: ſo könnte Zoſimus doch in ſo ferne Glauben verdienen, daß Conſtantin die Beſazungen in den Grenzfeſtungen mercklich vermindert habe. Vielleicht geſchah es, damit er durch dieſe Kriegsvölcker ſeine vielen noch übrigen heydniſchen Unterthanen, die ihm ſchwerlich alle günſtig waren, deſto beſſer im Zaum halten könnte. Von dem Geſchichtſchreiber hätte man erwartet, daß er die Abſicht oder den Vorwand des Kayſers bey dieſen Maaßregeln angezeigt haben würde. Was er noch von dem Schaden hinzufügt, der aus der Verlegung der Soldaten in das Innere des Reichs entſtanden ſeyn ſoll, kann auch nicht hinlänglich widerlegt werden. Will man etwan muthmaaßen, daß die Ausartung der Soldaten eben ſowohl durch die Schuld ihrer Befehlshaber erfolgt ſeyn könnte, als durch dieſe Anſtalten Conſtantins; oder will man ſich auf die Geſeze berufen, durch welche er die Kriegszucht aufrecht zu erhalten geſucht hat: ſo ſind dieſes nur Entſchuldigungen von einiger Wahrſcheinlichkeit, aber kein Beweis.

Zu dieſem allem ſezt eben derſelbe Geſchichtſchreiber noch eine ſchimpfliche Abbildung von Conſtantins Härte gegen ſeine Unterthanen. Der Kayſer, ſagt er, verſchwendete den Betrag der Steuern, die er mit großer Schärfe einforderte, durch eine übel angebrachte Freygebigkeit an unwürdige Perſonen. „Er legte auch, fährt Zoſimus fort, allen Handelsleuten im ganzen Reiche, die ſchlechteſten nicht ausgenommen, eine Steuer an Gold und Silber auf: nicht einmal die armſeeligen Weibsperſonen, die ein Gewerbe mit Unzucht trieben, waren davon ausgeſchloſſen. Wenn alſo das vierte Jahr heran kam, da dieſe Steuer immer bezahlt

bezahlt werden mußte, sahe man in allen Städten nichts als Weinen; und wenn es da war, sahe man Geisseln und Martern, mit welchen diejenigen belegt wurden, welche wegen ihrer äußersten Armuth einen solchen Schaden nicht ertragen konnten. Selbst die Mütter verkauften ihre Kinder, und die Väter gaben ihre Töchter zur Unzucht hin: von dem Gewinne, den diese dadurch erwarben, mußten sie den Einnehmern des Chrysargyrum (so hieß diese Steuer,) das Geld bezahlen. Da er aber auch für begüterte Männer ein Ungemach aussinnen wollte, gab er einem jeden derselben die Würde eines Prätor, und unter dem Vorwande dieser Ehre forderte er eine große Summe Geldes von ihm. Man sahe daher, wenn diejenigen, welche dazu bestellt waren, in die Städte kamen, daß jedermann flüchtete, und zu den Ausländern eilte, aus Furcht, er möchte diese Würde mit dem Verluste seines Vermögens erhalten. Er hatte ein Verzeichniß von den Gütern der Reichsten: diesen legte er eine Steuer auf, welche er Follis nannte. Durch dergleichen Geldsteuern zehrte er die Städte aus. Denn da die Einforderung derselben noch lange nach Constantins Zeiten fortdauerte, wurden nach und nach die Reichthümer der Städte erschöpft, und viele derselben verloren daher ihre Einwohner.„

Auch diese Nachricht des Zosimus wird von keinem andern Geschichtschreiber bestätigt; wenn gleich Aurelius Victor überhaupt der unmäßigen Verschwendung des Kyasers gedenckt. Andere Zeugnisse scheinen sie sogar über den Haufen zu werfen. Eusebius schreibt, Constantin habe den Besizern von liegenden Gründen den vierten

Theil der Steuer, welche ſie jährlich davon bezahlten, erlaſſen: und dieſe Wohlthat ſey auch ihren Kindern und Nachkommen durch ein Geſez auf immer beſtätigt worden. Da auch einige unter ihnen ſich beſchwert hätten, daß ihre Beſizungen von den vorigen Kayſern mit zu harten Steuern belegt worden wären, habe er durch beſonders dazu verordnete Perſonen eine durchgängig gleiche und billige Einrichtung dabey treffen laſſen. Er habe ſogar, wenn er zwiſchen zween Klagführenden ein Urtheil gefällt hätte, demjenigen, der ſeine Sache verlor, Güter oder Geld geſchenckt; nur damit ſie beyde von dem Gehöre, das ſie bey ihm hatten, vergnügt zurück kehren möchten. Ein ſolcher Fürſt, wird man dencken, kann unmöglich die ſchändlichen Geld-erpreſſungen begangen haben, die man ihm beymißt. Allein man iſt auch ſchuldig, noch überdieß dabey zu dencken, daß der Schriftſteller, deſſen rühmliche Erzählung angeführt worden iſt, den Vorſaz gehabt habe, alles am Conſtantin zu loben; daß ſeine Nachricht gar wohl richtig ſeyn könne, ohne es unglaublich zu machen, daß der Kayſer durch eben die außerordentliche Freygebigkeit, welche Euſebius ſelbſt geſteht, in ſeinen ſpätern Jahren möchte gezwungen worden ſeyn, neue Mittel um Geld zu ſammeln aufzubringen, oder die alten ſchärfer zu gebrauchen; endlich, daß ſeine Staatsbedienten und Einnehmer den Unterthanen unter der Regierung eines Fürſten, der ſo viele Nachſicht gegen ſeine Großen bezeigte, wider ſeine Abſicht unmenſchlich haben begegnen können. Einen Theil dieſer Betrachtungen und andere ähnliche kann man auch bey den Geſezen anſtellen, durch welche er ſo viele Gelindigkeit in Anſehung der einzufordernden Steuern und derer, welche ſie ſchuldig blieben, vorſchrieb.

schrieb. Am wenigsten aber hat dasjenige zu bedeuten, was Evagrius gegen diese Erzählung des Zosimus erinnert. Dieser unzuverläßige Schriftsteller sucht sie zu widerlegen; und weiß doch, nachdem er einige Schimpfwörter ausgestoßen hat, nichts weiter vorzubringen als dieses, es sey unglaublich, daß eben der Kayser, welcher Constantinopel mit so vieler Pracht gebauet habe, gegen die Einwohner dieser Stadt und gegen die Soldaten überhaupt so freygebig gewesen sey, einen so niederträchtigen Geiz ausgeübt haben sollte. An Statt solcher Vermuthungen, auf die wir tausend Jahre nach dem Evagrius eben so leicht als er fallen können, hätte er seinen Beweis aus der Geschichte und den Gesezen der Kayser führen sollen.

In der That wenn man diese, so viel es jezt noch möglich ist, zu Rathe zieht, so findet man, daß Zosimus nicht alle Genauigkeit beobachtet hat, die man von einem Schriftsteller dieser Zeiten erwarten könnte. Er unterscheidet das Chrysargyrum oder die Steuer, welche alle Arten von Handelsleuten erlegen mußten, nicht von der Abgabe, die den öffentlichen unzüchtigen Personen auferlegt war, und er macht den Constantin zum Urheber von beyden, da sie doch lange vor seinen Zeiten eingeführt worden waren. Jenes entstand aus den freywilligen Geschencken der Provinzen an die Kayser, wenn sie zehn Jahre ihrer Regierung zurückgelegt hatten; die Kayser aber verwandelten dieselben in eine Auflage, die jede fünf Jahre abgetragen werden mußte. Constantin hat sie vielleicht vermehrt, und auf jede vier Jahre herabgesezt. Der Vorwurf wegen der andern abscheulichen

Steuer trifft ihn auch nur ſo weit, daß er ſie nicht aufgehoben hat. Ohne zu ſagen, daß Zoſimus aus Haß gegen den Kayſer ſeine Beſchuldigung erſonnen habe; kann man wohl behaupten, daß er den ſcheinbaren und halb wahren Grund, den er zu derſelben fand, nicht viel unterſucht habe, nachdem er ſich einmal einen unrühmlichen Begriff von dieſem Fürſten gemacht hatte. Selbſt einige Ausdrücke in ſeiner Erzählung, auch die gleich vorhergehende ſehr gezwungene und gehäßige Deutung einer vermeinten Sibylliniſchen Weiſſagung auf die Vergrößerung des alten Byzantium durch den Kayſer; dieſe und manche andere Spuren in ſeinem Wercke verrathen deutlich einen Schriftſteller, der faſt mit einer Art von vorzüglicher Neigung alles geſammlet hat, was am Conſtantin getadelt worden war, oder unter einigem Vorwande des Rechts getadelt werden konnte. Für die Nachwelt iſt es genug, daß es unter ſeinen Vorwürfen manche giebt, die man nicht leugnen darf.

Ein ſolcher ſcheint der verſchwenderiſche Aufwand zu ſeyn, den er dieſem Kayſer Schuld giebt. Conſtantin war überaus freygebig gegen ſeine Großen, gegen die Soldaten, gegen die Gemeinen und Lehrer der Chriſten, überhaupt auch bey gewiſſen Gelegenheiten gegen andere ſeiner Unterthanen. Er liebte die Pracht in ſeinem Anzuge, in der Einrichtung ſeines Hofs, in den Gebäuden und öffentlichen Denckmälern, welche er aufrichtete. Beſonders verurſachten ihm ſo viele Kirchen, welche er aufbauete, unermeßliche Koſten. Es iſt wahr, daß er nicht ohne gewiſſe Gründe und Abſichten, bey denen er ſich ſelbſt ein Genüge that, ſeine Schätze erſchöpft zu haben ſcheint. Er belohnte

lohnte seine Soldaten, deren Tapferkeit ihn zum Herrn des Reichs gemacht hatte, und auf denen die Sicherheit seiner Regierung noch zum Theil beruhte. Seine Großen und Statthalter waren eine andere mächtige Stütze derselben. Wenn er sein Kleid mit Perlen besezt, und sich seinen Unterthanen gerne in einem ausnehmenden Glanze gezeigt hat, so könnte er dieses wohl der kayserlichen Würde vor anständig, und vor nothwendig, um die Ehrerbietung des Volcks gegen sich zu unterhalten, angesehen haben. Daß er Städte und prächtige Gebäude in denselben aufgeführt hat, braucht keiner Rechtfertigung. Endlich konnte er auch die hohe Meinung, welche er von seiner Liebe gegen die Christen und ihre Religion ausgebreitet wissen wollte, durch kein fürstlicheres oder wenigstens mehr bewundertes und gepriesenes Merckmal bekräftigen als durch Geschencke aller Art. Aber auf einigen dieser Seiten hat **Constantin** dennoch die Grenzen der Freygebigkeit überschritten. Man hat bereits gesehen, wie sehr seine Nachsicht den Geldgeiz und die Raubsucht seiner Großen gestärckt habe. Die außerordentliche Wohlthätigkeit, welche er den christlichen Lehrern erwies, und die in ihren Sitten eine bald merckliche Veränderung hervorbrachte, ist auch nicht übergangen worden. Sehr vielen wird der geschäftige Eifer durchaus rühmlich vorkommen, mit welchem er Kirchen aufgerichtet und ausgeschmückt hat; allein man hätte ihn gewiß hierinne weniger und mit geringerer Hitze nachahmen sollen.

Der schnelle und große Anwachs von Christen unter **Constantins** Regierung machte eine Anzahl neuer Versammlungshäuser zu ihrem Gottesdienste nothwendig. Ihrer mehrere zu bauen, als diese

Abſicht erforderte, war eine leere Einbildung von Frömmigkeit: davon gab Conſtantin das erſte Beyſpiel. Man gewöhnte ſich bald darauf an zu glauben, daß die Errichtung ſolcher Gebäude ein Mittel ſey, die Gnade Gottes zu erlangen; das Römiſche Reich wurde mit unzählichen Kirchen und Kapellen bedeckt, und die Zeit kam geſchwind, da die äußerlichen Uebungen und Anſtalten in denſelben als der vornehmſte, wo nicht gar der einzige Dienſt Gottes mit einem der ſchädlichſten Vorurtheile betrachtet wurden. Aber auch die Pracht, welche dieſer Kayſer zuerſt in die Kirchen brachte, war der Natur des Chriſtenthums eben ſo ſehr zuwider. Vermuthlich wollte er, daß Gebäude, welche man als Wohnungen Gottes anſah, nicht ſchlechter als die Paläſte der Fürſten ſeyn ſollten: er konnte befürchten, daß man es Geiz und übel angebrachte Sparſamkeit nennen möchte, wenn ein Stifter wie er nicht alles ſehen ließe, was Reichthümer und Macht hervorbringen können; man kann noch hinzufügen, daß die Heyden, welche jezt ſo häufig zum Chriſtenthum übergiengen, in ihren Tempeln alle Schönheiten der Künſte vereinigt geſehen hatten, und daher vermuthlich begierig waren, auch in den chriſtlichen Kirchen etwas ähnliches zu finden. Sie fanden in der That genug von dieſer Art darinne zu bewundern. Die unermeßlichen Schätze und Koſtbarkeiten, welche die Chriſten nach und nach an dieſe Gebäude verwandt haben, ſind, indem ſie viel zu klein und unedel für die wahre Andacht ſeyn mußten, vielmehr eine Zerſtreuung derſelben geworden; ſehr oft den wahren Bedürfnißen der Länder entzogen, reißen ſie in vielen Gegenden unaufhörlich noch mehrere Reichthümer unter dem falſchen Scheine der Gottſeeligkeit an ſich.

In den spätern Zeiten hat man den Constantin zum Urheber von einer Menge noch vorhandener Kirchen zu Rom gemacht; aber ohne einen hinlänglichen Beweis, und bloß aus Liebe gegen sein Gedächtniß. Desto mehrere und herrlichere erbauete er zu Constantinopel. Darunter war die zum Andencken der Apostel gewidmete die vornehmste. Inwendig war sie ganz mit Marmor, und von aussen mit vergüldetem Ertze bedeckt. Bey der Errichtung dieser Kirche hatte er die Nebenabsicht, daß er einst in derselben begraben werden sollte. „Er sorgte, schreibt Eusebius, mit ungemeiner „Freudigkeit des Glaubens, dafür, daß sein Körper nach seinem Tode einerley Benennung mit den „Apostеln erhalten möchte; damit er nemlich auch „nach seinem Absterben an dem Gebete Theil hätte, „welches daselbst zur Ehre der Apostel verrichtet „wurde. Nachdem er also zwölf Kasten, gleichsam „als heilige Säulen, zur Ehre und zum Andencken „der Apostel daselbst aufgestellt hatte, sezte er seinen „Sarg mitten zwischen dieselben.„ Constantin hielt diese Absicht anfänglich geheim: sie war auch in jeder Betrachtung neu und anstößig. Die Römischen Geseze hatten seit den ältesten Zeiten verboten, keinen Leichnam innerhalb der Städte zu beerdigen: und wenn auch die Sorge für die Gesundheit der Einwohner nicht der erste Grund dieser Verordnung gewesen ist; so kann sie doch daraus vollkommen gerechtfertigt werden. Für Christen war es noch unanständiger, ihre Todten in denjenigen Gebäuden zu begraben, in welchen sie sich zum Dienste Gottes versammleten. Allein der Aberglaube, zumal in dem Beyspiele eines Kayfers, (den man hier vergebens mit seiner Liebe gegen die Apostel und andern unschuldigen Absich-

ten vertheidigt,) machte alles löblich und nachahmungswürdig. Dieſe Anſtalten des Begräbniſſes in Kirchen und nachmals um dieſelben herum, trugen bald ihre Vortheile für die Geiſtlichkeit; die vermeinte heilige Erde für die Todten, und andere Vorurtheile ſind ebenfals aus dieſer Quelle gefloſſen. Noch hatte die große und prächtige Kirche, welche Conſtantin an dem Orte, wo Chriſtus aus dem Grabe auferſtanden war, errichten ließ, vor den meiſten andern ungemeine Vorzüge. Die innere Mauer derſelben war mit vielfärbigen Marmor bekleidet; und der Kayſer hatte vieles aus Gold, Silber und Edelgeſteinen verfertigtes Geräthe in dieſe Kirche geſchenckt. Er ließ ſie im Jahr 335. durch eine der zahlreichſten Verſammlungen von Biſchöfen einweihen; es war dabey eine Art von Hofſtatt zugegen: die Biſchöfe verrichteten theils öffentliche Gebete; theils hielten ſie Reden, in denen bald der Kayſer und die neue Kirche geprieſen, bald Lehren des Chriſtenthums, oder Stellen der heiligen Schrift erklärt wurden; dagegen wurden ſie von den kayſerlichen Abgeordneten mit herrlichen Gaſtmählern bewirthet, und unter die Armen des gegenwärtigen ſehr zahlreichen Volcks ward eine Menge Geldes uud Kleider ausgetheilt. Bey der Ausſchmückung der von ihm aufgebaueten Kirchen vergaß Conſtantin auch nicht funfzig ſchöne Abſchriften der heiligen Bücher der Chriſten zum beſtändigen Gebrauche in denſelben verfertigen zu laſſen.

Es war natürlich, daß einige neuere Schriftſteller bey dieſer außerordentlichen Geſchäftigkeit Conſtantins in allen, was das Aeußerliche der Religion betraf, die Frage aufgeworfen haben, ob

nicht

nicht seine ganze Frömmigkeit und Gottseeligkeit in der Verehrung des Kreuzes und andern eifrig beobachteten Cärimonien, im Kirchenbau, und in der Freygebigkeit gegen die christlichen Lehrer bestanden habe? Vielleicht haben sie dieselbe nur allzu entscheidend beantwortet. Die Wahrheit der Gesinnungen, welche auf Gott gerichtet sind, kann von Menschen selten zuverläßig beurtheilt werden. Zwar zeigen sie sich eben sowohl wie andere Triebe in gewissen Merckmalen; allein die Heucheley versteckt sich auch leichter unter dieselben: und wenn gleich die Lauterkeit des Christenthums mit einem Hauffen kleiner und spielender Feyerlichkeiten nicht wohl bestehen kann; so giebt es doch auch rechtschaffene Verehrer der Religion, bey denen es eine Schwachheit ihrer Gemüthsart ist, selbst durch vieles sinnliches Gepränge ihre Andacht zu unterhalten. Freylich wenn mitten unter dem hizigsten Bestreben sich durch frommscheinende Gebräuche und Uebungen hervorzuthun, herrschende Laster von einer Zeit zur andern ausbrechen: so ist es sehr glaublich, daß jenes nur ein andächtiger Schimmer ohne Grund, obgleich nicht ohne Absicht, sey. In dem Leben Constantins giebt es oft Gelegenheiten zu dieser Vermuthung; sie verlieren sich jedoch in seinen lezten Jahren. Es scheint, daß er nach und nach einige seiner schlimmsten Neigungen überwunden, und die Kraft der Religion würcklich zu empfinden angefangen habe. Die Kennzeichen davon waren zwar fast immer mit überflüßigen Auswüchsen beladen; aber überhaupt genommen doch ziemlich unverdächtig. Er schloß sich täglich in seinem Palaste zu gewissen Stunden ein, um insgeheim zu Gott zu beten. Zugleich aber ließ er sich an verschiedenen Eingängen des Palastes,

und

und auf ſeinen goldenen Münzen in der Geſtalt eines Betenden abbilden. Seine Hofbedienten machten eine Art von Gemeine aus, mit welcher er zuweilen feyerliche Betſtunden hielt. Manche Nächte brachte er ganz mit Betrachtungen über die Religion zu. Er ſezte auch öfters, wenn es ihm ſeine Muße erlaubte, Reden zum Unterrichte ſeiner Unterthanen auf. Sodann berief er Zuhörer; ihrer kam eine große Anzahl, vor welcher er ſeine Reden hielt. Traf es ſich, daß er darinne Gelegenheit hatte, die Lehren des Chriſtenthums vorzutragen, ſo that er es mit beſonders ehrerbietigen und beſcheidenen Geberden. Und wenn ihm ſeine Zuhörer Beyfall zuriefen, ſo erinnerte er ſie, ihre Blicke Himmelwärts, zu dem größten aller Könige mit Ehrfurcht zu wenden. In dieſen Reden pflegte er von der Beſtreitung der Abgötterey den Anfang zu machen, erklärte darauf die göttliche Regierung und Fürſorge, zeigte, wie nothwendig die Erlöſung der Menſchen geweſen und auf welche würdige Art ſie vollzogen worden ſey; endlich ſchloß er mit Vorſtellungen von dem göttlichen Gerichte, durch welche er die laſterhaften, ſelbſt einige ſeiner Großen, beſchämte und erſchröckte. Man lieſt von dieſen Reden, welche Conſtantin lateiniſch abfaßte, und ins Griechiſche überſezen ließ, noch eine beym Euſebius. Sie iſt ſehr lang, enthält einen allgemeinen Begriff vom Chriſtenthum und eine Widerlegung der heydniſchen Irrthümer: beydes nicht ohne einige Stärcke der Beredſamkeit; iſt aber weder frey von fehlerhaften Erklärungen des Glaubens, noch von hiſtoriſchen und andern Unrichtigkeiten, worunter auch die Erfüllung der vermeinten Weißagungen der Sibyllen und Virgils von Chriſto gehören. Wenn alle Reden des

Kayſers ſo weitſchweifig, hin und wieder auch ſeicht, geweſen ſind als dieſe, ſo haben ſie ſchwerlich ſtarcke Rührungen hervorgebracht. Er hingegen hörte die längſten Reden der Biſchöfe ſtehend an, und da Euſebius eine außerordentlich weitläuftige, die er vor ihm in ſeinem Palaſte hielt, abbrechen, oder ihn wenigſtens bewegen wollte ſich niederzuſezen, gab er keines von beyden zu. An den großen Feſttagen nahm er viele und ſtrenge Uebungen der Andacht vor. Die Nacht vor dem Oſterfeſte brachte er mit andern Chriſten, wie es ſeit einiger Zeit gewöhnlich worden war, im Gebete zu, und ließ zugleich in derſelben eine ſolche Menge Fackeln und Lampen durch die ganze Hauptſtadt anzünden, daß ſie auf das herrlichſte erleuchtet wurde. Mit dem Kreuze bezeichnete er ſich inſonderheit fleißig: man ſah ihn unter andern auf einem Gemählde im Vorhofe ſeines Palaſtes, mit dem Kreuze über ſeinem Kopfe; zu ſeinem und ſeiner Kinder Füßen aber den böſen Geiſt unter der Geſtalt eines mit Pfeilen getödteten, und in das Meer geſtürzten Drachen liegend. Aus ſolchen Einfällen lernt man ihn nicht allein, ſondern auch manche Lehrer ſeiner Zeit, von denen er ſie bekommen haben mag, kennen. Hätte er weniger Aufſehen und Geräuſche mit ſeiner Frömmigkeit erregt, ſo würde man Urſache haben ſie noch vor reiner zu halten.

Gegen das Ende ſeines Lebens veränderte ſich ſogar der Eifer, den er bis dahin mit ſo vieler Zufriedenheit der ſogenannten Rechtgläubigen, wider alle Arten von Irrlehrern ausgeübt hatte, beynahe in Partheylichkeit für dieſelben. Arius und ſeine vornehmſten Anhänger lebten in der Verwei-

ſung.

ſung. Zween der anſehnlichſten darunter, welche auf der Kirchenverſammlung von Nicäa verſchont worden waren, die Biſchöfe von Nicomedien und Nicäa, Euſebius und Theognis, hatte Conſtantin wegen ihrer Ränke ebenfals abgeſezt und nach Gallien geſchickt. Allein um das Jahr 328 gab er dieſen beyden Biſchöfen ihre Stellen wieder. Man weiß nicht, ob ihn die Fürbitte ſeiner Schweſter, der Prinzeßinn Conſtantia, gerührt, oder ob das Schreiben, welches ſie an die übrigen Biſchöfe abgelaſſen haben ſollen, ſeine Würckung gethan habe. Die erſtere Nachricht hat, wiewohl ſie ſich von den Arianern herſchreibt, beſonders viel Wahrſcheinliches: ſie ſezen hinzu, die beyden Biſchöfe hätten, nachdem ſie von dem Kayſer befragt worden, warum ſie von dem Nicäniſchen Glaubensbekenntniße abgewichen wären, das ſie doch gleich andern unterſchrieben hätten, geantwortet, ſie hätten ehemals demſelben nur deswegen Beyfall gegeben, weil ſie befürchteten, er möchte bey der fortdauernden Uneinigkeit der Chriſten, ihre Religion ſelbſt als ungewiß verwerfen, und ſich wieder zum Heydenthum wenden: zumal da er noch nicht einmal getauft wäre. Dieſe Entſchuldigung mag gegründet geweſen ſeyn oder nicht, ſo fanden die beyden Biſchöfe einen großen Eingang bey dem Kayſer. Auch Arius bekam bald darauf von dem Kayſer, den ſeine ſterbende Schweſter durch einen Arianiſchen Geiſtlichen für denſelben eingenommen hatte, Befehl, ſich nach Conſtantinopel zu begeben. Er und einer ſeiner Freunde wurden ſehr wohl empfangen: und da ſie von dem Kayſer befragt wurden, ob ſie dem Glauben der Kirchenverſammlung zu Nicäa beyträten, (wie ihm jener Geiſtliche verſichert hatte,) ſo übergaben ſie, um

ſolches

solches zu beweisen, ein schlau abgefaßtes Glaubensbekenntniß, wodurch sie sich würcklich dieses Ansehen gaben. Nun gieng auch die Verfolgung über die Gegner des Arius an: Eusebius von Nikomedien brachte es dahin, daß verschiedene solcher Bischöfe ihrer Aemter beraubt und vom Constantin in entlegene Gegenden verbannt wurden. Niemand war den Arianern verhaßter, als Athanasius, Bischof von Alexandrien, einer der eifrigsten und rechtschaffensten Lehrer dieser Zeit. Sie fanden nach mancherley fruchtlosen Versuchen, doch endlich Mittel ihn zu stürzen: er hatte sich standhaft geweigert, dem kayserlichen Befehl gemäß, der sogar mit Drohungen begleitet war, den Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen; viele Beschuldigungen wider ihn wurden vor Verleumdungen erkannt: eine neue, die man dem Kayser gegen ihn vorlegte, that zulezt ihre Würckung, so unwahrscheinlich es auch war, daß er gedroht haben sollte zu verhindern, daß weiter kein Korn aus Egypten nach Constantinopel gebracht würde; er ward also nach Gallien verwiesen. Manche sagten, Constantin habe auf keine andere Art den Frieden in der Kirche wieder herstellen können, weil Athanasius niemals den Arius zur kirchlichen Gemeinschaft zugelassen haben würde. Allein der Erfolg lehrte bald, daß die Gesinnung des vertriebenen Lehrers sehr vielen andern gemein sey. Arius suchte jezt eben so vergeblich als vorher, in die Gemeine zu Alexandrien wieder aufgenommen zu werden. In einer ähnlichen Absicht kam er auf Constantins Befehl im Jahr 336 nach Constantinopel. Dieser Herr wollte nochmals wissen, was vor einen Glauben Arius bekenne: und da derselbe sowohl eidlich auf sein Verlangen,

als durch die Unterſchrift eines Glaubensbekenntnißes, ſich auf eine erwünſchte Art erklärte, ſo forderte der Kayſer von dem Biſchof der Hauptſtadt, Alexander, den Arius am nächſten Sonntage öffentlich als ein Mitglied der Gemeine zu erkennen. Der Beſtürzung dieſes Lehrers und der allgemeinen Erwartung der beyden Partheyen machte der plözliche Todt des Arius ein Ende.

Ohngeachtet dieſes Schutzes, den Conſtantin den Arianern ertheilte, ſcheint er doch ihrer Lehre ſelbſt nie beygetreten zu ſeyn. Er bezeigte ſich nur deswegen ſo gnädig gegen den Arius und ſeine Freunde, weil er nicht zweifelte, ſie hätten eine richtigere Denckungsart über die Religion angenommen: er ſoll auch nach dem Tode des Arius erkannt haben, daß er von demſelben hintergangen worden ſey. Auf der andern Seite hielt er manche Gegner dieſer Parthey vor Störer der öffentlichen Ruhe, die durch mehrere Nachſicht den Frieden in der Kirche wieder herſtellen könnten. In dieſer Betrachtung verwies er offenbar den Athanaſius, zumal da ihn eine Verſammlung Arianiſchgeſinnter Biſchöfe ſeines Amtes entſezt hatte: denn für Kirchenverſammlung hatte der Kayſer eine ausnehmende Hochachtung; doch rief er auch ihn, noch kurz vor ſeinem Tode, aus der Verbannung zurück. Ein ſolches Betragen machte einen Fürſten kenntlich, der begangene Fehler zu verbeſſern ſuchte: ſelbſt alsdenn, wenn er glaubte, den Irrlehrern zu hart, und den Rechtgläubigen zu glimpflich und gefällig begegnet zu ſeyn; wiewohl er überhaupt zu Schwachheiten und Verſehen von der leztern Art am geneigteſten geweſen iſt.

Aber diese uneingeschränckte Liebe zur Gerechtigkeit erstreckte sich nicht immer in gleicher Maasse auf die Heyden. Um eben diese Zeit, vielleicht im Jahr 333. ließ Constantin den heydnischen Weltweisen Sopater umbringen. In der Absicht, den Eifer des Kaysers gegen das Heydenthum durch seine Vorstellungen etwas aufzuhalten, hatte sich derselbe schon längst an seinen Hof begeben, wo er viele Ehrenbezeigungen genossen haben soll. Als es aber einst zu Constantinopel an Getreyde fehlte, weil widrige Winde die Schiffe, welche es zuführten, nicht in den Hafen einlaufen ließen, beschuldigte der zusammengelauffene Pöbel den Sopater, daß er die günstigen Winde durch Zaubereyen zurückhielte. Hierauf überließ ihn der Kayser der Wuth dieses mißvergnügten Hauffens, der ihn in Stücken zerhieb. Ablavius, Oberster über die Leibwache, soll aus Eifersucht über die Gunst, in welcher Sopater bey dem Kayser stand, den Todt desselben vornemlich befördert haben. Zwar sind es heydnische Schriftsteller, welche dieses erzählen, Eunapius und Zosimus; aber auch Suidas gestand lange nach ihnen, daß Constantin diesen Weltweisen habe hinrichten lassen, um seinen Haß gegen das Heydenthum zu zeigen. Er hätte ihn weniger an den Tag legen sollen, wenn er die Liebe seiner heydnischen Unterthanen suchte; und ihnen die christliche Religion würcklich beliebt machen wollte. Dazu waren Grausamkeiten dieser Art, und überhaupt wohl die Verordnungen wider den Götzendienst und seine Anhänger, die Zerstörungen der Tempel, und andere ähnliche Anstalten, schwerlich der gerade Weg. Sie mußten vielmehr den Heyden Klagen über das partheyische und tyrannische Verfahren ihres Für-

ſten auspreſſen, und die Chriſten konnten nicht mehr, mit dem völligen Anſchein des Rechts, ſich über die ehemaligen Bedrückungen der heydniſchen Kayſer beklagen. Hier kommt es nicht darauf an, daß das Heydenthum eine falſche und unvernünftige Weiſe Gott zu verehren, geweſen ſey, die ein chriſtlicher Fürſt verabſcheuen mußte: auch dieſes leidet keinen Streit, daß er alles, was in dieſer Religion zum groben Verderben der Sitten, oder in öffentliche Unruhen ausſchlug, aufzuheben berechtiget war; daß er ihre Uebung in gewiſſe Gränzen einſchränckcen, welche doch im Ganzen die Freyheit ſtehen ließen. Allein eben dieſe Freyheit war doch dem Gewiſſen des Unterthanen nöthig, um ſich zu ſeiner Beruhigung für eine Religion erklären zu können, die er wenigſtens nach ſeinen Einſichten vor wahr hielt, wenn gleich ſein Fürſt oder Mitbürger eben dieſelbe als eine ſehr ungereimte betrachtete. Der Heyde, den Verbote und Drohungen zum Chriſtenthum fortriſſen, wurde weder ein aufrichtiger Bekenner deſſelben, noch blieb er oft ein treuer und nüzlicher Unterthan.

Doch die Verfolgung Conſtantins gegen die Heyden war durch Klugheit und viele Nachſicht noch ſo gemäßigt, daß er keinen Aufſtand von dieſem zahlreichen Theil ſeiner Unterthanen zu befürchten hatte; vor welchem ihn ſonſt die Grundſäze des Heydenthums weit weniger geſichert haben würden, als ehemals die heydniſchen Kayſer auf die ruhige Ergebenheit der alle Bedrängniße leidenden Chriſten im Reiche trauen konnten. Auch durch kriegeriſche Bewegungen wurden die lezten Jahre Conſtantins ſehr ſelten geſtört. Die beträchtlichſte erhob ſich im Jahr 332, da ſein Sohn gleiches Nah-

mens

mens einen glücklichen Krieg wider die Gothen führte. Er war entschlossen, die schimpflichen Jahrgelder nicht länger zu dulden, welche die vorigen Kayser diesem Volcke gezahlt hatten, das jenseits der Donau, nicht weit von dem Ausfluße derselben in das Meer, seine Wohnplätze hatte, und das Römische Reich oft durch Einfälle verwüstete. Die Siege über sie sollen einen so mercklichen Beystand Gottes verrathen haben, daß eine Menge Gothen das Christenthum angenommen habe. Doch soll es ihnen anfänglich, wenn man dem Zosimus glauben kann, gelungen seyn, den Kayser selbst mit seiner Bedeckung zu überfallen. Die Sarmaten, ein anderes Volck nicht weit von jenen Gegenden, zwischen der Donau und Theiß, wurden gleichfals von ihm überwunden.

Im folgenden Jahre verheerten Hunger und Pest Syrien, Cilicien und Thracien: desto wohlthätiger war Constantin gegen diese Provinzen. Aber im Jahr 334. schien das Reich einen sehr ansehnlichen Zuwachs zu erhalten. Die Gothen behielten in einem Kriege mit den Sarmaten die Oberhand. Diese ergriffen darauf ihr leztes Hülfsmittel: sie bewaffneten ihre Leibeigenen, und erfochten mit denselben einen großen Sieg; wurden aber von eben diesen Leibeigenen, die nun ihre Stärcke fühlten, aus ihrem Lande vertrieben. Es blieb den Sarmaten nichts weiter übrig, als den Kayser um eine Zuflucht zu bitten; und er verstattete sie ihnen willig. Eine Anzahl von ihnen steckte er unter seine Kriegsvölcker: den übrigen gab er in verschiedenen Provinzen längst der Donau, und selbst in Italien, Land zum Anbau ein. So liessen sich dreymalhunderttausend derselben im Römi-

ſchen Reiche nieder. Sie ſind demſelben nachmals ſehr ſchädlich geworden, indem ſie die alten Einwohner des Landes zu verdrängen wußten, und ſich ſogar mit andern Feinden wider das Reich vereinigten. Hier ſcheint es ebenfals, daß man ſein Urtheil über die ſchädlichen Würckungen dieſer Aufnahme in ſpätern Zeiten wenigſtens zurückhalten müſſe. Hat Conſtantin eine unbewaffnete Menge dieſer Ausländer in ſeinem Reiche dergeſtalt vertheilt, daß ſie daſſelbe bevölckern und manche Gegenden fruchtbarer machen konnten, ohne bey einer geſchickten Vermiſchung derſelben mit den eingebohrnen Unterthanen etwas von ihnen für die öffentliche Sicherheit beſorgen zu dürfen; und iſt von ihm eine ähnliche Vorſicht bey ihrem Gebrauche unter den Kriegsvölckern beobachtet worden, (denn ſchon lange thaten große Schaaren der ſogenannten barbariſchen Nationen, Dienſte unter den Römiſchen Heeren;) ſo würde die Schuld des endlich durch ſie geſtifteten Unglücks auf die folgenden Kayſer fallen, welche ſie zu zahlreich und zu mächtig in gewiſſen Ländern oder Kriegshauffen werden ließen. Es fehlt hier an genugſamen Lichte, um den Conſtantin völlig zu vertheidigen oder zu rechtfertigen.

Die Empörung, welche er im Jahr 335 auf der Inſel Cypern zu dämpfen hatte, war ein weniger beträchtlicher Vorfall. Calocerus, ein Cameelhirte daſelbſt, hatte ſich zum Herrn der Inſel aufgeworfen; er wurde aber nebſt einem Hauffen ſeiner Anhänger von Conſtantins Neffen Dalmatianus geſchlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Dagegen hatte es das Anſehen, daß der Kayſer noch am Ende ſeiner Regierung zu einem Kriege

mit

mit den Persern würde genöthigt werden. Gegen vierzig Jahre hatte sich der Friede zwischen beyden Reichen erhalten; obgleich die Fürsten eines jeden eifersüchtig auf die Macht des andern blieben. Sapor der Zweyte regierte damals in Persien. Sein älterer Bruder Hormisdas, der von dem Throne ausgeschlossen worden war, hatte sich zum Constantin geflüchtet, während daß dieser mit dem Licinius Krieg führte, und Sapor schien mit der Entfernung desselben wohl zufrieden zu seyn. Nachher schickte er selbst im Jahr 333 Gesandte an den Kayser. Es waren zu gleicher Zeit viele andere Abgeordnete Asiatischer Völcker zu Constantinopel angelangt, welche Freundschaftsversicherungen und Anträge zu Bündnissen thaten: sie brachten auch mancherley Geschencke mit, bekamen aber weit reichlichere von dem Kayser. Eben so verfuhr er mit den Persischen Gesandten, die gleichfals sich erboten, ein Bündniß zu schließen. Constantin bediente sich dieser Gelegenheit, einen Brief an den König, den er seinen Bruder nannte, zu schreiben, in welchem er ihm die Christen seines Reichs nachdrücklich empfol, und sich glücklich pries, daß er den wahren Gott bekenne. Er nahm überhaupt gerne Antheil an der Ausbreitung des Christenthums außerhalb des Römischen Reichs: die Iberier, ein streitbares Volck zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere, welche dasselbe angenommen hatten, baten ihn daher um einen Bischof und um andere Lehrer.

Allein Sapors Gesandtschaft an den Constantin hatte, nach dem Berichte des Libanius, eine hinterlistige Absicht. Der König von Persien war entschlossen den Kayser anzugreiffen. Da

jedoch ſein Land kein Eiſen hervorbrachte, bat er ſich einen Vorrath deſſelben aus, unter dem Vorwande, daß er einige benachbarte Völcker bekriegen werde: Conſtantin ließ ihm auch denſelben verabfolgen, ohngeachtet er merckte, wozu ihn der König gebrauchen würde. Würcklich kamen im Jahr 337 abermals Geſandte des Sapor nach Conſtantinopel, durch welche er die fünf Römiſchen Provinzen zurückforderte, die ſich vom Euphrates bis an den Tigris erſtreckten. Conſtantin gab darauf eine ſtandhafte Antwort, und machte ſich ſogleich fertig, den Krieg ſelbſt zu führen, zu welchem Sapor durch Einfälle in das Römiſche Reich den Anfang machte. Der Kayſer erſuchte auch einige Biſchöfe, ihn mit in dieſen Feldzug zu begleiten: er ließ deswegen ein Zelt nach Art einer Kirche einrichten und ausſchmücken, weil er in demſelben mit ihnen ſein Gebet verrichten wollte. Dieſe Zurüſtungen ſcheinen dem Könige von Perſien unerwartet geweſen, oder geſchwinder geendigt worden zu ſeyn, als er glaubte: er ſchickte alſo neue Geſandte an den Kayſer, welche um den Frieden anſuchten, und ihn auch erhielten. Dieſes iſt die Erzählung des Euſebius; aber andere Schriftſteller, faſt aus gleichen Zeiten, verſichern, die Friedensvorſchläge der Perſer an den zweyten kayſerlichen Prinzen Conſtantius, der bereits an ihren Gränzen die Römiſchen Kriegsvölcker angeführt habe, wären verworfen worden; und der Todt allein habe den Kayſer verhindert dieſen Krieg fortzuführen. Vielleicht können dieſe Berichte dadurch vereinigt werden, daß man annimmt, es ſeyen mit den Perſern fruchtloſe Friedensunterhandlungen gepflogen worden. Wenigſtens war die ganze Regierung des Conſtan-

stantius ein unaufhörlicher Krieg mit diesem Volcke.

Constantin hatte um diese Zeit bereits eine Verordnung gemacht, wie das Reich nach seinem Tode regiert werden sollte. Seinem ältesten Sohne Constantinus bestimmte er diejenigen Länder, welche ehemals sein väterliches Erbtheil ausgemacht hatten, Spanien, Gallien und Britannien; dem zweyten, Constantius, Klein-Asien, Syrien und Egypten; dem jüngsten aber, Constans, das mittlere Gebiete zwischen beyden, Italien, Illyrien und Africa. Sie waren alle schon längst mit der Cäsarwürde bekleidet worden; die er auch seinem Brudersohne Dalmatius ertheilte. Dieser sollte zu seinem Antheil am Reiche Thracien, Macedonien und Achaja; Annibalianus aber, der Bruder desselben, der schon König von Pontus war, sollte noch das kleinere Armenien, Cappadocien und Cäsarea zur Hauptstadt seines Reichs bekommen. Niemals hat die Theilung, die ein Fürst von seinem Reiche angestellt hat, unglücklichere Folgen gehabt, als diese. Die drey Brüder wurden bald nach ihres Vaters Tode, über den ihnen zugemessenen Antheil uneins, und der älteste verlor darüber das Leben. Noch früher wurden ihre beyden Vettern, welche so ansehnliche Länder neben ihnen regieren sollten, und fast alle hinterlassene Anverwandte des Kayfers hingerichtet. Constantins Entschluß, seine Söhne gemeinschaftlich auf den Thron zu sezen, ist überhaupt ohne Tadel. Die Regierung des Reichs war schon ehemals durch mehrere zugleich verwaltet worden; die Gefahr desselben vor auswärtigen Feinden schien diese Anstalt immer nothwendiger zu machen, und unter

drey Brüdern, die, ſo viel man ſieht, auf eine geſchickte Art erzogen und in den öffentlichen Angelegenheiten geübt worden waren, zeigte ſich die größte Hoffnung zur Erhaltung der Einigkeit. Unterdeſſen hat es gleichwohl das Anſehen, daß der älteſte dieſer Prinzen einen zu unbeträchtlichen Antheil an Ländern empfangen, und daß Conſtantin die Gemüthsart ſeiner Söhne nicht völlig gekannt habe. Am ſicherſten kann man wohl dieſes einen Fehler nennen, daß er auch ſeinen beyden Neffen einen Theil an der Regierung zu geben verſucht hat. Sie verdienten zwar zeitig durch ihr rühmliches Betragen die ausnehmende Liebe, welche er gegen ſie gefaßt hatte; aber anſehnliche Würden und Statthalterſchaften wären keine zu verächtliche Belohnung für ſie geweſen. Als Mitregenten hingegen der kayſerlichen Prinzen machten ſie die Mißgunſt und Eiferſucht derſelben rege: nicht zu gedencken, daß eine unter fünf Fürſten von ungleicher Macht und Geſinnung getheilte Regierung kaum einige Uebereinſtimmung verſprechen konnte.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Conſtantin geglaubt habe, wenn er dieſe Verfügungen getroffen haben würde, mit mehrerer Beruhigung zu ſterben. Vermuthlich hoffte er auch, das Anſehen, mit welchem er regiert hatte, würde noch ſeine Nachkommen in einer genauen Vereinigung halten. Er merckte endlich im Jahr 337, daß ſich ſein Ende näherte. Als er, nach einer ungemein dauerhaften Geſundheit von ſehr vielen Jahren fand, daß die warmen Bäder zu Conſtantinopel ſeine Kranckheit nicht linderten, begab er ſich nach Helenopolis, wo er mit dem Entſchluße, ſich nunmehr tauffen zu laſſen, öffentlich in der Kirche Gott um

Vergebung seiner Sünden bat; und nach der gewöhnlichen Vorbereitung zu dieser Aufnahme in die Gemeine, legten ihm die Bischöfe unter Gebet die Hände auf. Hierauf verfügte er sich auf das Lustschloß Achyron bey Nicomedien, und verlangte mit großer Begierde getaufft zu werden. Viele andere Christen ließen sich damals auch erst in ihren lezten Tagen tauffen. Diese Gewohnheit, die fast hundert Jahre alt seyn mochte, war aus verschiedenen irrigen Vorstellungen erwachsen. Zwo derselben wenigstens hatte Constantinus ebenfals angenommen. Er verschob die Tauffe bis zu seinem Ausgange aus der Welt, damit er durch dieselbe von allen Sünden seines Lebens gereinigt, desto unbefleckter und heiliger vor Gott erscheinen möchte. Er wollte sie aber auch im Jordan, durch dasjenige Wasser empfangen, mit welchem Jesus selbst getauft worden war. Da diese Denckungsart nicht nur abergläubisch, sondern auch der ursprünglichen Bestimmung der Tauffe entgegen gesezt war: so begreift man kaum, wie die christlichen Lehrer einen solchen Mißbrauch haben können entstehen und so lange fortdauern lassen, wenn er gleich durch die irrigen Meinungen der Novatianischen Parthey unterstüzt wurde. Bey Fürsten war derselbe sogar gefährlicher als bey andern Christen: denn er konnte sie aufmuntern sich allen ihren Leidenschaften ohne Scheu zu überlassen, in der Versicherung, daß sie für ein ganzes Leben von Ausschweifungen, am Ende desselben durch die Tauffe völlige Vergebung bey Gott erlangen würden. Auch war es in der That seltsam, daß ein Kayser, der sich durch den feurigsten Eifer für die Religion hervorzuthun suchte, der sie selbst in Reden vortrug und empfol, fast immer ein Catechumenus

oder Lehrling derſelben blieb, und gerade die beyden feyerlichen Handlungen, welche ihr Stifter ſeinen Verehrern vorgeſchrieben hatte, nicht eher als in ſeinen lezten Stunden verrichtete. Genug dieſes alles konnte nach den Begriffen ſeiner Zeit mit dem Nahmen eines eifrigen Chriſten beſtehen.

Conſtantin wurde alſo vom Euſebius, Biſchof zu Nicomedien, getauft. Weil dieſer Biſchof das Haupt der Arianiſchen Parthey war, hat man, vermuthlich etwas zu voreilig, geſchloſſen, daß Conſtantin ſich noch bey ſeinem Ende zu derſelben bekannt habe. Er befand ſich damals in der Gemeine des Euſebius: nichts war alſo natürlicher, als die Tauffe von ihm zu empfangen. Er glaubte nicht einmal, daß derſelbe irrigen Meinungen zugethan ſey: denn Euſebius gab ſich alles Anſehen eines rechtgläubigen Lehrers. Nachdem Conſtantin die Tauffe und das heilige Abendmahl empfangen hatte, zog er nach der Art der Getauften in der alten Kirche ein weißes Kleid an, und wollte den kayſerlichen Purpur nicht mehr tragen. Er bezeigte durch Gebet und Danckſagung an Gott, und auch gegen ſeine Kriegsbedienten, die über ſeinen Verluſt wehklagten, eine ausnehmende Freudigkeit zu ſterben. In ſeinem lezten Willen vermachte er den Einwohnern von Rom und Conſtantinopel gewiſſe jährliche Geſchencke. Die Vollſtreckung deſſelben trug er, indem keiner von ſeinen Söhnen zugegen war, eben dem Arianiſchen Aelteſten auf, der ihn bewogen hatte, den Arius zurück zu rufen und gegen welchen er keinen Verdacht irriger Lehren geſchöpft hatte. Er ſtarb endlich am 22 May des Jahrs 337, nachdem er drey und ſechszig Jahre gelebt hatte.

Sein

Sein Todt brachte viele Zeichen einer allgemeinen und öffentlichen Betrübniß hervor. Die Soldaten insonderheit von seiner Leibwache zerrissen ihre Kleider, und warfen sich auf die Erde, an welche sie ihre Köpfe unter lauten Klagen stießen. Man brachte seinen Leichnam in einem goldenen Sarge, der mit einem Purpurkleide bedeckt war, nach Constantinopel, wo er in dem vornehmsten Zimmer des kayserlichen Palastes zur Schau ausgesezt wurde. Alle Befehlshaber des Heeres, ingleichen die großen Bedienten im Staate und bey Hofe, warteten ihm, als wenn der Kayser noch lebte, zu gewissen Stunden mit gebeugten Knieen auf. Nachdem dieses Gepränge eine geraume Zeit bis zur Ankunft des zweyten kayserlichen Prinzen Constantius fortgewährt hatte, wurde die Leiche in dem Vorhofe der Apostelkirche, wie es seine Absicht gewesen war, unter öffentlichem Gebete der Gemeine, von der sich Constantius, der noch nicht getaufft war, nebst den Soldaten entfernete, begraben: da unterdessen die Einwohner Roms vergebens begehrt hatten, daß sie bey ihnen ruhen sollte. Bald darauf kamen Münzen zum Vorschein, die eine Nachahmung der bey den heydnischen Kayfern üblichen Vergötterung waren. Auf der Vorderseite war Constantin mit bedecktem Haupte abgebildet; auf der Rückseite aber führte er sizend einen mit vier Pferden bespannten Wagen, und eine aus den Wolcken hervorragende Hand nahm ihn in die Höhe auf. Die Ehrerbietung gegen sein Andencken gieng in der christlichen Kirche immer weiter. Man sah ihn schon im fünften Jahrhunderte als einen Heiligen an: und noch verehrt man ihn als einen solchen in verschiedenen römischcatholischen Gemeinen und in der griechischen Kirche, die ihm

ordents-

ordentlich den Nahmen eines Apoſtelgleichen Mannes beylegt.

Dieſe unmäßigen Lobſprüche und die danckbare Bewunderung der chriſtlichen Nachkommenſchaft haben ihm den Beynahmen des Großen leicht verſchafft und erhalten: vermuthlich iſt derſelbe ſchon bey ſeinem Leben aufgekommen. Es war nichts unerwartetes, daß die Chriſten einen Fürſten groß genannt haben, der ſich unſterbliche Verdienſte um ſie und ihre Religionsübung erworben hat; daß ihre Lehrer den gütigſten Freund und Wohlthäter, den ſie bis dahin gekannt hatten, nicht nur als einen großen, ſondern als den größeſten unter allen Kayſern vorgeſtellt haben. Wenn ſie noch ſeine ſiegreichen Kriege, das Anſehen und Glück ſeiner langen Regierung, ſeine Pracht, die glänzenden Gebäude und andere Unternehmungen, welche er ausgeführt hat, hinzudachten: ſo mußte ihnen, wie es würcklich geſchehen iſt, der erhabenſte Ruhm nur als eine Pflicht vorkommen, die ſie ihm ſchuldig wären. Noch jezt werden viele glauben, daß man den Werth von allem, was Conſtantin für das Chriſtenthum gethan hat, nicht zu ſchätzen wiſſe, ſobald man ihm dieſe Anſprüche an die Vollkommenheit ſtreitig mache.

Allein wenn nur die Vereinigung aller Kräfte und aller Thaten zu den edelſten Endzwecken, unter großen und vielen Hinderniſſen, bewunderungswürdig iſt; wenn ohne eine reine, ſtets gemeinnüzige Tugend ein Fürſt vergebens groß geprieſen wird: ſo iſt es nicht möglich, dem Conſtantin dieſen Nahmen ohne mancherley Einſchränckung zu ertheilen; ihm deſſen Größe vor vielen andern

in

in Rücksicht auf die Religion, auf welche sie sich gründen soll, sehr scharf beurtheilt werden muß. Er besaß viele große Gaben und Fähigkeiten, die von ihm glücklich genug bearbeitet worden sind: und er hat auch einige große Dinge ausgeführt. Dahin gehört die Erhöhung einer gedrückten und verhaßten, obgleich der weisesten Religion zum herrschenden Range im Römischen Reiche; die Eroberung und ruhige Behauptung dieses ganzen Reichs, von welchem ihm nur ein sehr geringer Theil gehörte, und an dessen übrigen Umfang er weder Recht noch Hoffnung zu haben schien; endlich eine gewissermaaßen neue Staatsverfassung, die er in seinem Reiche, zur Vergrößerung der kayserlichen Gewalt, einführte. Das Lob eines sehr geschickten Feldherrn und eines in der Staatsklugheit überaus geübten Fürsten, kann ihm nicht versagt werden.

So weit war Constantin auf dem Wege ein großer Mann zu werden gekommen; aber hier ist man auch genöthigt mit ihm stille zu stehen. Den übrigen Theil dieser Laufbahn hat er nicht zurückgelegt: er ist vielmehr oft auf beyden Seiten derselben schimpflich ausgewichen; und selbst die ersten Schritte, welche er darauf gethan hat, sind nicht immer fest genug gewesen. Die mächtige Beschüzung der christlichen Religion und Kirche war eine wohlthätige, rühmliche Handlung: sie verdient den Danck aller Nachkommen; dennoch war sie nicht das Werck eines großen Mannes. Man sieht bey derselben weder die starcke Anstrengung des Geistes, noch die Ueberwindung fürchterlicher Hindernisse, über welche wir gewöhnliche Menschen zu erstaunen pflegen. Dem beständigen Sie-

ger

ger war es leicht, eine Religion zu begünſtigen, und neben ſeinen Thron zu ſtellen, wenn ſie gleich weit wenigere Anhänger gehabt hätte, dem Staate nicht ſo nüzlich geweſen wäre, als die chriſtliche. Was er auch vor andere Bewegungsgründe hatte ſich für dieſelbe zu erklären, ſo waren ſie mit keiner Gefahr verbunden, und die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit konnte ſeinem Verſtande keine ſonderliche Gewalt zufügen. Das einzige bey dieſem Entſchluße, worinne Conſtantin zeigen konnte, daß er ſich ſelbſt zu beſiegen wüßte, und weiter als auf gewiſſe Vortheile und Erwartungen ſähe, war dieſes, daß er der Religion, deren Freund er wurde, alle ſeine Leidenſchaften und Laſter aufopferte; ob ihn gleich ſein Stand, ſeine Gewalt, die Nachſicht der chriſtlichen Lehrer, und noch andere Umſtände aufmunterten, ſeine Sitten nicht zu verändern. Aber eben dieſes einzige, das eines großen Geiſtes würdig war, vermißt man an ihm: das Bekenntniß des Chriſtenthums machte ihn nicht tugendhafter; erſt ſeit demſelben hat er am häufigſten grauſam und treulos gehandelt. Seinen geſchäftigen Eifer in Cärimonien und kleinen Uebungen chriſtlicher Andacht wird man noch weniger aus großen Geſinnungen herleiten können: Schwachheit und zum Theil Aberglauben war es, die edelſte, ganz für den Geiſt errichtete Religion auf ſolche Beſchäftigungen herabzuſezen. Zu ſolchen Zeiten aber, da er unter allen dieſen frommſcheinenden Aufzügen laſterhaft handelte, konnte man ſie füglich mit dem ſchlimmern Nahmen der Heucheley belegen.

Die Kunſt, der Muth und die Tapferkeit, mit welchen Conſtantin, indem er von den äußerſten

sten abendländischen Gränzen des Reichs hervorkam, gleichwohl in nicht langer Zeit Herr von dem ganzen Umfange desselben wurde, und die mächtigen Fürsten, welche die schönsten Theile desselben besaßen, zu Grunde richtete, waren allerdings Eigenschaften eines großen Eroberers, und zugleich, wie der Erfolg bewiesen hat, eines solchen, der sein neuerworbenes Gebiete ruhig und blühend zu erhalten, und gegen die sonst so wiederholten Anfälle der Barbaren von allen Seiten zu beschützen wußte. Wenn gleich die Größe dieser Unternehmung dadurch etwas verringert ward, daß Constantin Feinde zu bekriegen hatte, die sich entweder bey ihren Unterthanen verhaßt gemacht hatten, oder andere Fehler begiengen; so leuchtet doch eben aus diesen Umständen seine Geschicklichkeit desto mehr hervor. Denn unter allem Vorzüglichen, das man an ihm zu finden glaubt, kann eine sehr feine und treffende Staatsklugheit am wenigsten verkannt werden. Sie leistete ihm fast so viele Hülfe als seine Waffen; durch sie wurde erst seine Regierung befestigt und unumschränckter als irgend eines seiner Vorgänger; auch lehrte sie ihn, die Liebe und Ergebenheit der einen Hälfte seiner Unterthanen sich völlig eigen zu machen, und die andere Hälfte, die ihn mehr zu fürchten Ursache hatte, doch nicht in allgemeinen Haß oder Ungehorsam zu stürzen. Man hat geurtheilt, daß er das Heydenthum durch eben solche Mittel untergegraben habe, als sich Augustus zur Vernichtung der Römischen Freyheit bediente; aber diese Vergleichung leidet viel, wenn man Constantins Härte gegen seine heydnischen Unterthanen in Betrachtung zieht. Die Hülfsmittel, welche seine Klugheit wählte, waren überhaupt nicht immer so rühmlich nach den Grundsäzen

ſäzen der Religion und der Sittenlehre, als ſie dienlich zu ſeinen Abſichten waren: und es braucht nicht erſt bemerckt zu werden, in welchen, wiewohl ſeltnern Fällen ihn die weiſe Fertigkeit, ſeine Vortheile mit dem Beſten des Staats, der Kirche und ſeiner Nachfolger zu vereinigen, verlaſſen habe.

Je weiter man in dieſer Unterſuchung fortgeht, deſto mehr trifft man eben dieſelbe Abwechſelung oder vielmehr eine unaufhörliche Vermiſchung von ſchäzbaren Eigenſchaften Conſtantins und von Fehlern an, welche ſie oft unbrauchbar machten und verfälſchten. Er liebte die Gerechtigkeit, und bezeigte doch eine ſchädliche Nachſicht gegen ſeine Staatsbedienten. Seine Freygebigkeit wurde durch überflüßigen Pracht und das Vorurtheil einer vermeinten Gottſeeligkeit zur Verſchwendung. Manche gute Geſeze, ein gütiges und ſogar freundſchaftliches Betragen gegen viele ſeiner Unterthanen, eine löbliche Erziehung ſeiner Kinder, Beförderung und Kenntniß der Gelehrſamkeit, ein arbeitſames und ſehr häuffig für das gemeine Wohl beſorgtes Leben, alles dieſes kann doch nicht ſeinem unbillig harten Verfahren gegen Heyden und Juden, den von ihm verübten Grauſamkeiten, verſchiedenen ſeiner unbedachtſamen Verordnungen, dem Schaden, welchen er dem Staate durch die Erhebung und Bereicherung der Geiſtlichkeit, der Religion ſelbſt aber durch den üppig prächtigen Schimmer, mit welchem er ſie bekleidete, zugefügt hat, dergeſtalt entgegen geſezt werden, daß dieſe ſchwarze Seite von der glänzenden vollkommen bedeckt würde.

Ein so ungleicher und zweydeutiger Charakter hat gemacht, daß uns sehr wenige getreue Abbildungen Constantins, und vielleicht möchte man sagen, keine einzige, hinterlassen worden ist. Dem Christen und dem Heyden fiel es aus leicht begreiflichen Ursachen schwer, dieselbe zu entwerfen. Scharfsichtige oder beredte Geschichtschreiber haben seine geheimen Bewegungsgründe und Absichten zu entdecken, mehr zu sagen gesucht, als man aus den bekannten Nachrichten wissen kann: eben deswegen aber haben sie auch oft mehr gesagt, als sie beweisen können. Zween oder drey nicht viel mehr als mittelmäßige Schriftsteller scheinen, frey von Bewunderung und Haß, einige Züge zu seinem Bilde, und zum Theil die Urtheile seiner Zeitgenossen von ihm, gesammelt zu haben. Der erste, Eutropius, ein Heyde, der zu seinen Zeiten lebte, schreibt von ihm, man habe ihn in den ersten Jahren seiner Regierung mit den besten Fürsten, zulezt aber nur mit den mittelmäßigen vergleichen können; er habe sich durch unzähliche Gaben des Geistes und des Leibes hervorgethan, sey überaus begierig nach kriegerischem Ruhme und in seinen Feldzügen glücklich gewesen; doch habe auch seine Geschicklichkeit eben so viel dazu beygetragen. Er sey, fährt dieser Schriftsteller fort, ein Freund der Künste, des Friedens und der Gelehrsamkeit gewesen; habe sehr nach einer verdienten und allgemeinen Liebe getrachtet, welche er durch Freygebigkeit und gelehriges Nachgeben zu erwerben gesucht habe; gegen einige seiner Freunde habe er sich wanckend, gegen die übrigen aber vortrefflich betragen, indem er keine Gelegenheit versäumt habe, sie reicher und ansehnlicher zu machen. Er habe auch viele

Geſeze gegeben: darunter wären einige gut und billig, die meiſten überflüßig, verſchiedene auch ſtreng geweſen. — Es iſt glaublich, daß Eutropius diejenigen Geſeze vor unnüz gehalten habe, welche für die Chriſten und wider die Heyden von dem Kayſer bekannt gemacht wurden.

Der andere dieſer Schriftſteller, Sextus Aurelius Victor, welcher bald nach dem Conſtantin ſchrieb, tadelt zwar denſelben in ſeinem Wercke von den Römiſchen Kayſern nur deswegen, daß er die Abgaben an ſeine Schatzkammer mit zu vieler Härte habe einfordern laſſen, und die öffentlichen Bedienungen unwürdigen ertheilt habe; aber in dem Auszuge der Kayſergeſchichte, die ebenfals dieſem Victor, obgleich fälſchlich zugeſchrieben wird, kommen einige beſondere Umſtände vom Conſtantin vor. „Er war, ſagt dieſer unbekannte Schrift„ſteller, über alle Maaßen lobbegierig. Den „Trajan pflegte er wegen ſeiner vielen Aufſchriften „an den Häuſern, ein Mauerkraut zu nennen. In „vielen Dingen gab er einen ſehr gefälligen Fürſten „ab: die Verleumdungen unterdrückte er durch die „ſchärfſten Geſeze; er pflanzte die ſchönen Künſte „und beſonders die Wiſſenſchaften fort, las ſelbſt, „ſchrieb, dachte nach und hörte die Abgeordneten „und die Klagen der Provinzen an. Er war mehr „ſpöttiſch als freundlich, und man ſagte in einem „gemeinen Sprüchworte von ihm, zehn Jahre hin„durch ſey er ein vortrefflicher Seemann, in den „zwölf folgenden ein Räuber, und in den zehn lez„ten wegen ſeiner unmäßigen Verſchwendung ein „Mündel geweſen.„ Dieſer Abriß iſt zwar eben ſo wohl als der vorhergehende, ſehr unvollſtändig;

dig; die Schimpfreden des großen Hauffens von einem Fürsten beweisen auch weiter nichts, als was vor einen Eindruck die Handlungen desselben bey ihm gemacht haben; nicht was man von demselben dencken müsse. Aber alles dieses zusammen genommen giebt doch nüzliche Erläuterungen an die Hand, und man will auch jenen Eindruck kennen.

Constantin war also kein großer Fürst nach dem hohen Sinn dieses Nahmens, kein Heiliger und ausnehmend tugendhafter Mann; aber er war auch kein Bösewicht, der keine andere als lasterhafte Absichten verfolgt, stets die schlimmsten Mittel gebraucht, keine aufrichtige, würcksame Neigung bezeigt hätte, der Welt Gutes zu thun. Wenn Ehrgeiz, Herrschbegierde und Eitelkeit, zuweilen eine grausame und ungerechte That, und einige von den gewöhnlichen Kunstgriffen der Staatsklugheit in dem Leben eines Fürsten, das auch viele weise, gerechte und wohlthätige Handlungen in sich begreift, wenn jene Fehler hinlänglich seyn sollten, ihn zum Abscheu der Menschen zu machen, ihm nichts als Bosheit und Verstellung zuzutrauen: so würden die menschlichen Leidenschaften und Schwachheiten nicht die geringste Nachsicht in der Geschichte verdienen, und eine Menge von Fürsten, die Gutes und Böses abwechselnd verrichtet haben, würden als Ungeheuer vorgestellt werden müssen.

Man kann die Quellen von den zu harten und gehäßigen Beurtheilungen dieses Kayfers eben so wohl angeben, als diejenigen, aus welchen Schmeicheley und uneingeschränckte Verehrung gegen ihn

gefloſſen ſind. Eben die eckelhaften Lobſprüche, mit welchen man ihn überhäuft hat, haben eine widrige Würckung bey vielen Leſern gethan. Der Verdruß einen Mann ſo verſchwenderiſch geprieſen zu ſehen, der ſo viele Gelegenheit zum Tadel gab, hat dieſen deſto mehr geſchärft. Die Vergleichung, welche man zwiſchen ihm und dem Kayſer Julian angeſtellt hat, der einige Vorzüge über ihn behauptete, iſt eine andere Veranlaſſung zur hizigſten Partheylichkeit wider ſein Andencken geweſen. Unleugbare Vergehungen und Ausſchweifungen haben auch dazu dienen müſſen, ſeine ganze übrige Art zu dencken und zu handeln in eben dieſe Claſſe zu ſezen. Endlich hat allem Anſehen nach die Begierde, eine tiefe Einſicht in das menſchliche Gemüth zu zeigen, und ſich von gemeinen, herrſchenden Begriffen zu entfernen, nicht wenig dazu beygetragen, daß man dieſen Fürſten ſo boshaft und verächtlich vorzuſtellen verſucht hat. Doch die Bewegungsgründe der Schriftſteller zu unterſuchen iſt eine ſehr unangenehme und mißliche, oft unglückliche Bemühung. Man könnte ſonſt noch hinzuſezen, daß es unter denſelben in den neueſten Zeiten einige gegeben hat, welche aus einem gewiſſen Groll gegen die chriſtlichen Lehrer, vom Conſtantin, dem freygebigen Beſchützer derſelben, wie von einem elenden Thoren geſprochen haben. Wenn ich nach ſo mancherley Beyſpielen von Fehltritten, in der Beſchreibung ſeines Lebens, doch ähnliche oder neue begangen habe: ſo iſt es wenigſtens unwiſſend und ohne alle Abſicht geſchehen.

* * *

Von keinem Fürsten in der ganzen Geschichte ist so viel, so partheyisch, heftig, widersprechend, unter so vielen Streitigkeiten und Erdichtungen, in alten und neuen Zeiten geschrieben worden, als von Constantin dem Großen. Die beträchtlichsten Schriftsteller seines Lebens müssen hier desto genauer beschrieben werden, weil man sonst den Gebrauch, den ich von ihnen gemacht habe, nicht wohl beurtheilen kann.

Eusebius, Bischof von Cäsarea, der die Gewogenheit und den vertrautern Umgang dieses Fürsten genoß, war vor vielen andern im Stande, eine zuverläßige Geschichte desselben aufzusezen. Aber seine vier Bücher von Constantins Leben sind eine bloße Lobschrift, und eine der übertriebensten die man kennt. Es ist wahr, daß dieser Schriftsteller auch nur verspricht, die gottseeligen Handlungen und Beweise der Frömmigkeit Constantins anzuzeigen: man kann also keine vollständige Lebensbeschreibung von ihm fordern. Doch zu geschweigen, daß er auch vieles andere erzählt, was er als rühmlich für seinen Helden ansah, insonderheit die Siege desselben: so wird er überhaupt von schwärmerischer Bewunderung und Leichtgläubigkeit getrieben, oder vielmehr fortgerissen. Nie hat es nach seiner Meinung einen größern und tugendhaftern Fürsten gegeben: er sucht insonderheit zu zeigen, wie weit derselbe dem großen Cyrus und Alexander dem Großen vorzuziehen sey; eine Vergleichung, die vielleicht gar nicht angestellt werden sollte. Gott allein, sagt er in seiner gleich rednerischen, oft schwülstigen Schreibart, kann einen wür-

digen Schriftſteller von Conſtantins Leben abgeben. An ſich war ſein Vorſaz untadelhaft, den chriſtlichen Eifer des Kayſers und die großen Dinge, welche Gott durch ihn ausgeführt haben ſollte, zum Dienſte der Nachwelt zu beſchreiben; allein, um dieſe Abſicht zu erreichen, mußte, um das Vertrauen des Leſers zu gewinnen, mit einem mercklichen Anſchein von Ehrlichkeit bloß erzählt, nicht zugleich das Geräuſche eines Redners nachgeahmt werden: und ſelbſt damit ſo ruhmvolle Nachrichten wahrſcheinlicher würden, hätten die untergemiſchten Fehler dieſes Mannes nicht ſo gezwungen vorbey gelaſſen werden ſollen. Uebrigens hebt dieſes alles die Glaubwürdigkeit dieſer Lebensbeſchreibung nicht völlig auf. Man kann nicht beweiſen, daß Euſebius Begebenheiten erdichtet habe, und überhaupt iſt dieſes der Vorwurf nicht, den man dem Lobredner von einiger Rechtſchaffenheit und Einſicht macht. Er vergrößert mehr die Bewegungsgründe, die Abſichten, Umſtände und Folgen der Handlungen, als daß er dieſe erſinnen ſollen. Das Werck alſo des Euſebius, der ſonſt ein gelehrter und verdienter Mann war, kann mit der ſchärfſten Prüfung zergliedert, noch immer wohl gebraucht werden.

Noch früher hatte ſich Lactantius unter dieſer Regierung hervorgethan, und unterrichtete Conſtantins Prinzen Criſpus. In einem Buche von dem Tode der Verfolger der Chriſten erzählt er viele beſondere Umſtände von dieſem Kayſer und ſeinen Feinden; allein er hält ſo heftige Strafreden gegen die leztern und die heydniſchen Kayſer überhaupt, daß man auf den Verdacht kommt, er habe

Die

die Geschichte nach seinem Endzwecke willkührlich ausgeschmückt. Er lebte und starb überaus dürftig: man wundert sich mit Rechte über dieses Schicksal eines Lehrers am kayserlichen Hofe, und ich weiß nicht, ob es Ehre für den Kayser sey zu muthmaaßen, der unglückliche Todt des Crispus habe auch traurige Folgen für den Lactantius gehabt.

Die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, Theodoretus, Socrates und Sozomenus, welche die Kirchengeschichte des Eusebius fortgesezt haben, bringen manche nüzliche Nachrichten vom Constantin vor; allein alles gereicht zu seinem Ruhme. Wie sie, hüten sich überhaupt die Kirchenlehrer der Christen vom vierten Jahrhunderte an, irgend einen Fehler an ihm zu finden; und es ist eine außerordentlich große Freyheit, mit welcher Hieronymus behauptet, er sey in den Gesinnungen der Arianer gestorben. Ein Anhänger dieser Parthey im fünften Jahrhunderte, Philostorgius, scheint nicht so lobredneriſch von diesem Kayser geschrieben zu haben, so viel wir nach dem Auszuge seines verlornen Wercks urtheilen können. Seine Erzählungen sind jedoch nicht alle wahrscheinlich, wie unter andern diese, daß Constantin von seinen Brüdern mit Gifte aus dem Wege geräumt worden sey, und weil er dieses merckte, in seinem lezten Willen befohlen habe, der erste seiner Söhne, der nach seinem Tode ankommen würde, sollte ihn dafür rächen.

Den christlichen Schriftstellern, und besonders dem Eusebius, steht Zosimus, ein heydnischer Hofbedienter im fünften Jahrhunderte, gerade ent-

gegen. Bey ihm iſt Conſtantin einer der laſterhafteſten Fürſten, faſt immer ſchändlich in ſeinen herrſchenden Abſichten, und oft ungeſchickt in ſeiner Regierung. Zoſimus zeigt im Ganzen große Fähigkeiten zu einem pragmatiſchen Geſchichtſchreiber. Er wählt mit Einſicht, ſchreibt ſehr freymüthig, ſucht die Urſachen der Handlungen auf, und kennt die Menſchen nicht übel. Aber man kann ihn von einem ſichtbaren Haſſe oder doch Widerwillen gegen dieſen Kayſer nicht loßſprechen. Dieſer ſcheint ihn zwar nicht ſo weit verführt zu haben, daß er Begebenheiten und Urſachen derſelben erdichtet, Fehler gegen die Zeitrechnung und Geſchichte, ob er ſie gleich zu verbeſſern im Stande war, vorſezlich beybehalten hätte. Es hat hingegen alles Anſehen, daß er das Leben des Verfolgers ſeiner Religion, ſchon eingenommen wider ihn, und gern von der ſchlimmern Seite betrachtet habe. Da er manches mit Rechte an ihm zu tadeln fand, ſah er deſto lieber ſich dieſes Verzeichniß vergrößern: ſo gewannen auch Erzählungen, die aus dem Gerüchte entſtanden ſeyn mochten, bey ihm Glauben. Wenn er eben ſo ſorgfältig das Ruhmwürdige in Conſtantins Geſchichte aufgeſucht hätte, als er alle Schandflecken derſelben ans Licht gezogen hat: ſo würde man weit weniger Grund haben, ihn der Partheylichkeit zu beſchuldigen. Er muß gleichwohl immer nach der Denckungsart eines Heyden beurtheilt werden, und alsdenn verdient er viele Entſchuldigung: ſo wie die Heyden jener Zeiten die oft abgeſchmackten und unerträglichen Lobſprüche Conſtantins bey den chriſtlichen Schriftſtellern dem Religionseifer derſelben verzeihen mußten. Man iſt ihm ſogar Danck dafür ſchuldig, daß er

man-

manches gesagt und aufzudecken versucht hat, wovon alle andere Geschichtschreiber schweigen, und das wenigstens durch Untersuchungen für die Wahrhaftigkeit der Geschichte wichtig werden kann.

Der Kayser Julian, Constantins Brudersohn und bald nach ihm Kayser, ein gleich großer Eiferer für die Wiederherstellung des Heydenthums, als jener für die Einführung der christlichen Religion gewesen war, hat in einer Spottschrift die Kayser, ihn und alle seine Vorgänger in der Regierung vor den Richterstuhl der Götter gestellt. Hier beschreibt er den Constantin als einen zwar nicht ganz unkriegerischen Fürsten, der aber in Wollüste versuncken sey. Von seinen Thaten sagt er, er habe zween Tyrannen umgebracht, von denen der eine träg und weichlich, der andere unglücklich und von der Last des Alters gedrückt, beyde aber Göttern und Menschen verhaßt gewesen wären. Seine Thaten gegen die Barbaren wären lächerlich: denn er habe ihnen Jahrgelder, gleich einem Tribute, bewilligt, und sey ein üppiger Fürst gewesen. Ihn selbst läßt er sich dem Alexander, Julius Cäsar, Augustus, Trajanus und Marcus Aurelius vorziehen, weil er nicht bloß Barbaren in Asien, sondern Römer, Deutsche und Scythen, nicht rechtschaffene Bürger, sondern schlimme Tyrannen bekriegt habe. Seine vornehmste Begierde soll diese gewesen seyn, Schätze zu sammeln, sie reichlich auszutheilen, und sich so wenig als seinen Freunden etwas zu versagen. Daher läßt er ihn endlich auf die verächtlichste Art von den Göttern abweisen, und zur Weichlichkeit, als seiner Schutzgöttinn, seine Zuflucht nehmen, von welcher er zur Ueppigkeit

geführt, bald aber auf Befehl der Götter nebſt ſeinen Söhnen, für alle ihre Verbrechen beſtraft worden ſeyn. Alle dieſe Spöttereyen ſcheinen mehr das Werck eines Feindes als eines wizigen Tadlers zu ſeyn, der wie bey den übrigen erſtgenannten Fürſten über Fehler gelacht, und Tugenden doch nicht ganz vergeſſen hätte: nur dieſen allein findet er, wider die Ausſage der Geſchichte, durchaus lächerlich und nichtswürdig.

Daß Eutropius und Aurelius Victor ſich in ihren Auszügen der Römiſchen Geſchichte beynahe mehr als alle bisher angeführte Schriftſteller vor der Begeiſterung für oder wider den Conſtantin in Acht genommen haben, davon ſind bereits Beyſpiele angeführt worden. Die ſpätern hiſtoriſchen Sammler nach dem fünften Jahrhunderte, haben manches Eigene von Conſtantins Geſchichte; werden aber immer weniger glaubwürdig.

Conſtantins Geſeze, die noch im Theodoſianiſchen und Juſtinianeiſchen Coder vorhanden ſind, machen eine ſehr ſchäzbare Erläuterung ſeiner Geſchichte aus. Zur Beurtheilung derſelben giebt Franz Balduin in dem beſondern Buche, welches er von denſelben geſchrieben hat, eine nüzliche Anleitung, ob er gleich oft zu freygebig in ſeiner Bewunderung gegen den Kayſer iſt.

Aus allen dieſen und andern Quellen nebſt dem Gebrauche der beſten Hülfsmittel, hat Tillemont mit gewöhnlichem Fleiße und Genauigkeit ziemlich vollſtändige Nachrichten zur Geſchichte dieſes Kay-

sers zusammen getragen. Bey Erzählungen, welche zur Ehre der Religion und Kirche gereichen, ist er nicht stets prüfend genug, und meistentheils zu sehr für diesen Fürsten eingenommen. In einem geringern Grade begeht diesen Fehler auch Crevier, der die Nachrichten desselben wohl genüzt, und eine angenehme Lebensbeschreibung Constantins verfertigt hat. Er hätte auch weniger Anstalten machen sollen, um gewisse Dinge zu sagen, und zuweilen sind Witz und Beredsamkeit von ihm sehr überflüßig angebracht worden.

Beyde hat vermuthlich der ehemalige Superior der Theatiner, Bernhard von Varenne, in seiner Histoire de Constantin le Grand, (Paris 1728. auf 375 Quartseiten) zu übertreffen gesucht. Sein Werck ist aber nur eine Zusammenstoppelung im höchsten panegyrischen Tone. Es ist unter andern lustig zu sehen, wie dieser Mönch die Geschichte zu ergänzen weiß. Sie sagt nichts von der Erziehung Constantins; er aber glaubt nicht nur, daß vortreffliche Lehrer dabey die Aufsicht geführt haben, sondern sezt auch von diesen Leuten, die er allein kennt, hinzu: Diese großen Männer übernahmen die Sorge seines Unterrichts, und Constantius leitete ihn durch Beyspiele.

Die freyere und eben dadurch richtigere Beurtheilung Constantins hat erst im vorigen Jahrhunderte in der protestantischen Kirche ihren Anfang genommen. Schon Rittershausen, Ziegler und andere Gelehrte hatten keine so große Begriffe von den Diensten, welche Constantin der christlichen Religion und Kirche erwiesen haben sollte, als noch

bey

bey den meiſten gewöhnlich ſind. Weit kühner als ſie alle, und mit ausführlichern Anmerckungen hat ihn Gottfried Arnold in ſeiner unpartheyiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie getadelt. Aber das unvermeidliche Unglück dieſes Schriftſtellers, niemals auf der Mittelſtraße ſtehen bleiben zu können, und im Tadel bis zur Ungerechtigkeit auszuſchweifen, verfolgt ihn auch hier. Er ſagt ſonſt viel Wahres; nur gefällt es aus ſeinem Munde wenig, iſt auch bisweilen mit falſchen Umſtänden vermiſcht.

Sowohl von ſeinen bittern und gallſüchtigen Urtheilen, als von den Schmeicheleyen der gröſſern Menge gegen Conſtantins Andencken, haben ſich Mosheim (in den Commentariis de rebus Chriſtianorum ante Conſtantinum M. und in den Inſtitutt. Hiſt. Eccleſ. antiquae et recentioris) und Herr Cramer (in der Abhandlung von Conſtantins des Großen Bekehrung zur chriſtlichen Religion, und ihren Folgen für dieſelbe, welche in der zweyten Fortſezung von Boßüets Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion befindlich iſt,) durch verſchiedene gelehrte und ſcharfſinnige Unterſuchungen glücklich entfernt.

Noch vor ihnen haben Chriſtian Thomaſius und Burkhard Gotthelf Struv in beſondern Abhandlungen zu zeigen geſucht, daß Conſtantin entweder gar kein Chriſt, oder doch nur ein Heuchler aus Staatsgründen geweſen ſey; ſie haben aber Muthmaaßungen und Verdachte zu viel eingeräumt. Andere kleine Schriften über Conſtantins Leben, die in großer Anzahl vorhanden ſind, gehören meiſtens

stentheils zu den mittelmäßigen Sammlungen voll Deklamation und partheyischer Streitsucht. Eben so findet man auch unter den Büchern dieses Inhalts nur noch wenige, die Aufmercksamkeit verdienen: und sie verlieren sich sehr in einzele Umstände. Johann Albrecht Fabricius, der selbst der Verfasser eines lesenswürdigen Aufsazes von dem Kreuze, das Constantin am Himmel soll gesehen haben, ist, hat in seinem Wercke: Lux salutaris Euangelii toti orbi exoriens, und Johann Vogt in seiner Historia litteraria Constantin. M. die Schriftsteller von Constantins Geschichte angezeigt: ein Verzeichniß, das ungemein vermehrt werden könnte, wenn diese Arbeit ihre Mühe belohnte.

Endlich hat der Herr von Voltaire seine Methode die Geschichte zu bearbeiten, auch den Kayser Constantin empfinden lassen. Er besizt die wunderbare aber keineswegs beneidenswürdige Gabe, mitten unter den gröbsten Unrichtigkeiten und Vergehungen wider die Geschichte, durch wizige und spöttische Wendungen den ungeübten Leser dennoch dergestalt einzunehmen, daß derselbe keine Beweise von allen seinen zuversichtlichen Erzählungen und entscheidenden Aussprüchen fordert. Auch versteht er vortrefflich, aus dem Leben eines Fürsten, der rühmliche und schlimme Handlungen verrichtet hat, nur seine Thorheiten und Ausschweifungen herauszuziehen, und über alles, was er nur halb weiß, das Lächerliche in vollem Maaße zu verbreiten. Aber die falsch oder schief angeführten Stellen und sogar Nahmen der alten Schriftsteller, die er bloß aus dem Tillemont zu kennen scheint;

ſcheint; ſeine artigen Einfälle, die in Luſtſpiele gehören, und die er in die Geſchichte ſezt, ingleichen die Dreiſtigkeit, mit welcher er über alles urtheilt oder ſcherzt, was er niemals gehörig unterſucht hat, ſind eine Art von lächerlichem, das er ſich wider ſeinen Willen gegeben hat. Einige ſeiner Nachahmer unter Franzoſen und Deutſchen haben auf eben dieſem Wege und zum Theil noch weiter gehen wollen; allein da ſie ſeine flüchtige gauckelnde Schreibart nicht in ihrer Gewalt hatten; oder ernſthaft auf den Conſtantin ſchimpften, wo jener nur ſpottete, ſind ſie mitten unter den abgemeſſenſten Schritten auf eine ſehr plumpe Art gefallen.

Leben

II.

Leben des Kayſers Julianus.

Es wird ſehr natürlich ſcheinen, das Leben Julians auf die Geſchichte Conſtantins des Großen folgen zu laſſen. Die Denckungsart, die Abſichten und das Betragen dieſer beyden Fürſten waren in ſo vielen Dingen verſchieden, daß man ſie kaum beſſer kennen lernen kann, als wenn ſie neben einander geſtellt werden. Eben dieſes iſt auch der bequemſte Platz für den Schriftſteller, wenn er den chriſtlichen Kayſer auf Koſten des heydniſchen, oder dieſen zum Nachtheil von jenem, loben will. Aber keine von dieſen Urſachen hat hier Statt gefunden: ich habe den Julian deswegen gewählt, weil ich am Ende der Lebensbeſchreibung Conſtantins mich eben unpartheyiſch genug fühlte, um auch von dem Feinde deſſelben, wie von ihm, eine Nachricht geben zu können, in der, wie ich hoffe, nur die erweisliche Geſchichte redet.

Einer von den Stiefbrüdern Conſtantins, Julius Conſtantius, ein Herr, der verſchiedene anſehnliche Würden mit Ruhm bekleidete, und ſeine zweyte Gemahlinn Baſiline waren die Eltern des Flavius Claudius Julianus, der am 6 November des Jahrs 331 zu Conſtantinopel gebohren wurde. Seine Mutter, welche eine Anverwandtinn

tinn des Euſebius, Biſchofs von Nicomedien, und, wie dieſer, eine Freundinn der Arianer geweſen zu ſeyn ſcheinet, ſtarb bereits im folgenden Jahre. Auf eine noch unglücklichere Art wurde ihm ſein Vater im Jahr 337. entriſſen. Die Soldaten ermordeten ihn, ſeinen älteſten Sohn, noch einen Bruder Conſtantins, und verſchiedene andere Anverwandte dieſes Kayſers, indem ſie ſchrieen, daß ſie niemanden als die Söhne deſſelben zu ihren Oberherren haben wollten. Eigentlich aber war es der mittlere Sohn Conſtantins, der Kayſer Conſtantius, der die blutdürſtige Wuth der Soldaten wo nicht angeſtiftet, doch auch nicht zu unterdrücken verſucht hat, um mit deſto wenigern Mitgenoſſen das Reich theilen zu dürfen. Julianus und ſein älterer Stiefbruder Gallus, die einzigen, welche nun außer den drey Söhnen Conſtantins des Großen, von der Familie dieſes Herrn übrig waren, würden damals einem gleichen Schickſal nicht entgangen ſeyn, wenn nicht den Gallus ſeine kränckliche Leibesbeſchaffenheit, die ihm einen zeitigen Todt zu drohen ſchien, und den Julianus ſein zartes Alter geſchüzt hätte. Der leztere ward vor der andringenden Lebensgefahr unter andern durch die Fürſorge des Marcus, Biſchofs von Arethuſa, in einer Kirche verſteckt: ein Umſtand, den die chriſtlichen Lehrer nachmals nicht ermangelt haben zu Vorwürfen gegen den Julianus zu nüzen.

Conſtantius begnügte ſich nun daran, ihn und ſeinen Bruder vom Hofe zu entfernen. Er wurde von dem Biſchof zu Nicomedien, Euſebius, ſeinem Anverwandten, erzogen. Man hat in den neuern Zeiten geurtheilt, daß dieſer Biſchof ſich

keines-

keineswegs dazu geſchickt habe, dem Julian einen richtigen Begriff von der Religion beyzubringen, weil er das Haupt einer irrgläubigen Parthey, der Arianer, geweſen ſey. Allein da man keine Nachricht hat, ob er den jungen Prinzen für ſeine Lehrſäze einzunehmen geſucht habe, und man eben ſo viele Urſache zu vermuthen hat, daß er ihm bloß die Grundſäze des Chriſtenthums in Ausdrücken der heiligen Schrift, nicht aber die unterſcheidenden Meinungen und zum Theil von beyden Seiten übertrieben ſpizfindigen Worthändel zwiſchen den Rechtgläubigen und Arianern bekannt gemacht habe: ſo iſt es unmöglich, mit Gewißheit davon zu reden. Bey Julians Erziehung führte beſonders Mardonius, ein gelehrter und weiſer Verſchnittener, der ſeiner Mutter zugehört, und ſie ehemals ſelbſt unterrichtet hatte, die Aufſicht. Dieſer lehrte ihn frühen Ernſt, Mäßigkeit und Beſcheidenheit; unter andern, wenn er zu ſeinen Lehrern gieng, die Augen niederzuſchlagen, und ſich von jungen Leuten ſeines Alters nicht zu den Schauſpielen hinreiſſen zu laſſen. „Willſt du Pferderennen ſehen? „ſagte er zu ihm; Homer hat es vortrefflich be„ſchrieben: nimm ſein Buch, und lies darinne!„ Eben ſo empfol er ihm an Statt der gewöhnlichen Ergözlichkeiten andere reizende Bilder dieſes großen Dichters: er prägte ihm die Lehren ein, daß wahre Tapferkeit den Wollüſten niemals unterliege, und daß man durch dieſe nicht glücklich werde. Julianus, der dieſes alles lange hernach mit Vergnügen erzählte, bildete würcklich nach ſolchen Vorſchriften ſeine Sitten.

Gegen das funfzehnte Jahr ſeines Alters führte man ihn und ſeinen Bruder auf ein prächtiges

kayſerliches Schloß bey Cäſarea in Cappadocien. Hier wurden ſie zwar ihrem Stande gemäß bedient; aber ſie lebten auch ſehr eingeſchränckt. Julianus ſelbſt vergleicht dieſen Aufenthalt mit der Gefangenſchaft in irgend einem feſten Perſiſchen Schloße, und ſezt hinzu, ſie hätten daſelbſt keinen von ihren Bekannten ſprechen dürfen, wären an allem Fleiß in den Wiſſenſchaften verhindert worden, hätten nur mit ihren zahlreichen Bedienten umgehen und in der Geſellſchaft ihre Uebungen vornehmen können. Wenn daher, ſagt er, ſein Bruder Gallus etwas Bäuriſches und Rauhes in ſeinen Sitten habe, ſo ſey es aus dieſer Erziehung zwiſchen den Gebürgen entſtanden. Dieſe Vorſtellung ſcheint nicht ganz erdichtet zu ſeyn: das Mißtrauen des Conſtantius gegen ſeine beyden Vettern macht ſie wahrſcheinlich; vielleicht hat er auch, welches oft das Unglück der Mißtrauiſchen iſt, ſeinen eigenen Abſichten entgegen gearbeitet, indem er ihnen zu wenige Freyheit und Ergözung für ihr Alter vergönnt hat. Daß aber auch Vergrößerungen zu dieſer Beſchreibung gekommen ſind, beweiſet diejenige, welche die chriſtlichen Schriftſteller hinterlaſſen haben, und welche eben nicht verdächtig iſt.

Nach derſelben wurden Julianus und Gallus auf dieſem Schloße von beſondern Lehrern in den ſchönen Künſten unterwieſen: ſie nahmen auch die Leibesübungen vor, die für ihr Alter gehörten. Vorzüglich aber bekamen ſie von Geiſtlichen Unterricht in der chriſtlichen Religion; ſo daß ſie endlich in den Stand derſelben treten, und als Vorleſer der heiligen Schriften in den Verſammlungen der Chriſten ſich zeigen konnten. Man führte ſie auch

zur

zur chriſtlichen Gottſeeligkeit an, wenigſtens nach der Geſtalt, welche ſie damals hatte: ſie bezeigten viele Hochachtung gegen die Lehrer und andere fromme Chriſten, beſuchten die Kirchen ſehr fleißig, und bezeigten den Märtyrern bey ihren Gräbern die gewöhnliche Ehrerbietung. Kein Wunder aber iſt es nun, daß Julianus dieſe gewaltſame Beſtimmung zu einer Lebensart, zu welcher er, vielleicht auch ſein Bruder, keine Neigung hatten, und die nur den Staatsklugen Abſichten des Conſtantius dienen mußte, ſie von aller Hoffnung zum Throne abzuhalten, daß er dieſe und andere Anſtalten als einen knechtiſchen Zwang angeſehen hat. Sein geheimer Widerwille bey allen dieſen Handlungen ſoll ſogar durch eine wunderbare Begebenheit verrathen worden ſeyn, als beyde Brüder gemeinſchaftlich dem Märtyrer Mamas über ſeinem Grabe baueten. Sie wetteiferten mit einander in der Pracht, welche ſie dabey anwandten; allein die Seite, welche Julian aufzuführen unternommen hatte, ſoll niemals haben vollendet werden können, weil ſie immer von neuem eingeſtürzt ſey: zu einem Merckmale, ſagt man, daß Gott, oder wenigſtens der Heilige, den man ehren wollte, die heuchleriſche Andacht des einen Prinzen habe offenbaren wollen. Die chriſtlichen Schriftſteller berufen ſich auf Augenzeugen dieſer Begebenheit; es gehört aber mehr zur Gewißheit eines Wunders von ſo geringen Folgen, als die Auſſage einiger unbekannten Perſonen. Vielleicht hat man es in den folgenden Zeiten, als Julians Geſinnungen gegen das Chriſtenthum ausbrachen, verbreitet: es könnte ſogar ſeyn, daß die Sache ſelbſt aus natürlichen Urſachen vorgefallen wäre, die man nachher in ein Wunder verwandelt hat.

Sechs Jahre lang hatte Julianus mit ſeinem Bruder auf dieſe eingezogene Art zugebracht, als Conſtantius, der allein von den Söhnen Conſtantins am Leben, und Herr des ganzen Reichs war, im Jahr 351. den Gallus zum Cäſar erklärte, ihm die morgenländiſchen Provinzen ertheilte, und ſeine Schweſter zur Gemahlinn gab: alles in der Abſicht, um die Laſt ſeiner weitläufigen und unruhigen Regierung durch einen Anverwandten, dem er trauen könnte, unterſtüzt zu ſehen, weil es ihm ſelbſt an Erben fehlte. Mit der Erhöhung ſeines Bruders erhielt auch Julian die Erlaubniß, ſich zu Conſtantinopel noch ferner in der Beredſamkeit und Philoſophie üben zu dürfen. Hier beſuchte er, noch immer in Begleitung ſeines Hofmeiſters, des Mardonius, die öffentlichen Lehrſtunden, und kleidete ſich, nach dem Rathe deſſelben, nur wie einen Jüngling von geringem Stande, um deſto weniger Aufſehen zu machen. Allein damals fiengen ſeine vortrefflichen Gaben erſt an, ſich vor vielen Zuſchauern zu entwickeln. Er hatte von ſeiner Kindheit an eine ungemeine Leichtigkeit zu begreiffen, und eine unerſättliche Begierde Bücher zu leſen, geäußert: ſeine Lehrer beklagten ſich ſogar, daß ſie ihn nichts mehr lehren könnten. Der Fortgang in den Wiſſenſchaften, den man an ihm bemerckte, ſeine Beredſamkeit und ſeine beſcheidene, gefällige Aufführung zogen die Aufmerckſamkeit vieler Einwohner der Hauptſtadt an ſich. Schon ſagte man zu einander, daß dieſer Vetter des Kayſers bald ein Mitgenoße des Reichs werden dürfte. Dieſe Reden beunruhigten den argwöhniſchen Conſtantius ſo ſehr, daß er dem Julianus befohl, ſich wieder nach Nicomedien, oder ſonſt in eine Stadt von klein Aſien, zu begeben. Zugleich verbot er

ihm,

ihm, keinen Zuhörer des Libanius, eines ſehr berühmten heydniſchen Lehrers der Beredſamkeit, der um dieſe Zeit ſich von Conſtantinopel nach Nicomedien hatte flüchten müſſen, abzugeben. Der Kayſer beſorgte, er möchte von demſelben eine Neigung gegen das Heydenthum annehmen: daher war ihm auch bisher ein anderer Lehrer dieſer Kunſt, Ecebolus, angewieſen worden, der zwar mit dem Libanius nicht verglichen werden konnte, aber ein eifriger Chriſt zu ſeyn ſchien; ob er gleich in der That ſeine Religion nach den Geſinnungen des Fürſten änderte.

Julianus gehorchte zwar; allein da er den Libanius, welchen er ſehr hochſchäzte, nicht zum Lehrer wählen durfte, ſammlete er ſich heimlich die Schriften deſſelben, und ahmte ſeine Schreibart mit ſo großer Sorgfalt nach, daß man ihn als ſeinen würcklichen Schüler betrachtet hat. Die Freyheit, deren er damals genoß, wandte er inſonderheit dazu an, andern Dienſte zu leiſten. Er that in dieſer Abſicht einige Reiſen, ſogar da er noch ſehr ſchwach von einer Kranckheit war: und ſolche Gefälligkeiten erwies er zuweilen, ohne darum gebeten worden zu ſeyn, auch Perſonen, die er wenig kannte. Dabey war er gegen Dürftige freygebig mit ſeinem geringen Vermögen. Dieſer Wohlthätigkeit, ſchrieb er in ſpätern Zeiten, habe es ihn niemals gereuet, weil ihm ſeine Geſchencke mit großem Wucher wieder erſezt worden wären: ſie hätten ihm die Erbſchaft ſeiner Großmutter verſchafft, und überhaupt ſey niemand durch Mildthätigkeit arm geworden.

Allein zu Nicomedien war es auch, wo er zuerſt der heydniſchen Religion geneigt wurde. Die chriſtlichen Schriftſteller, welche dieſe Geſinnung mit der Verſtellungskunſt verbunden, ſchon ſeit ſeinen früheſten Jahren an ihm bemerckt haben wollen, haben vermuthlich ſolche Spuren zu ſpizfindig aufgeſucht. So nahm er bey den redneriſchen Uebungen, welche er mit ſeinem Bruder anſtellte, immer die Parthey der Heyden, um, wie er ſagte, die ſchwerſte Sache zu verfechten. Da er jedoch ſelbſt geſteht, daß er bis in ſein zwanzigſtes Jahr ein Chriſt geweſen ſey: ſo müſſen dieſe und andere Handlungen eines jungen Menſchen nicht als Beweiſe der Gottloſigkeit angeſehen werden. Die platoniſchen Philoſophen hingegen wußten ſich zu dieſer Zeit ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften, die zugleich eine hizige Neubegierde war, auf eine ſehr ſchlaue Art zu bedienen.

Gereizt durch den Ruhm des Aedeſius, welcher damals der vornehmſte unter dieſen Weltweiſen war, die zwar vom Plato den Nahmen führten, aber mehr, bey einer vorzüglichen Hochachtung gegen denſelben, alle philoſophiſche Partheyen und Religionsvorſtellungen mit einander zu vereinigen ſuchten, und in der That zu dieſer Zeit die ſtärckſten Stüzen des ſinckenden Heydenthums abgaben, beſuchte ihn Julianus zu Pergamus. Er war im Begriffe ſich ganz der Unterweiſung deſſelben zu überlaſſen, und ſchickte ihm prächtige Geſchencke. Aedeſius nahm dieſelben nicht an: er entſchuldigte ſich auch wegen des Unterrichts mit ſeinem hohen Alter, pries ihm aber ſeine Schüler an, und die geheimnißvollen Lehren der Weisheit, die ſie im Beſiz hätten. Zween derſelben, Eu-

ſebius und Chryſanthius, befanden ſich eben zu Pergamus: daher wandte ſich Julianus an dieſelben. Chryſanthius rühmte die Theurgie ungemein; eine Wiſſenſchaft, in welcher dieſe Philoſophen ihre erhabenſte und vollkommenſte Einſicht ſezten, indem ſie lehren ſollte, wie die menſchlichen Seelen durch den Beyſtand der Geiſter, welche ſich in großer Anzahl zwiſchen dem höchſten Gott und den Menſchen fänden, nach und nach zum Anſchauen Gottes und zu der innigſten Vereinigung mit ihm geführt werden könnten. Allein Euſebius verachtete die Begeiſterungen und ſinnlichen Erſcheinungen, welche durch dieſe Theurgie hervorgebracht werden ſollten: er behauptete, nur die weſentlichen Begriffe aller Dinge wären Wahrheiten; die Würckungen aber der materiellen Kräfte brächten nur Betrügereyen oder Gauckelwercke hervor. Dieſe Uneinigkeit der Schüler des Aedeſius befremdete den Julian. Er fragte den Chryſanthius, was Euſebius unter dieſen betrügeriſchen Künſten verſtünde; aber er ward auf ihn ſelbſt verwieſen. Endlich ſagte Euſebius, einer der gelehrteſten und älteſten Schüler des Aedeſius ſey Maximus; der aber als ein vortrefflicher Kopf ſich nicht mit tiefen Unterſuchungen, ſondern mehr mit ſolchen ausſchweifenden Verſuchen beſchäftigte. Einmal hätte er ihn und andere ſeiner Freunde in den Tempel der Hecate geführt, und, nachdem er ein Körnchen Weyhrauch gereinigt, und heimlich ein gewiſſes Gebet geſprochen hätte, habe die Bildſäule der Göttinn zu lächeln angefangen. Darauf habe Maximus die Fackeln, welche die Göttinn in den Händen hielt, bloß durch ſeine Worte angezündet. Unterdeſſen, ſezte Euſebius hinzu, muß man alles dieſes nicht bewundern: denn die

Philoſophie lehrt uns eine ganz andere Reinigung, welche die Seele angeht. Kaum hatte Julianus dieſe Erzählung angehört, als er vom Euſebius Abſchied nahm, mit dem Entſchluſſe ſich zum Maximus zu begeben. Man kann hier leicht auf den Verdacht fallen, daß dieſe ganze Unterredung ein zwiſchen den Philoſophen verabredeter Kunſtgriff geweſen ſey, den jungen Prinzen in die Hände desjenigen zu bringen, von welchem ſie ſich am meiſten verſprachen. Andere, die weniger argwöhniſch ſind, werden vielleicht die Redlichkeit des Euſebius loben, der ſelbſt vor den Fehlern ſeiner philoſophiſchen Mitſchüler gewarnet hat. Immer aber iſt es doch gewiß, daß dieſe Reden beym Julian eine Würckung gethan haben, die Euſebius erwarten mußte.

Hierauf reiſte Julian zum Maximus nach Epheſus. Er fand an demſelben einen alten, ehrwürdigen und ſehr einnehmenden Mann, dem er ſich gänzlich ergab. Chriſtliche Schriftſteller erzählen zwar, Maximus ſey freywillig nach Nicomedien zu ihm gekommen, weil er von Julians ausnehmendem Fortgange in den Wiſſenſchaften ſo viel Rühmliches gehört hätte; allein die vorhergehende Nachricht des Eunapius hat mehr Wahrſcheinlichkeit. Genug daß Julian von der Zeit an, da er ein Anhänger des Maximus ward, alle Neigung gegen die chriſtliche Religion verlor. Dieſer Philoſoph bemächtigte ſich ſeiner durch die Lehren, welche er ihm mit vieler Beredſamkeit einflößte; durch die Vorherverkündigung, daß er den kayſerlichen Thron dereinſt beſteigen, und das Heydenthum wieder aufrichten würde; beſonders aber durch Auftritte der Theurgie und Magie oder

Zauberey, die er vor ihm ſehen ließ. Julian ward ſchnell und mit weit größerm Eifer ein Heyde, als er jemals ein Chriſt geweſen war.

Dieſe Religionsveränderung iſt nach allem, was bisher mit ihm vorgefallen war, eben keine außerordentliche und ſchwer zu begreifende Sache. Ein junger Prinz von der lebhafteſten, feurigſten Gemüthsart, und von einer unbegränzten Wißbegierde, dem man gleichwohl eine Erziehung gegeben hatte, die ſich mehr für einen trägen und knechtiſchen Geiſt, oder doch für ein ſtilles und zu allem beugſames Naturell geſchickt hätte; bey dem man alle Hoffnung zur Regierung oder Staatsverwaltung, an die er einen gegründeten Anſpruch machen konnte, durch Entfernung von Hofe, eine Art von Gefangenſchaft, Beſtimmung zu einem ganz entgegengeſezten Stande, und offenbare Zeichen eines verächtlichen Mißtrauens zu unterdrücken ſuchte; den man auf eine erzwungene Weiſe häuffige Andachtsübungen vornehmen ließ, welche man mehr von ſeinen freyen Trieben hätte erwarten ſollen; dem man verbot heydniſche Lehrer der Beredſamkeit zu hören, die doch zum Theil die chriſtlichen übertrafen; der in einem Alter, das am wenigſten unter allen ohne wohlgewählte und angemeſſene Arbeiten bleiben darf, ganz ohne ſolche Beſchäftigungen gelaſſen wurde; deſſen Vater endlich und Anverwandte von eben dem Kayſer, der ihn unter ſo argwöhniſchen und unangenehmen Einſchränckungen hielt, ermordet worden waren: dieſer Prinz hatte kaum einige Freyheit erlangt ſich ſeinen Neigungen zu überlaſſen, als er ſich mit einer gewiſſen Heftigkeit in alles ſtürzt, wovon man ihn bisher zu gewaltſam abgehalten hatte; den Glauben derer verläßt,

welche er nicht ohne Grund als ſeine Feinde und Verfolger anſah; ſcharfſinnigen, beredten, und ihm an Klugheit weit überlegenen heydniſchen Gelehrten ſein ganzes Vertrauen mit derjenigen Hitze ſchenckt, die durch die reizende Neuigkeit unerhörter Lehren und Künſte angefeuert werden mußte, und ſelbſt zu der Religion derer übergeht, welche ihm in Verbindung mit derſelben den Beſiz des Reichs verſprachen; da ihm hingegen eine ſolche Erwartung von der herrſchenden chriſtlichen Parthey völlig zernichtet wurde. Wenn Julian dieſes auch nicht gethan hätte, ſo würde man doch große Urſache gehabt haben es zu befürchten.

Freylich entſchuldigen alle dieſe Umſtände nur den unerfahrnen Jüngling, der nach einem langen Zwange nun erſt frey, weiſe und glücklich zu ſeyn glaubte; aber nicht im Stande war, die Abſichten ſeiner neuen Anführer zu überſehen. Sie helfen hingegen dem Manne von reifer Ueberlegung nichts, der immer auf dem Wege blieb, auf welchen ihn Verdruß, Leichtſinn, liſtige Vorſtellungen und ſchmeichelhafte Hoffnungen ehemals verführt hatten. Man braucht ſogar bey dem Alter, in welchem Julian dieſen Schritt that, und in ſeiner damaligen Verfaſſung, nicht mehrere und überdachte Urſachen anzugeben, die ihn bewogen haben könnten, der Religion zu entſagen, in welcher er erzogen worden war, und über zwanzig Jahre gelebt hatte. Aber es giebt doch einige nicht unwahrſcheinliche Vermuthungen über gewiſſe Dinge, die ſeinen Entſchluß befördert, oder ihn auch in der neu angenommenen Religion befeſtigt haben möchten. Dieſe zu verſchweigen, würde faſt das Anſehen der Partheylichkeit haben: und überhaupt muß der Zuſtand

der

der Welt und der Religion zu der Zeit, als Julian ein Abgötter wurde, genau gekannt werden.

Man hat behauptet, daß er keinen gründlichen Unterricht in der chriſtlichen Religion erhalten habe: der Mangel an demſelben, hat man geſagt, iſt entſcheidend für ſeine Neigung zum Heydenthum geworden, die bereits durch das fleißige, mit vielem Beyfall begleitete Leſen der beſten heydniſchen Schriftſteller einigermaaßen erregt worden war. Dieſe Veranlaſſung würde ſchon ſehr wichtig ſeyn, wenn ſie nur hinlänglich bewieſen werden könnte. Geſezt aber auch, daß der Biſchof Euſebius, den die Rechtgläubigen als einen ehrgeizigen Hofmann beſchreiben, dabey ſeiner Pflicht vergeſſen hätte, welches immer ungewiß bleibt: ſo kann man nicht zeigen, was der Unterweiſung gefehlt habe, welche Julian ſechs Jahre hindurch auf dem Schloſſe Macellum in Cappadocien, und das eben in dem Alter, da er zum Nachdencken über die Religion geſchickt wurde, empfangen hat. Sie ſcheint keinesweges verwerflich geweſen zu ſeyn, wenn gleich damit zu viele und zu ſtreng geforderte äußerliche Uebungen der Gottſeeligkeit, nicht alle von gleicher Reinigkeit, verbunden waren. Aus dieſem damals unter den Chriſten allgemeinen Fehler würde man endlich ſchließen müſſen, daß es zu derſelben Zeit gar keinen richtigen Unterricht in der Religion mehr gegeben habe. Allein es iſt gewiß, daß Julian eben ſo wohl als die übrigen Chriſten eifrig genug zum Leſen der heiligen Schrift angeführt worden iſt: er hatte alſo die beſte Gelegenheit, ſich wahre Begriffe vom Chriſtenthum zu machen. Fühlte er einen Widerwillen gegen die andächtigen Cärimonien, die man ihm auflegte; ſo war dieſes

ein

ein desto dringenderer Bewegungsgrund, sich bloß an die erste Einfalt der Religion zu halten, wie sie in jenen Büchern abgebildet ist. Was Maximus bey seiner Erziehung gethan hat, gehört nicht in diese Untersuchung. Er machte dem Julian die griechischen Dichter beliebt; allein so viele Vorzüge auch diese und andere heydnische Schriftsteller vor den christlichen von Seiten der ungemeinen Gelehrsamkeit, des Witzes, der Beredsamkeit und anderer Eigenschaften hatten, so wenig waren sie von Seiten der Religion verführerisch. Die Jugend der Christen gieng zeitig und häuffig, aber ohne Schaden, mit denselben um: verschiedene ihrer berühmtesten Lehrer sind es sogar zum Theil durch das Lesen und den Gebrauch dieser Schriftsteller geworden. Alles, was man zugeben kann, ist dieses, daß man die christliche Religion einem jungen Prinzen von Julians Gaben noch liebenswürdiger hätte machen können.

Vielleicht aber haben die Sitten der Christen zu Julians Zeit ihm ein schlimmes Vorurtheil gegen ihre Religion selbst beygebracht? Etwas könnten sie dazu wohl beygetragen haben: denn vermuthlich haben auch ihre Feinde, denen er sich ganz überließ, dasjenige, was er von dieser Art gesehen hat, ihm noch verhaßter und lächerlicher zu machen gesucht. Noch nicht lange waren die Christen die mächtigste Religionsparthey im Staate geworden: zwar nicht durch Grausamkeiten, wie sie ehemals von den Heyden ausgestanden hatten; aber doch nicht völlig ohne Verfolgung der leztern. Ihre Beschützer und Glaubensgenossen, Constantin und seine Söhne, die sich einer bessern Religion rühmten als ihre Vorgänger hatten, kamen kaum den rechtschafenen

ſenen und verdienten unter dieſen Fürſten, geſchweige denn den größten und vortrefflichſten derſelben, einem Titus und Antoninus, gleich. Conſtantius inſonderheit, der damals regierte, war ein ſchwachſinniger, argwöhniſcher und grauſamer Herr. Die übrigen Chriſten und ſelbſt ein Theil ihrer Lehrer hatten ſeit dieſer kurzen Zeit viel von ihrer alten Mäßigung und ſtrengen Tugend vergeſſen. Eitle Pracht war in ihren Gottesdienſt, Aberglauben in ihre Frömmigkeit, und heftige Leidenſchaften waren in andere Arten ihres Betragens gedrungen. Zum Aergerniß und Spott der Heyden ſtritten ſie ſchon ſeit dreyßig Jahren mit den Arianern über eine von den Hauptlehren ihrer Religion. Die meiſten Gemeinen waren darüber getheilt; Conſtantius drückte die ſogenannten Rechtgläubigen; beyde Theile aber begiengen unzählige Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen einander. Es iſt wahr, daß die Heyden ſich zum Theil den Laſtern noch weit ungeſcheuter ergaben, und daß einige heydniſche Kayſer die ärgſten Ungeheuer geweſen waren, welche das menſchliche Geſchlecht geſehen hatte. Ungerechtigkeit war es weiter, die Ausſchweifungen einer Anzahl von Chriſten zur Geringſchäzung ihrer Religion, die ſie mit aller Schärfe verwarf, zu mißbrauchen. Wenn man von einer Religion durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger abgeſchröckt werden konnte: ſo traf dieſes die heydniſche am allermeiſten. Die Philoſophen ſelbſt, welche ſie zu verbeſſern geſucht hatten, waren in noch anſtößigere Streitigkeiten unter einander verfallen. Aber in einem aufgebrachten Gemüthe machten ſolche Vorſtellungen keinen Eindruck zum Beſten des Chriſtenthums. Und die heydniſchen Gelehrten, die daſſelbe öffentlich nicht angreifen

greifen durften, lauerten deſto mehr im Verborgenen, um demſelben Streiche zu verſezen, die deſto gefährlicher wurden, weil man ihnen nicht begegnen konnte.

Unter dieſen hatten die Weltweiſen, beſonders die jüngern Platoniker, mit welchen Julian bekannt wurde, ſchon lange einen Kunſtgriff erſonnen, der überaus geſchickt war, die heydniſche Religion von ihrem Verfall zu retten; wenigſtens Ungeübten eine günſtige Meinung von ihr beyzubringen. Sie erklärten die ganze Fabellehre und Göttergeſchichte, über welche die Chriſten mit ſo vielem Grunde ſpotteten, allegoriſch. Nach ihrer Anweiſung ſollte man dieſelbe nicht als eine Sammlung ungereimter und unglaublicher Erdichtungen, ſondern als eine Reihe von Bildern betrachten, unter welchen wichtige Lehren zur Kenntniß Gottes, der Natur und der menſchlichen Pflichten verſteckt lägen. Selbſt die Menge der Götter hatten ſie auf Einen höchſten Gott und deſto zahlreichere Untergötter oder Geiſter, durch welche dieſer regierte, zurück geführt: und die abergläubiſchen, widerſinnigen Cärimonien bey der Verehrung der Götter wußten ſie in eine erträglichere Geſtalt einzukleiden. An ſich waren alle dieſe Bemühungen der Weltweiſen vergeblich. Denn es war ihnen unmöglich zu zeigen, daß ihre Erklärungen des heydniſchen Aberglaubens die älteſten und richtigſten wären: offenbar hatten ſie dieſelben erſt viele Jahrhunderte nach ſeinem Urſprunge aufgebracht. Viele darunter waren auch höchſt unnatürlich und übel anpaſſend. Ueberhaupt aber konnte man ſie fragen, warum Fabeln, welche die Menſchen weiſer und tugendhafter machen ſollten, ſo oft das Laſter

reizend

reizend und von Göttern ſelbſt ausgeübt abgeſchildert haben. Dem ohngeachtet hat dieſe Verſchönerung des Heydenthums auch den Julian eingenommen: ſeine Schriften beweiſen es; und vermuthlich war dieſes nicht das ſchlechteſte Mittel, deſſen ſich Maximus und ſeine Freunde, außer der rege gemachten Hoffnung dereinſt zu regieren, bedient haben, um ihn zum Diener ihrer Religion zu machen.

So ſehr ſie ihm aber auch gefallen mochte; (denn ſelbſt dieſe Erklärungsart war eine angenehme Uebung des Witzes und der Gelehrſamkeit,) ſo konnte ſie doch ſchwerlich eine aufrichtige und genaue Vergleichung mit der chriſtlichen Religion aushalten. Wenn man nicht die thörichten Begriffe einzeler Chriſten vor Lehren ihres Glaubens ausgeben, nicht die zunehmende Ausartung deſſelben in gewiſſen äußerlichen Anwendungen mit der erſten Reinigkeit deſſelben vermiſchen, noch abgeriſſene Stücke von demſelben übel zuſammenhängend und ſeltſam vorgeſtellt, an die Stelle des Ganzen ſezen wollte: ſo mußte Julian dem Chriſtenthum den Vorzug geben. Dieſes ertheilte deutliche und hinlängliche Einſichten von Gott, und der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts; bewies die Wahrheit ſeiner Lehrſäze durch unleugbare Begebenheiten, durch ein eben ſo ungezweifeltes Zeugniß Gottes; zeigte den Menſchen einen Weg zur Glückſeeligkeit in dieſem Leben und in einem künftigen, den ſie nur unvollkommen entdecken, aber deſto mehr bewundern und danckbar annehmen mußten; empfol und erleichterte alle Tugenden; war Einfaltsvoll, groß und erhaben, durchaus gewiß und gemeinnüzig. Von allen dieſen Eigenſchaften

und

und Vortheilen beſaß die heydniſche Religion nichts, und ſelbſt ihre philoſophiſche Ausbildung nur überaus wenig. Hier ſieht man nicht, was für den Abfall des Julian von der chriſtlichen Religion geſagt werden könnte. Zwar fieng dieſelbe ſchon zu ſeiner Zeit an, einige Aehnlichkeiten mit dem heydniſchen Cärimoniell und ſogar Aberglauben zu bekommen; es ſchien auch, daß die Zänckereyen der Chriſten ſie ungewiß machten. Aber ſolche Ausflüchte konnten dieſer Religion nicht zum Nachtheil gereichen. Ihr Sitz, ihr wahres Bild war immer noch in den heiligen Schriften der Chriſten. Dieſe kannte Julian, und nichts konnte ihn auf der andern Seite hindern zu erfahren, welche Gründe das Heydenthum unterſtüzten. Es iſt daher auch kein übereilter Ausſpruch zu ſagen, ſo weit nemlich die Nachrichten von ſeiner Denckungsart in dieſen frühen Jahren, und von den Umſtänden, unter welchen er ſich befunden hat, reichen, daß ſein Uebergang zur heydniſchen Religion keinesweges unvermeidlich geweſen, oder bloß aus Schuld der Chriſten erfolgt ſey.

Andere Urſachen und Veranlaſſungen dieſer merckwürdigen Veränderung ſind entweder aus dem Charakter hergeleitet worden, der Julians reiferm Alter eigen geweſen iſt, und können alſo an dieſem Orte nicht ſicher gebraucht werden; wie unter andern ein ſtarcker Hang zum Aberglauben, ſeine Begierde ſich auf eine neue Art hervorzuthun, und die hohe Meinung von ſeinen Gaben. Oder ſie ſind ſo gezwungen aufgeſucht worden, daß man ſie kaum wiederholen darf. Von dieſer Art iſt der Gedancke, daß der ſichtbare Verfall des Römiſchen Reichs, ſeitdem die Oberherren deſſelben die chriſt-

liche Religion angenommen hätten, dem Julian einen Abſcheu gegen dieſelbe habe einflößen müſſen. Ohne hier weitläuftig erinnern zu dürfen, daß das Chriſtenthum nicht die Geſchicklichkeit zu regieren mittheile, und daß ein Land unter chriſtlichen Fürſten ſehr unglücklich ſeyn könne, dennoch aber die Religion nichts dazu beytrage; braucht man es nur ſchlechthin vor eine Unwahrheit zu erklären, daß ſogleich mit der Aufnahme der chriſtlichen Religion auch der blühende Zuſtand des Reichs untergegangen ſeyn ſollte. Conſtantin, den man den Großen nennt, regierte viele Jahre mit einem Anſehen, Glück und Ruhe, die im Ganzen betrachtet ſeinen Unterthanen wenig zu verlangen übrig ließen. Die innerlichen Unruhen und die verwüſtenden Einfälle der Barbaren unter ſeinen Söhnen, haben nicht allein lange vorher ihres gleichen gehabt; ſondern das Reich hatte ſogar noch weit traurigere Unfälle erlitten. Wenn endlich das Reich nach Julians Zeiten auf eine außerordentliche, unwiderſtehliche Art zerrüttet worden iſt: ſo hat er dieſes weder vorausſehen, noch weniger gegen die Religion der Chriſten wenden können.

Ob Julian, nachdem er in einer ſolchen Verfaſſung von der in jeder Betrachtung beſſern Religion zu einer andern getreten iſt, über die ſich ein ſcharfſinniger Geiſt zwar erheben, oder ſie nach ſeinen Einſichten drehen und ändern, ſchwerlich aber ſie aus Wahl ergreiffen konnte; ob er wegen dieſer Handlung mehr beklagt als getadelt zu werden verdiene? wie einige Neuere geurtheilt haben: bedarf keiner langen Unterſuchung. Es ſcheint zwar, daß er ſich dem Heydenthum mit einer Ueberzeugung und ſogar Begeiſterung ergeben habe, die

auch bey einem groben Irrthum doch ein redliches Herz ankündigen; daß er ſeinem Gewiſſen gefolgt ſey, ohne zu mercken, was vor ein trüglicher Richter es in dieſem Falle ſey. Allein die Geſchichte ſagt, wie man geſehen hat, auch noch mehr; ſie ſtellt ihn hingeriſſen von Reizungen, die keineswegs unüberwindlich waren, vor; zeigt, warum er denſelben nicht entgangen ſey; und findet nichts, um dieſe Geſinnungen für ſein ganzes Leben zu rechtfertigen.

Die Vorherſagung des Maximus, daß Julian dereinſt den kayſerlichen Thron beſteigen würde, war eine ſehr wahrſcheinliche Vermuthung. Dieſer Prinz und ſein Bruder ſtanden demſelben am nächſten; ja wegen ſeiner vorzüglichen Gaben und Sitten war ſeine Hoffnung die ſtärckſte. Unterdeſſen rührte ihn dieſe Ausſicht ungemein, weil ſie ihm ein Mann eröffnete, von dem er auch viele andere neue Kenntniſſe zu lernen glaubte. Damals regte ſich bey ihm zuerſt eine lebhafte Begierde, würcklich zu regieren. Er ſagte auch ſchon im Vertrauen zu verſchiedenen ſeiner Freunde, die Welt würde glücklich ſeyn, wenn ihm jemals die höchſte Gewalt zu Theil werden ſollte: ein deutliches Verſprechen zum Beſten der heydniſchen Religion, deren Anhänger ihn durch dieſe Nahrung des Ehrgeizes immer unauflöslicher an ihre Parthey befeſtigten. Seine Liebe zur Wahrſagerkunſt ſchreibt ſich auch von dieſen Zeiten her.

Er konnte auf dieſem Wege nicht ſo geheim fortgehen, daß nicht Conſtantius einigen Argwohn auf ihn geworfen hätte. Um denſelben zu vertreiben, nahm er noch ferner allen äußerlichen

Schein eines Chriſten an: nach dem Berichte der chriſtlichen Schriftſteller ſoll er ſogar ein Mönch geworden ſeyn, und die Stelle eines Vorleſers in der Gemeine zu Nicomedien übernommen haben. Dieſe Verſtellung Julians iſt zwar nicht ſo ſtrafbar zu nennen, als ſie unter einem andern Fürſten geweſen ſeyn würde, und zu einer Zeit, da jedermann, wie es die Rechte des Gewiſſens erfordern, frey von einer Religion zu der andern hätte übergehen können. Conſtantius würde ohne Zweifel dieſen Vorwand ſeines Abfalls vom Chriſtenthum dazu gebraucht haben, ihn hinrichten zu laſſen. Gleichwohl iſt dieſes noch nicht Entſchuldigung genug für einen aufrichtig ſtrengen Bekenner erkannter Wahrheiten von einer ſo wichtigen Gattung als Lehren der Religion ſind; noch für einen Mann, wider welchen alles ein Zeugniß ablegt, daß er dieſer Gefahr hätte überhoben ſeyn können, wenn er ſeinen ſcharfſichtigen Geiſt zu einer durchaus ungeſtörten Prüfung hätte anſtrengen wollen.

Auch ſein Bruder bekam Nachricht davon, daß er ſeine erſten Religionsgeſinnungen geändert hätte. Er warnte ihn daher vor dem Abfall, und ſchickte auch in gleicher Abſicht den Biſchof Aetius zu ihm, der die beſten Verſicherungen von Julian zurückbrachte. Auf der andern Seite war Gallus ebenfals guter Rathſchläge benöthigt, indem er ſich durch ſeine Grauſamkeit einen allgemeinen Haß zuzog. Julian ertheilte ihm dieſelben ſchriftlich; ſonſt aber hatten die beyden Brüder gar keinen Umgang mit einander. Mittlerweile wurde Gallus auf Befehl des Conſtantius im Jahr 354. hingerichtet. Der Kayſer hatte den jungen Cäſar gleich Anfangs wegen einiger Vortheile,

die er im Kriege erhielt, beneidet. Man erbitterte ihn darauf gegen denſelben durch die nur zu wahre Erzählung ſeiner Ausſchweifungen, ob ſie gleich zum Theil aus dem Mißbrauch entſtanden, den andere von ſeiner Schwäche machten; endlich beförderte man ſeinen Untergang dadurch, daß man den Kayſer überredete, Gallus ſey geneigt ſich wider ihn zu empören.

Julian ward in das Unglück ſeines Bruders verwickelt, ob er gleich an dem Verhalten deſſelben gar keinen Antheil hatte. Vermuthlich hielt man es vor gefährlich, nach dem Tode des einen Bruders den andern in völliger Freyheit zu laſſen. Man beſchuldigte ihn, daß er mit ſeinem Bruder, während daß derſelbe durch Conſtantinopel reiſte, geſprochen habe, und an Statt auf dem Schloße Macella in Cappadocien zu bleiben, nach Aſien gereiſet ſey. Ob er gleich dieſe Vorwürfe leicht beantworten konnte; wurde ihm doch eine Wache zugegeben, welche ihn ſehr mißhandelte. Sieben Monathe lang ward er auf dieſe Art von einem Orte zum andern gezogen; ohne jedoch ſeine Standhaftigkeit und Klugheit zu verlieren. Er ſuchte die Gunſt des Kayſers dadurch nicht zu gewinnen, daß er von ſeinem Bruder übel geredet hätte; er vertheidigte aber auch und beklagte denſelben nicht: denn darauf ſchien man zu warten, um einen Vorwand zu ſeiner Verurtheilung zu haben. Die Briefe, welche er in dieſem gefährlichen Zuſtande ſchrieb, enthielten keine Klagen, noch andere kleinmüthige Geſinnungen. Er befand ſich während dieſer Zeit faſt immer in dem Gefolge des Hofs, und ſechs Monathe inſonderheit zu Meyland, ohne den Kayſer mehr als einmal ſprechen zu können.

Auch dieſes einzige Gehör verſchaffte ihm die Gemahlinn deſſelben Euſebia; eine gütige Fürſtinn, die ſich allein unter allen ſeiner annahm, und ihm in der That das Leben erhielt. Sie bat den Conſtantius, ihn nicht ohne alle Unterſuchung zu verdammen: er rechtfertigte ſich auch ſehr glücklich, und würde noch einmal zu dem Kayſer gerufen worden ſeyn, wenn ſolches nicht der Kammerherr deſſelben, der verſchnittene Euſebius, verhindert hätte, der ſchon befürchtete, Julian möchte eine ihm ſehr nachtheilige Gewogenheit des Kayſers erlangen. Unterdeſſen erwarb ihm doch die Kayſerinn die Erlaubniß, nach Aſien auf die von ſeiner Mutter geerbten Güter zu gehen; plözlich aber wurde er von dieſer Reiſe zurückgehalten, weil in Illyrien eine Empörung entſtanden war, und der Kayſer vielleicht beſorgte, Julian möchte in den entlegenen Provinzen des Reichs eine andere ſtiften. Endlich bekam er Befehl ſich nach Griechenland zu begeben. Auch hierinne hatte die Kayſerinn für ihn geſorgt, weil ſie wußte, wie ſehr er die Wiſſenſchaften liebte, die in dieſem Lande noch ausnehmend blühten. Jedermann ſahe zwar dieſen für ihn beſtimmten Aufenthalt als eine Verbannung an, zumal da er in Griechenland gar nichts eigenes beſaß; ihn aber führte ſein eigener Trieb dahin: und das, wie Gregor von Nazianzus verſichert, auch aus der geheimen Urſache, damit er die Prieſter und betrügeriſchen Zauberer daſelbſt wegen ſeiner Schickſale um Rath fragen möchte.

Eben dieſer berühmte chriſtliche Lehrer, und ein anderer, der ihm an Gaben und Verdienſten nichts nachgab, Baſilius, übten ſich damals noch zu Athen in der Beredſamkeit, als Julian im Jahr

355 dahin kam. Er kannte sie genau, und mit dem leztern legte er sich sogar gemeinschaftlich auf die Erklärung der heiligen Schrift: so viele Mühe gab er sich noch, seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Allein Gregor scheint etwas davon entdeckt zu haben, wenn er gleich nur überhaupt von diesem Prinzen dem Reiche viel Unheil prophecyete. „Sein wanckender Nacken, schreibt er, Schultern, „welche sich immer bewegten und in die Höhe zo„gen, ein herumschweifendes Auge mit wilden Bli„cken, schwache und taumelnde Füße, eine Nase, „die Uebermuth und verächtliche Begegnung anzeig„te, lachende Gesichtszüge von eben derselben Be„deutung, ein ausgelassenes und heftiges Lachen, „wiederholtes Kopfschütteln ohne allen Grund, eine „stockende und abgebrochene Sprache, unordentli„che und seltsame Fragen, Antworten, welche nicht „besser waren, die sich unter einander verwickelten, „nichts überlegtes und keinen gelehrten Zusammen„hang ankündigten, alles dieses schien mir nichts „Gutes anzudeuten.„ Er beruft sich zugleich darauf, daß er, sobald er dieses bemerckt hätte, zu verschiedenen gesagt habe: Was vor ein großes Uebel nährt nicht das Römische Reich! Doch habe er auch gewünscht, ein falscher Prophet zu seyn. Gregor ist nun zwar ein öffentlich erklärter und heftiger Gegner Julians, und daher könnte diese ganze Abschilderung nur eine redneriſche gehäßige Erweiterung einiger sonderbarer Züge oder Geberden zu seyn scheinen. Aber auch dieses zugegeben, würde doch immer so viel übrig bleiben, daß manches Seltsame in Julians äußerlichem Anstande schon damals Gelegenheit sowohl zu nachtheiligen Vermuthungen als zu großen Erwartungen habe geben können, nachdem man seine Denckungsart beurtheilte.

Würck-

Würcklich bewunderte ihn auch der gröſßte Theil der Anweſenden zu Athen. Man fand an ihm viele Wiſſenſchaft, eine Beredſamkeit, die ordentlich mit einer beſcheidenen Erröthung verbunden war, und einen ſanften angenehmen Umgang. Sein hoher Stand, dem ſein Glück ſo wenig angemeſſen war, ſcheint ihm auch eine mitleidige Liebe zugezogen zu haben. Philoſophen und Redner, die Lehrer ſowohl als ihre Schüler verſammelten ſich um die Wette bey ihm. Den Heyden ward er durch den immer wachſenden Eifer für ihre Religion unſchäzbar: er beklagte gegen ſeine Freunde den Verfall derſelben, und verſprach, jede günſtige Gelegenheit ihr wieder aufzuhelfen, zu ergreiffen. Schon opferten auch die Heyden für ihn, und baten ihre Götter, ihn auf den Thron zu ſezen. Sie verſäumten auch von ihrer Seite nichts, um ihm das Heydenthum ehrwürdig zu machen. Maximus verwies ihn an einen Mann, den er vor den geſchickteſten in den Künſten der Theurgie ausgab: vermuthlich war es der Oberprieſter von Eleuſine, von dem die Heyden ſagten, er ſey ganz ohne Sünde, und dem ſich auch Julian völlig vertrauete.

Eine Begebenheit inſonderheit, welche Gregorius von Nazianzus und Theodoretus erzählen, würde in dieſer Betrachtung ſehr merckwürdig ſeyn, wenn ſie ohne allen Zweifel geglaubt werden könnte. Julian, ſagen ſie, ſuchte in Griechenland Wahrſager, von denen er erfahren könnte, ob er zur Regierung gelangen würde. Es fand ſich endlich einer, der ihn in die unterirrdiſche Höhle eines Götzentempels führte, und an dieſem dunckelfürchterlichen Orte die böſen Geiſter beſchwor zu erſcheinen. Da ſie ſich in einer ſchröck-

lichen Geſtalt zeigten, machte Julian aus Eingeben einer plözlichen Furcht das Zeichen des Kreuzes; bey dem Anblicke deſſelben erinnerten ſich die Teufel, daß ſie durch daſſelbe überwunden worden wären, und verſchwanden. Der Zauberer, der dieſes wohl verſtand, gab dem Julian deswegen einen Verweis. Dieſer aber erſtaunte vielmehr über die Kraft, welche jenes Zeichen hätte. Die Teufel wurden noch einmal gefordert, und entwichen abermals, als ihnen das Kreuz vorgezeigt wurde. Darauf ſagte der Gauckler zu dem jungen Prinzen: Glaube ja nicht, daß ſie aus Furcht entfliehen; es iſt vielmehr Abſcheu gegen dasjenige, was du gethan haſt. Durch dieſe Wendung ſtillte er Julians Unruhen, weihte ihn zu den Geheimniſſen des Götzendienſtes ein, und bekam nun eine völlige Gewalt über ihn. — Es wird vielen unglaublich ſcheinen, daß die Chriſten ſo geheime Nachrichten von den Kunſtgriffen der Götzendiener erhalten haben ſollten; andere werden in dieſer Erzählung Spuren von der abergläubiſchen Meinung der Chriſten in Anſehung der Würckungen des Kreuzzeichens ſehen, wovon das erſte Chriſtenthum nichts gewußt hat; und man kann ſogar ſagen, daß alles dieſes einen Jüngling von Julians Gaben vielmehr zur Ehrerbietung gegen die chriſtliche Religion hätte zurückführen können.

Seine Abſichten und Beſchäftigungen wurden durch den unvermutheten Befehl geſtört, den er noch im Jahr 355. erhielt, wieder an den Hof zu kommen. Conſtantius hatte ſich entſchloſſen, ihn zum Cäſar zu ernennen. Daß ein ſo argwöhniſcher Fürſt ſeinen jungen, bisher auf jede Art gemißhandelten Vetter, von dem er nichts als Haß

und

und Rachbegierde zu erwarten hatte, zu ſeinem Reichsgehülfen wählte, war eigentlich die widerſprechendeſte unter allen ſeinen Handlungen. Aber er fühlte es jezt von neuem, daß er allein die Regierung nicht mit dem nöthigen Nachdruck führen könne, indem eben damals das Reich durch die Barbaren auf verſchiedenen Seiten, beſonders in Gallien, verwüſtet wurde. Julian empfieng den kayſerlichen Befehl mit Entſezen. Er glaubte, daß ihm in eben der Würde, die ſein Bruder bekleidet hatte, ein gleicher Untergang bevorſtünde; er weinte daher und beklagte ſich über ſein Schickſal, bat aber zugleich die Göttinn Minerva, in deren Tempel er mit einigen Heyden gieng, daß ſie ihren Diener beſchützen möchte.

Als er zu Meyland angelangt war, richtete ihn zwar die Gewogenheit der Kayſerinn wieder auf; aber gleichwohl war er ſchon im Begriff, ſie in einem Schreiben zu erſuchen, daß ſie ihm die Erlaubniß nach Aſien zurück zu reiſen verſchaffen möchte; nur fürchtete er, ſein Schreiben möchte aufgefangen werden. Er bat alſo die Götter, ihm ihren Willen hierüber zu eröffnen, und verſichert, ſie hätten ihn mit dem ſchändlichſten Tode bedroht, wenn er ſeinen Brief abſenden würde. Gewiſſe Betrachtungen, die er über ſeinen Zuſtand anſtellte, (wenn er ſich anders nicht erſt in der folgenden Zeit damit ein Anſehen zu geben geſucht hat,) kamen ihm noch mehr bey ſeiner Verlegenheit zu Hülfe. „Ich nehme mir alſo vor, ſagte er zu ſich ſelbſt, den Göttern zu widerſtreben, und einen beſſern Entſchluß „über mich zu faſſen, als diejenigen, welche alles „wiſſen! Die menſchliche Klugheit, die bloß das „Gegenwärtige ſieht, muß doch wohl damit zufrie-

„den ſeyn, wenn ſie bey den wenigen Dingen, welche „ſie überſehen kann, keine Fehler begeht. Ueber „das Künftige aber berathſchlagt niemand. Die „Weisheit der Götter hingegen, welche auch die „entfernteſten Dinge, oder vielmehr alle ſieht, giebt „die richtigſte Anweiſung, und thut auch das Beſte.„ — Einen andern Grund, dem Rathe der Götter zu folgen, fand Julian von Seiten der Gerechtigkeit. „Würdeſt du dich nicht erzürnen, dachte er, „wenn etwas, das dein Eigenthum iſt, ſich von dir „nicht wollte gebrauchen laſſen, oder auf deinen Ruf „die Flucht nähme? Du aber, der du ein Menſch „ſeyn, und nicht zu den pöbelhaften und ſchlechten, „ſondern zu den rechtſchaffenen gehören willſt, ent„ziehſt dich den Göttern, und willſt ihnen nicht ge„ſtatten, dich dazu zu gebrauchen, wozu es ihnen „gefällt? Sollte dieſes nicht unvernünftig, ja auch „gegen die Verbindlichkeit gehandelt ſeyn, in der „wir mit den Göttern ſtehen? Lächerlich aber wäre „es zu ſagen, daß hier die Tapferkeit etwas aus„richten könne. Du biſt alſo im Begriff einen „Schmeichler abzugeben, um dem Tode zu entge„hen? da du doch alles wegwerfen, und lediglich „den Göttern die Sorge dafür überlaſſen, ja ſie „mit ihnen theilen kannſt, wie es Socrates wünſch„te. Es ſteht bey dir, weder etwas zu beſizen, „noch zu rauben; wohl aber dasjenige, was ſie dir „geben, ſicher anzunehmen.„ Dieſe Gedancken hoben alle Bedencklichkeit in Julians Gemüthe auf.

Conſtantius meldete unterdeſſen ſeinen Vertrauten den Vorſaz, welchen er gefaßt hatte. Sie mißbilligten aber denſelben mit großem Eifer; theils aus Schmeicheley gegen den Kayſer; theils um

nicht

nicht ihr Anſehen verringern zu laſſen, und warnten ihn, der neue Cäſar könnte wohl ein anderer Gallus werden. Doch die Kayſerinn ſprach ſo nachdrücklich für den Julian, daß die Rechte der Anverwandtſchaft endlich die Oberhand behielten. Man ließ ihn aus der Vorſtadt, wo er bisher gewohnt hatte, in den kayſerlichen Palaſt kommen, ſchor ihm ſeinen langen Bart ab, und gab ihm an Statt des philoſophiſchen Mantels, den er trug, die Kleidung eines Prinzen. Dieſe gewaltſame Verwandlung brachte noch bey ihm ſelbſt keine hervor. Seine neue Lebensart beunruhigte ihn zwar; allein nicht als wenn er die Pracht und Größe derſelben voll Erſtaunens bewundert hätte, ſondern weil er ſich vor unfähig hielt, ſeiner Beſtimmung ein Genüge zu leiſten. Uebrigens aber gieng er immer eben ſo mit niedergeſchlagenen Augen, als wenn er noch unter der Aufſicht ſeines Lehrers, des Mardonius, ſtünde: ein Schauſpiel für die Hofleute, welche über dieſen plözlich zum Fürſten umgeſchaffenen Gelehrten und Geiſtlichen ſich ſehr beluſtigten. Er verdiente jedoch ihre Spöttereyen nicht: denn er konnte ſich kaum überwinden die Gnadenbezeigung des Kayſers anzunehmen; und da er genöthigt war es zu thun, bat er denſelben, ihm wenigſtens rechtſchaffene Staatsbedienten zu geben, oder ihm eine Vorſchrift von allem, was er verrichten und unterlaſſen ſollte, aufzuſezen. Der Kayſer begegnete ihm ſehr wohl: er befohl ihm auch die Kayſerinn zu beſuchen, deren Reden ihm neuen Muth machten.

Am 6. November alſo des Jahrs 355. nahm Conſtantius den Julian auf eine öffentliche erhabene Bühne mit ſich, welche die zu Meyland befindlichen Kriegsvölcker umgaben, ſtellte ihnen vor,

wie

wie nothwendig es ſey, gegen den Einfall der deutſchen Völcker in Gallien, bey ſeiner Entfernung eine ſchleunige Hülfe anzuwenden, und that ihnen den Vorſchlag, ſeinen Vetter, den er mit der rechten Hand hielt, und einen beſcheidenen hoffnungsvollen Jüngling nannte, zum Cäſar zu ernennen. Hier unterbrachen ihn die Soldaten, indem ſie riefen, Gott ſelbſt, nicht Menſchen, billigte dieſen Entſchluß. Der Kayſer erklärte hierauf den Julian mit Lobſprüchen ſeiner ſanften Sitten, auch ſeiner durch Wiſſenſchaft angebaueten Gaben, zum Cäſar, und ließ ihn mit dem Purpur bekleiden. Ihn ſelbſt, der etwas traurig war, redete Conſtantius mit ernſthafterm Geſichte an, hielt ihm ſeine Pflichten vor, und verſprach ihm unaufhörlich beyzuſtehen. Die Soldaten bezeigten ihre Freude über dieſe Erhebung, indem ſie mit großem Geräuſche ihre Schilde an die Kniee ſchlugen. Sie bewunderten den neuen Cäſar, und zogen aus ſeinem Geſichte, das ſich inzwiſchen zu einem anmuthigen und zugleich furchtbaren Anblick aufgeheitert hatte, viel verſprechende Vorbedeutungen, mäßigten aber das Lob, welches ſie ihm ertheilten, dergeſtalt, daß Conſtantius dadurch nicht beleidigt wurde. Dieſer führte den Julian auf ſeinem Wagen in den Palaſt; der leztere aber, deſſen Beſorgniſſe durch alles dieſes freundſchaftliche Betragen nicht geſtillt wurden, murmelte bey ſich folgende Stelle des Homers her, an die ihn ſein kayſerlicher Purpur erinnerte:

„Ihn ergriff der purpurfarbene Todt und die mächtige Parze.„

Er war wenigſtens mit allen dieſen Ehrenbezeigungen nur in einen neuen Stand der ſtrengſten Ab-

Abhängigkeit, oder der Knechtſchaft, wie er ſie ſelbſt nennt, getreten. Zwar gab ihm Conſtantius, wenige Tage darauf, nach dem Rathe der Kayſerinn, ſeine Schweſter Helena zur Gemahlinn. Allein im übrigen ward er in einer verſchloſſenen Wohnung, und unter einer Wache, als ein Gefangener gehalten. Man veränderte unter dem Vorwande, ſeinen Hofſtaat feſtzuſezen, alle ſeine Hausgenoſſen, damit ſie ihm keine Briefe von ſeinen Freunden zutragen möchten, und ließ ihm nur viere ſeiner alten. Davon waren zween noch ſehr jung; die beyden andern aber waren Evemerus, der Aufſeher ſeiner Büchersammlung, der es allein in ſeinem Hauſe wußte, daß er dem Götzendienſte zugethan ſey, ihm auch dabey beförderlich war, und ſein Arzt Oribaſius. Er ſelbſt hielt manche ſeiner Freunde, die ihn beſuchen wollten, davon ab, weil man ihn zu ſcharf beobachtete, und ſolche Zuſammenkünfte zu ihrem beyderſeitigen Unglück hätten ausſchlagen können. Es offenbarte ſich jezt, daß der Kayſer, der durch Julians Erhebung ſich ſo viele Gewalt angethan hatte, ſich hinwiederum durch ſeine Einſchränckung Schadloß zu halten, ihm nichts als den Nahmen eines Cäſar übrig zu laſſen ſuchte. Er ſollte zwar die Statthalterſchaft von Gallien führen; allein die höchſte Gewalt daſelbſt war eigentlich zween Befehlshabern, die gleichſam ſeine Aufſeher waren, und über die Soldaten beſonders dem Marcellus anvertrauet. Der Kayſer nahm ſich ſogar die Mühe, mit eigener Hand einen weitläuftigen Aufſaz niederzuſchreiben, in welchem alles, was Julian thun ſollte, vorgeſchrieben war: ſogar was ihm zur Mahlzeit aufgetragen werden ſollte, war darinne angegeben. Man ſagte daher, es hätte das Anſehen, als wenn der Kayſer einen

Stief-

Stieffsohn zum Studieren fortſchickte. Nur die Kayſerinn Euſebia blieb Julians aufrichtige und edelmüthige Freundinn. Unter vielen andern Geſchencken gab ſie ihm eine treffliche Sammlung von den beſten Wercken der griechiſchen Schriftſteller, weil er faſt alle ſeine Bücher in Aſien zurück gelaſſen hatte.

Gegen das Ende des Jahrs 355. reiſte Julian mit einer Bedeckung von dreyhundert und ſechszig Soldaten nach Gallien. Er war noch nicht weit gekommen, als er eine Nachricht hörte, die man bereits am kayſerlichen Hofe gewußt, aber mit Bedacht verborgen hatte, daß die Deutſchen Colonia Agrippina, eine der anſehnlichſten Römiſchen Pflanzſtädte am Rhein, woraus das heutige Cölln erwachſen iſt, zerſtört hätten. Dieſes machte ihn, als ein übles Anzeigen für ſeine Regierung in jenen Gegenden, traurig, und er klagte oft mit den Worten, alles was er erlangt hätte, wäre dieſes, daß er unter weit mehr Beſchäftigungen umkommen würde. Man ſagte damals würcklich, Conſtantius hätte ihn nur darum gegen die Barbaren abgeſchickt, damit er in dieſem Kriege das Leben verlieren möchte: eine Vermuthung, die vielleicht, ohne wahr zu ſeyn, aus der bekannten Gemüthsart des Kayſers gezogen wurde. Er ward unterdeſſen in Gallien mit außerordentlichen Freudensbezeigungen aufgenommen: man ſah ihn ſchon als den gewiſſen Retter dieſes Landes an. Verſchiedene kleine Ahndungen, oder vielmehr ſehr natürliche Vorfälle, die man ohne beſondere Scharfſicht auf die Zukunft deuten konnte, haben auch damals, nach der alten Schwachheit der Menſchen zu allen Zeiten, bey vielen einen großen Eindruck gemacht. So betrachtete man es

als

als eine ſichere Vorbedeutung der kayſerlichen Würde, daß eine von den aus Blättern verfertigten Kronen, die man beym Einzuge der Fürſten auf den Straßen zwiſchen zwo Säulen aufzuhängen pflegte, gerade auf Julians Kopf fiel, als er durch eine kleine Stadt zog. Auch rief eine alte blinde Frau zu Vienne, als ſie hörte, es ſey Julian, dem alle Einwohner entgegen giengen, aus, dieſer würde die Tempel der Götter wieder herſtellen. Allem Anſehen nach konnten damals ſchon viele dieſes mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vorherſagen.

Gallien befand ſich bey Julians Ankunft großentheils in einem ſehr unglücklichen Zuſtande. Um die kurz vorher daſelbſt entſtandene gefährliche Empörung des Magnentius zu unterdrücken, hatte der Kayſer verſchiedene deutſche Völcker durch Briefe und Geld bewogen, Gallien zu verheeren. Dieſes niederträchtige Mittel aber verurſachte ihm beynahe den Verluſt der ganzen Provinz. Magnentius war beſiegt und umgekommen; aber die Deutſchen konnten nunmehr nicht dahin gebracht werden, ein Land zu verlaſſen, wo ſie ohne allen Widerſtand unſägliche Beute machten. Julian traf fünf und vierzig verwüſtete Städte an, und viele Schlöſſer, die ein gleiches Schickſal gehabt hatten: eine große Strecke Landes war in den Händen der Deutſchen; noch viel weiter lag alles unbewohnt und unangebauet; ja einige Städte, denen ſie ſich noch nicht genähert hatten, waren ſchon von Einwohnern leer. Dieſe Völcker, welche man Barbaren nannte, bloß weil ſie keine Römer, wohl aber dieſen fürchterlich geworden waren, hießen hauptſächlich die Alemannen; ihr Sitz war in dem heutigen Schwaben: mit ihnen aber hatten ſich auch

die

die Francken und Sachſen, die weiter hinauf längſt dem Rheine wohnten, verbunden. Gegen dieſe ſtreitbare und zahlreiche Feinde wurde ein Prinz von vier und zwanzig Jahren abgeſchickt, der niemals einige Uebung in der Kriegskunſt gehabt hatte, an Arbeiten von einer ganz entgegen geſezten Art gewohnt war, und der, nach dem eigenen Ausdrucke des Kayſers, nur ſein Bild in Gallien herumtragen ſollte. Conſtantius ſcheint ſich alſo bloß darauf verlaſſen zu haben, daß der Nahme und die Gegenwart eines kayſerlichen Prinzen voll Lebhaftigkeit und einnehmender Sitten, auch ſeine perſönliche Tapferkeit vor den Augen der Kriegsvölcker, der Geſchicklichkeit der römiſchen Feldherren in Gallien ein ausnehmendes Gewicht beylegen, und die allgemeine Muthloſigkeit daſelbſt aufheben werde.

Kaum aber war Julianus in Gallien angekommen, als er Beweiſe gab, daß er zum Feldherrn und überhaupt zu großen Unternehmungen von mehr als einer Gattung gebohren ſey. Man hat ihn mit dem Lucullus verglichen, der, ohne den Krieg anders als aus Büchern gekannt zu haben, doch in ſeinem erſten Feldzuge ein bewundernswürdiger Sieger ward. Allein der junge Cäſar iſt dem bejahrten Feldherrn vielleicht noch vorzuziehen, weil ihn ſeine ganze Erziehung vom Kriegeriſchen weit entfernte, und weil er auch bey der Anführung der Kriegsvölcker beſondere Hinderniſſe zu überſteigen hatte. Nachdem er den Winter zu Vienne viele Zurüſtungen angeſtellt hatte, hörte er, daß die Deutſchen Auguſtodunum (jezt Autün) vergeblich belagert hätten. Sogleich entſchloß er ſich, gleich einem erfahrnen Befehlshaber, ihnen auf ihrem unordentlichen Rückzuge nachzuſezen, und begab

begab ſich im Sommer des Jahrs 356. ob ihn gleich ſeine Hofbedienten bey allerley Ergözlichkeiten zurückzuhalten ſuchten, in die gedachte Stadt. Hier berathſchlagte er mit Kennern der Gegend, was er vor einen Weg zu nehmen hätte, um die Barbaren über Autißiodorum, (welches jezt Auxerre heißt,) zu erreichen. Von zween Wegen, welche man ihm zu dieſer Stadt vorſchlug, wählte er den kürzern, aber ſehr gefährlichen, weil man ihm ſagte, daß vor kurzem ein ſehr geſchickter Feldherr durch denſelben, wiewohl mit großer Beſchwerlichkeit, gezogen ſey: er wollte nicht weniger Kühnheit zeigen als dieſer, und kam glücklich dahin. Nach einer kurzen Ruhezeit führte er ſeine Kriegsvölcker nach Tricaßium, das heutige Troyes; unterwegens ward er von großen Hauffen der Feinde angegriffen, die er aber alle zurückſchlug, und er kam bey der erſtgenannten Stadt ſo unerwartet an, daß man ihm kaum wegen der überall herum ſchwärmenden Feinde die Thore öffnen wollte. Er eilte denſelben immer weiter über Rheims nach, und war im Begriff, bey Decem Pagi, (welches man vor Dieuze in Lothringen hält,) mit ihnen zu fechten, als ſie an einem trüben Tage ſein Heer im Rücken überfielen, und ohne eine ſchleunige Hülfe einen Theil deſſelben zu Grunde gerichtet haben würden. Dieſes lehrte ihn mehr Behutſamkeit in ſeinen folgenden Zügen, woran es ihm allein noch fehlte. Endlich kam es bey Brumt, zwiſchen Straßburg und Hagenau, zum Treffen, welches die Alemannen verloren. Julian beſezte nunmehr Cölln wieder, deſſen Mauern er aufrichtete: denn die Deutſchen zerſtörten eben deswegen die Städte, weil ſie in denſelben eingeſchloſſen zu werden befürchteten. Hierauf ſahen ſich

einige Könige der Francken genöthigt, Friede mit ihm zu ſchließen.

Er gedachte den darauf folgenden Winter unter allerhand Vorbereitungen zur Fortſezung des Kriegs, zu Senones, dem heutigen Sens, zuzubringen. Plözlich aber belagerte ihn eine große Menge Deutſcher in dieſer Stadt. Seine Beſazung war ſo ſchwach, daß er keinen Ausfall mit derſelben wagen konnte; gleichwohl vertheidigte er die Stadt, indem er ſich ſelbſt Tag und Nacht in den Feſtungswercken mit ſeinen Soldaten befand, mit aller Tapferkeit, und nöthigte die Feinde, nach dreyßig Tagen abzuziehen. Marcellus, der mit einer guten Anzahl Kriegsvölcker in der Nähe ſtand, ließ ihn doch ohne alle Hülfe; entweder aus Eiferſucht, oder weil er glaubte, die kayſerlichen Verhaltungsbefehle hätten zur Abſicht, den Prinzen umkommen zu laſſen. So rühmlich ihm auch dieſer erſte Feldzug geweſen war, in welchem er Gallien von den Allemannen größtentheils befreyet hatte; ſo ſagt er doch, derſelbe ſey nicht ſehr glücklich ausgefallen: vermuthlich weil ihn die geheimen Feinde, mit denen er umgeben war, hinderten, ſo entſcheidende Thaten als er wünſchte, zu vollführen.

Er fand darauf auch große Schwierigkeiten, ſeine Soldaten in einem verheerten Lande mit Lebensmitteln zu verſehen. Um deſto mehr gab er ſelbſt das vornehmſte Beyſpiel der Mäßigkeit. Er ließ ſich nicht einmal alle Speiſen auftragen, die der Kayſer in dem obengedachten Verzeichniß für ſeine Tafel beſtimmt hatte, insbeſondere keine Faſanen und gewiſſe Leckerbiſſen der Römer: die Nahrung des geringſten Soldaten war auch die ſeinige. Daher

her ſchlief er auch ſehr wenig, und theilte die Nächte zu dreyerley Abſichten ein: zur Ruhe, zu den öffentlichen Angelegenheiten, und zum Studieren. Er konnte in jeder Stunde des Nachts aufwachen, und ſtand immer um Mitternacht von ſeinem Bette auf, das bloß aus einem Teppich und einer Haut beſtand.

Der Kayſer ließ ihm endlich mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Marcellus, der ihn ſo ſchändlich verlaſſen hatte, ward ſeiner Feldherrnſtelle beraubt, und Julianus wurde nun ſelbſt, auf Empfelung der Kayſerinn, zum oberſten Befehlshaber des Heeres ernannt: einer Würde, die man vielleicht anfänglich wegen ſeiner Jugend und des Mangels an Erfahrung ihm beyzulegen Bedencken trug. Da ihn hierauf Marcellus an dem Hofe des Kayſers verleumdete, widerlegte Eutherius, Julians oberſter Kammerherr, den er deswegen nach Meyland geſchickt hatte, die Beſchuldigungen deſſelben vollkommen. Severus kam nun nach Gallien, um unter ihm zu dienen, und er war mit dieſem Feldherrn deſto beſſer zufrieden.

Mittlerweile fiengen die Alemannen im Jahr 357. ihre Streifereyen von neuem in ungeheurer Menge und mit einer ungewöhnlichen Wuth an. Conſtantius ſuchte ſie daher zwiſchen zwey Römiſchen Heeren einzuſchließen. Mit dem einen ſollte Julian von Rheims her anrücken; das andere aber ſollte vom Barbatio aus Italien in die Gegend des jezigen Canton Baſel geführt werden. Dieſe beyden Heere kamen einander immer näher; allein die Deutſchen wußten mitten zwiſchen denſelben bis Lugdunum oder das jezige Lyon vorzudrin-

gen, wo ſie die umliegende Gegend verwüſteten. Julian verſperrte den meiſten derſelben den Rückweg, ſo daß ſie mit der Beute auch das Leben verloren. Nur diejenigen von ihnen kehrten ruhig wieder zurück, die nicht weit von dem Lager des Barbatio vorbey zogen: denn dieſer Feldherr opferte ſelbſt das Beſte des Reichs ſeinem Neide gegen Julians Glück auf. Aus Furcht vor den Römiſchen Heeren verſchanzten ſich darauf die Deutſchen, welche über den Rhein gegangen waren, in Gegenden von einer ſehr vortheilhaften Lage; andere aber ſezten ſich auf den Inſeln in dieſem Fluße feſt, und forderten gleichſam von dannen durch Schimpfworte die Römer heraus. Julian brannte vor Begierde ſich an ihnen zu rächen; aber da er ſich zu dieſer Abſicht vom Barbatio eine Anzahl Schiffe ausbat, ließ ſie dieſer vielmehr verbrennen. Er ergriff alſo ein dreiſteres Mittel, indem er einige leichte Kriegsvölcker durch Waten und Schwimmen auf einer von dieſen Inſeln und bald auf mehrern landen ließ, wo ſie alle Einwohner niedermachten. Dadurch wurden endlich die übrigen Deutſchen genöthigt, auch dieſe Zuflucht zu verlaſſen. Hierauf ſtellte Julian die Feſtung Tres Tabernä (jezt Elſaß Zabern) wieder her, welche überaus dienlich dazu war, ihnen den Eingang nach Gallien zu verwehren. Das geſchah nicht nur mit ungemeiner Geſchwindigkeit, ſondern er verſah auch die Beſazung, welche er hinein legte, auf ein Jahr lang mit Lebensmitteln, die er mit ziemlicher Gefahr aus dem feindlichen Lande ſelbſt hatte ſammeln laſſen. Auf gleiche Art verſorgte er ſein Heer auf zwanzig Tage, und ſeine Soldaten ließen ſich deſto williger dazu gebrauchen, weil ſie äußerſt erbittert auf den Barbatio waren, welcher die Zufuhre, die eben angelangt

langt war, theils an ſich geriſſen, theils verbrannt hatte. Man konnte ein ſo unſinniges Betragen dieſes Feldherrn kaum erklären: es ſchien nicht ohne Befehl des Kayſers beobachtet zu werden, und beſtärckte das immer mehr ſich ausbreitende Gerücht, Julian ſey bloß deswegen nach Gallien geſchickt worden, damit er auf eine gute Art aus dem Wege geräumt würde. Zulezt erlitt Barbatio ſelbſt eine ſchimpfliche Niederlage von den Deutſchen; legte aber darauf ſeine Kriegsvölcker mitten im Sommer in die Winterruhe, und begab ſich an den Hof, um den Cäſar daſelbſt verhaßt zu machen.

Dieſer war alſo mit dreyzehntauſend Mann allein geblieben. So günſtiger Umſtände bedienten ſich die Alemannen, verſammleten ſich, fünf und dreyßig tauſend an der Zahl, bey Straßburg, (damals Argentoratum) und glaubten gar nicht, daß ſie Julian erwartet haben würde. Sie wurden von ſieben Königen angeführt, unter welchen Chnodomar der vornehmſte und berühmteſte war: ein kühner und tapferer Fürſt, der ehemals den Cäſar Decentius überwunden, und lange Zeit Gallien nach ſeinem Gefallen durchgeſtreift hatte. Durch alles dieſes ward ſein Vertrauen ſo ſehr erhöht, daß er Abgeordnete an den Julian ſandte, welche ziemlich gebieteriſch verlangten, er ſollte ſich aus einem Lande wegbegeben, das ſie durch ihre Waffen erobert hätten: zugleich zeigten ſie das Schreiben des Conſtantius vor, durch welches er ihnen den Beſiz dieſes Landes ertheilt hatte. Julian lachte über ihre ſtolze Forderung, behielt ſie aber, unter dem Vorwande, ſie wären Kundſchafter, bis nach der Schlacht bey ſich: vermuthlich, damit ſie den Feinden keine Nachricht von ſeinen Anſtalten, (denn

die Stärcke ſeines Heers kannten ſie bereits,) geben möchten. Er rückte darauf den Alemannen entgegen, und kam gegen den Mittag eines ſehr heißen Tags im Jahr 357. nicht weit von ihrem Lager an. Daſelbſt ſtellte er eine weiſe Ueberlegung an, die er auch ſeinen Soldaten bekannt machte. Er erinnerte ſie, daß ſie ermüdet von ihrem Zuge, in den nachtheiligſten Umſtänden mit ſehr muntern Feinden würden fechten müſſen; da ſie hingegen durch Schlaf und Nahrung erquickt, am folgenden Morgen ſich einen deſto gewiſſern Sieg verſprechen könnten. Allein die Soldaten waren ſo begierig nach einer Schlacht, daß ſie ihn ſeine Rede nicht zu Ende bringen ließen, vor Ungeduld mit den Zähnen knirſchten, und, welches nach ihren Sitten ein Mercknial des Zorns war, ihre Schilde und Spieſe zuſammen ſtießen. Sie gründeten ihre Hoffnungen auf den glücklichen Erfolg des vorigen Jahres; allein jezt hatte ſich die ganze Verfaſſung des Kriegs geändert; und für ſie war es ungemein bedencklich, etwas übereiltes zu wagen. Julian konnte jedoch ihrem ungeſtümen Eifer nicht länger widerſtreben.

Bey einer ſo wichtigen Unternehmung als die darauf folgende Schlacht unweit Straßburg war, zeigte ſich ſeine kriegeriſche Geſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfange. Noch ehe ſie angieng, gab er den in Schlachtordnung ſtehenden Soldaten zu erkennen, daß, wenn ſie ihn gleich zu derſelben genöthigt hätten, doch nunmehr keine wilde Wuth, ſondern Tapferkeit mit Klugheit verbunden, und die Beobachtung ſeiner Befehle alles ausrichten müßte. Er erinnerte ſie überhaupt, dieſes wäre der lang gewünſchte Tag, an welchem ſie ſo viele Schandflecken,

cken, die bisher der Würde des Römiſchen Nahmens zugefügt worden wären, tilgen könnten, und dieſes wären die Barbaren, welche ihre Raſerey zu ihrem Verderben hieher gezwungen hätte. Indem er den alten Soldaten ihre gehörige Stellung gab, ſagte er zu ihnen: Kommt, tapfre Männer, laßt uns mit der nöthigen Tapferkeit den Schimpf auslöſchen, den unſre Parthey oft erlitten hat, und bey deſſen Betrachtung ich den Nahmen eines Cäſar mit Zaudern angenommen habe. Diejenigen aber, von welchen er voraus ſah, daß ſie die Kriegszucht leicht übertreten dürften, warnte er, den Feinden weder ſo hitzig nachzuſezen, daß dadurch der Sieg wieder entwiſchen könnte; noch eher als in der äußerſten Noth zu weichen. „Denn, ſezte er „hinzu, wenn ihr flieht, ſo verlaſſe ich euch ganz ge„wiß; wenn ihr aber die Feinde auf eine vorſichtige „Art verfolgt, ſo werde ich mich gleichfals unter „euch mengen.„ Er ſchien vorhergeſehen zu haben, was ſich würcklich zutrug. Die Deutſchen fochten, wie allemal wenn ſie gut angeführt worden ſind, überaus muthig und ſtandhaft; lange war der Sieg zweifelhaft; ja die Römiſche Reiterey war ſchon auf die Flucht bedacht. Julian ſah es: er ſprengte zu ihr hin, und ſtellte ſich ihr gleichſam als einen Riegel vor; ſobald ſie ihn auch erkannte, kehrte ſie ſich wieder gegen die Feinde um. Der zweydeutige Zuſtand des Gefechtes rieth ihm nur gelinde Vorwürfe an. Wohin wollen wir denn „weichen, rief er, tapfere Männer. Wißt ihr „denn nicht, daß die Flucht, an Statt eine Rettung zu finden, vielmehr nur eine vergebliche und „thörichte Bemühung anzeige? Laßt uns zu den „unſrigen zurückkehren; wir werden wenigſtens Antheil an ihrem Ruhm nehmen, wenn wir ſie gleich,

„indem ſie für den Staat fechten, unbeſonnen ver-
„laſſen.„ Durch dieſe Reden brachte er würcklich die ganze Reiterey zu ihrer Schuldigkeit zurück: es war Zeit, daß dieſes geſchah, weil die Deutſchen ſchon in das Fußvolck eingebrochen waren. Endlich nachdem beyde Theile einander geraume Zeit das Gleichgewicht gehalten hatten, die Deutſchen durch die Größe und Stärcke des Leibes, und durch die wildeſte Hitze; die Römer aber durch Erfahrung, Behendigkeit, einen mehr geſezten und vorſichtigen Muth, mußten freylich die leztern ſiegen. Auch alsdenn trug Julian noch viel dazu bey, dieſes Vortheils verſichert zu ſeyn: er hinderte nebſt den übrigen Befehlshabern die Soldaten, daß ſie ſich nicht in den Rhein ſtürzten, um den Feinden, welche über dieſen Fluß zu entkommen ſuchten, das Leben zu nehmen.

Ihm koſtete dieſer Sieg nur zweyhundert und drey und vierzig Soldaten, nebſt vier Befehlshabern; den Feinden hingegen ſechstauſend Todte auf dem Wahlplatze, und ungleich mehrere, die durch den Strom fortgeriſſen wurden. Chnodomar ſelbſt ward gefangen; Julian begegnete ihm ſehr gütig, und an Statt ihn in Gallien, deſſen Schröcken er lange geweſen war, herumführen zu laſſen, ſchickte er ihn an den Kayſer. Die Soldaten erkannten nun erſt völlig den Werth ihres Feldherrn: ſie riefen ihn einmüthig zum Kayſer aus; er aber gab ihnen deswegen einen Verweis, und betheuerte mit einem Eyde, daß er dieſe Würde weder hoffen noch annehmen wolle. Unterdeſſen hatte er Ruhm genug durch dieſe glänzende That erworben: Gallien war auf lange Zeit von den Deutſchen befreyt; den Römiſchen Soldaten war ihr alter Muth

und

und ihre faſt verlorne Ehre wieder gegeben wor-den: und dieſes bey ſolcher Ueberlegenheit der Fein-de; in dem erſten Verſuche dieſer Art, den er in ſeiner frühen Jugend machte; unter andern merck-würdigen Umſtänden, die nicht wiederholt zu wer-den brauchen.

Allein die Hofleute ſpotteten ſeiner vielmehr, weil ſie wußten, daß dieſes dem Kayſer angenehm ſey. Sie nannten ihn, wegen der häuffigen Be-richte, die er von ſeinen Siegen über die Deutſchen einſchickte, Victorinus: und man bemerckte da-bey zugleich, daß ſie auf eine boshafte Art zu ver-ſtehen gaben, Julian könnte wohl dereinſt, wie ehemals der Feldherr Victorinus in Gallien, ſich gegen den Kayſer empören. Dieſen hingegen be-redeten ſie, er habe ein Recht ſich alles zuzueignen, was unter ſeiner Regierung und klugen Aufſicht vorgienge. Ob er alſo gleich am Tage der Schlacht bey Straßburg, vierzig Tagereiſen davon entfernt war; ſprach er doch in einem Edikte von derſelben, als wenn er ſelbſt dabey gegenwärtig geweſen wäre, alles angeordnet und ausgeführt hätte: Julians aber gedachte er darinne mit keinem Worte.

Eben die Beſcheidenheit des leztern ſcheint ihm eine ſolche Ungerechtigkeit vornemlich zugezogen zu haben. Er war jedoch nur darauf bedacht, ſeinen Sieg zu nüzen. Nachdem er die Todten von bey-den Seiten, weil er ſie keinen Raub der Vögel werden laſſen wollte, hatte begraben laſſen, mach-te er ſich fertig nach Maynz (damals Moguntiacum) zu ziehen, um über eine daſelbſt zu ſchlagende Brü-cke in Deutſchland einzudringen. Sein Heer, das ſich nach der Ruhe ſehnte, weigerte ſich ihm dahin

zu folgen; allein durch beredtes und freundliches Zureden brachte er es bald zum Gehorſam: er wurde auch von ſeinen Soldaten geliebt, da ſie wohl wußten, daß er ſich mehr Arbeit als ihnen aufzulegen pflegte. Er fiel alſo an dem gedachten Orte in das feindliche Land ein. Die Deutſchen baten ihn verſtellter Weiſe um Frieden, damit ſie Zeit gewinnen möchten ſich zu erholen; bald aber ließen ſie ihn mit dem heftigſten Kriege bedrohen, wenn er ihr Gebiete nicht verlaſſen würde. Julian kehrte ſich an keines von beyden; er fand vielmehr Mittel, die Feinde aus den engen Päſſen zu vertreiben, welche ſie beſezt hatten, und ſie flüchteten ſich über den Mayn. Er machte auch ſchon Anſtalt, ſich den Weg durch einen finſtern Wald zu bahnen, wo die Feinde mancherley Hinterhalt gelegt hatten; allein Kälte und Schnee nöthigten ihn davon abzuſtehen. Doch richtete er, um ſich in dieſen Gegenden zu behaupten, die Feſtung wieder auf, welche Trajan ehemals daſelbſt, (vermuthlich in der Nähe von dem jezigen Franckfurt am Mayn,) gebauet hatte: er verſah ſie auch mit Soldaten und Lebensmitteln. Ueber dieſen bleibenden Sitz der Römer in ihrem Lande wurden die Deutſchen ſo beſtürzt, daß ſie um Frieden baten. Julian bewilligte ihnen denſelben nur auf zehn Monathe; dieſe Zeit brauchte er ohngefähr, um den eingenommenen Platz gehörig zu befeſtigen. Drey ihrer Könige beſchworen dieſen Stillſtand; ſie verſprachen auch die Feſtung mit Korn zu verſorgen, und hielten es. Von dieſem ſo ſiegreich geendigten Kriege urtheilten Julians Feinde nicht ganz unrichtig, er habe deswegen ſo viele Tapferkeit in demſelben bezeigt, weil er es vor rühmlicher gehalten habe, fechtend zu ſterben, als gleich einem Miſſethäter,

wie

wie ſein Bruder Gallus, und wie ſie es auch von ihm hofften, umgebracht zu werden.

Während daß er mit ſeinem Heere ſo weit entfernt war, hatte ein großer Hauffen Francken längſt der Maaß eine Streiferey vorgenommen. Da ſie ihn aber zurückkommen ſahen, zogen ſie ſich in zwey Schlößer, welche die Römer ehemals verlaſſen hatten. Allein Julian ließ ihnen nicht Zeit, ſich daſelbſt feſtzuſezen. Er belagerte ſie am Ende des Jahrs 357. und bis in den Anfang des folgenden, faſt zwey Monathe lang. Endlich da ſie auf das Aeußerſte gebracht waren, und er befürchten mußte, ſie möchten bey einer dunckeln Nacht auf dem gefrornen Fluſſe entwiſchen, ließ er ſeine Soldaten die ganze Nacht hindurch auf Wachtſchiffen herumfahren, und den Fluß aufeiſen. Als ſie ſich darauf ergeben hatten, ſchickte er ſie ſogleich an den Hof des Kayſers: vermuthlich, weil ihr tapferer Widerſtand eine Stelle unter den Römiſchen Kriegsvölckern verdiente.

Den übrigen Theil des Winters brachte Julian zu Paris, oder, wie es damals noch genannt wurde, zu Lutecia zu, das die Pariſer, ein galliſches Volck, angelegt hatten. Dieſe Stadt nahm zu ſeiner Zeit nur die Inſel auf der Seine ein; war aber durch die römiſchen Einwohner ſchon mit anſehnlichen öffentlichen Gebäuden bereichert worden. Julian, dem dieſer Aufenthalt ſehr gefiel, und der auch einen Palaſt daſelbſt erbauet hat, von dem man noch einige geringe Ueberbleibſale zeigt, machte ſich daſelbſt und in ganz Gallien immer beliebter. Er hatte das Land von ſeinen Feinden befreyet, und regierte es auf die ruhmwürdigſte Art.

Seine

Seine Enthaltſamkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt, war ein überaus ſeltenes Beyſpiel an einem Statthalter: ſie gieng bey ihm zuweilen bis zu einer tadelhaften Härte. Er wollte unter andern den Winter, wie in wärmern Ländern, in ungeheizten Stuben aushalten: die Kälte war einmal außerordentlich heftig; doch blieb er bey ſeinem Sinne. Und da er endlich nur einige glühende Kohlen hineinbringen ließ, zog er ſich dadurch einen gefährlichen Anfall auf ſeine Geſundheit zu.

Die Wiſſenſchaften blieben noch immer ſeine liebſte Beſchäftigung, hauptſächlich in den Stunden, welche er dem Schlafe entriß. Mit unerſättlicher Begierde ergab er ſich der Philoſophie, und ſuchte in derſelben einen Unterhalt für ſeinen Geiſt, der das Erhabene vor allen andern zu kennen begehrte. Auf die Dichtkunſt und noch mehr auf die Beredſamkeit, ingleichen auf die Römiſche und auswärtige Geſchichte wandte er ebenfals vielen Fleiß. Er lernte ſich ziemlich wohl im Lateiniſchen auszudrücken; aber ungleich beſſer in der griechiſchen Sprache. Da er noch als Cäſar mit den Soldaten einen Tanz in den Waffen lernen mußte, beſchwerte er ſich darüber, daß ihm eine ſeinen Kräften ſo fremde Laſt aufgelegt würde, und rief öfters voll Sehnſucht nach ſeinem Plato. Verſchiedene Gelehrten kamen, weil ſie ſeine Neigung kannten, zu ihm nach Gallien: er machte Verſe zu ihrem Lobe, und ſcheint ihnen keine größern Belohnungen haben geben können, oder ihrer würdig gehalten zu haben.

Doch von dieſen Seiten ſorgte er mehr für ſich ſelbſt; in der weiſen und leutſeeligen Staatsverwaltung

waltung hingegen, da er die Liebe zu den Unterthanen, Gerechtigkeit und unermüdete Aufmerckſamkeit auf das gemeine Beſte mit einander verband, war er eigentlich Cäſar. Vorzüglich beſtrebte er ſich den Ruhm der Gnade zu erlangen. Den Entführer eines Frauenzimmers verbannte er nur: die Eltern beklagten ſich darüber, daß ihn Julian nicht zum Tode verurtheilte; er antwortete aber darauf, die Geſeze möchten ihn immer einer zu großen Nachſicht beſchuldigen; ein Kayſer von ſanften Geſinnungen müßte dieſe übertreffen. Wenn er ſich in den Feldzug begeben wollte, und Beſchwerden vor ihn gebracht wurden, verwies er dieſelben an die Unterſtatthalter; bey ſeiner Zurückkunft aber linderte er die Strafen, welche den Verbrechern zuerkannt worden waren, ſo weit es die Billigkeit erlaubte. Ueberhaupt mußte dasjenige ſcharf bewieſen ſeyn, was von ihm beſtraft werden ſollte: und er unterſuchte daher gerne ſelbſt wichtige Streithändel. Man klagte den Numerius, der über einen Theil von Gallien Statthalter geweſen war, der Raubſucht an; man konnte ihn aber, da er alles leugnete, nicht genugſam überzeugen. Der Sachwalter ſeiner Gegner, Delphidius, ein ſehr heftiger Redner, rief vor Verdruß darüber aus: „Wer „wird wohl, vortrefflicher Cäſar! jemals ſchuldig „heißen können, wenn es genug iſt, daß man leug„net?„ Gleich verſezte Julian darauf ſehr richtig: „Wer wird aber unſchuldig ſeyn können, wenn „es genug iſt, daß man verklagt?„

Deſto unpartheyiſcher betrug er ſich gegen offenbare Mißhandlungen, wenn gleich die angeſehenſten Männer daran Antheil hatten. Ein ſolcher war Florentius, der oberſte Staatsbediente in

Gallien.

Gallien. Da man einen von den Statthaltern wegen ſeiner Gelderpreſſungen bey ihm verklagt hatte, und er ſich bewußt war, mit demſelben in eigennüzigen Verbindungen geſtanden zu haben, wollte er anfänglich kein Urtheil über ihn fällen; aber endlich ſprach er ihn loß. Man bezeigte darüber ſo viel Mißvergnügen, daß Florentius die Sache Julians Entſcheidung überließ. Dieſer hatte alle Urſache, mit dem Staatsbedienten ein gutes Vernehmen zu unterhalten, der unmittelbar unter dem Kayſer ſtand, und durch ſeine Berichte ihm ſehr viel ſchaden konnte. Allein nachdem er dieſe Unterſuchung vergebens von ſich abgelehnt hatte, verurtheilte er den Statthalter, wie er es verdiente.

Gegen eben dieſen mächtigen Mann verfuhr er zum Dienſte des gemeinen Weſens noch beherzter. So kurz auch ſeine erſte Winterruhe zu Paris war; ſo machte er ſich doch während derſelben mit der ganzen damaligen Verfaſſung der Steuern in Gallien bekannt, um die Bedrückungen abzuſtellen, welche die Beſizer von liegenden Gründen litten. Als ihm daher Florentius vorſtellte, er habe nach einer genauen Berechnung gefunden, daß man dasjenige, was die Kopfſteuer zu wenig einbrächte, durch eine außerordentliche Geldhülfe würde einfordern müſſen: verſicherte Julian, daß er eher das Leben verlieren, als dieſes zugeben wolle; denn er wußte, daß durch ſolche Erhöhung der ordentlichen Steuern ganze Provinzen am erſten zu Grunde gerichtet worden waren. Florentius ſchrieb nach der Gewohnheit ſolcher Leute, er könne es nicht leiden, daß er plözlich zu einem ungetreuen Diener des Kayſers gemacht werden ſollte, der ihm doch die höchſte Beſorgung dieſer Angelegenheiten vertrauet hätte.

hätte. Seinen Zorn beſänftigte Julian dadurch, daß er ihm durch eine ſehr ſorgfältige Rechnung zeigte, die gewöhnliche Kopfſteuer ſey nicht allein hinlänglich, ſondern trage auch noch mehr ein, als die öffentlichen Bedürfniſſe verlangten.

Gleichwohl ſchickte ihm Florentius einige Zeit darauf einen von ihm aufgeſezten Befehl, durch welchen die Kopfſteuer erhöhet wurde, zu, damit ihn Julian unterzeichnen möchte. Statt deſſen wollte ihn dieſer nicht einmal vorleſen laſſen, und warf ihn auf die Erde. Dadurch wurde der Staatsbediente ſo ſehr aufgebracht, daß er ihm die ſchmähſüchtigſten Aufſäze zuſandte. Julian, der dazu weder gänzlich ſchweigen, noch ſich bey ſeinen Umſtänden in weitläuftige Streitigkeiten einlaſſen konnte, begnügte ſich, in Gegenwart einiger, die es, wie er mußte, dem Florentius hinterbringen würden, zu ſagen: „Ich hoffe doch gewiß, daß er ſich „in ſeinen Aufſäzen beſſern wird; denn bisher hat er „ſich darinne ſehr ungebührlich betragen.„ Er beſſerte ſich, nachdem er dieſes vernommen hatte, ſo wenig, daß er vielmehr allen Wohlſtand ablegte, und ſich gleich einem Wüterich gegen den Julian bezeigte. „Was ſollte ein Verehrer des Pla„to und Ariſtoteles dabey anders thun? ſchreibt „Julian an den Oribaſius. Sollte ich wohl die „armen Leute den Dieben überlaſſen? oder ihnen „nicht vielmehr nach meinem Vermögen beyſtehen? „Es ſcheint mir, daß ſie ohnedieß ſchon wegen der „gottloſen Werckſtätte dieſer Menſchen ihren Tod„tengeſang anſtimmen. Ich halte es in der That „vor ſchimpflich, daß man einen Oberſten, der ſeinen Poſten verläßt, wenn er ihn gleich nicht anders als mit dem Verluſte ſeines Lebens hätte be-

„haupten

„haupten können, verurtheilt, und ihn nicht ein„mal eines Begräbniſſes würdig ſchäzt; und hin„gegen den Poſten verläßt, den man zur Vertheidigung ſolcher armen Leute eingenommen hat: zumal „da man gegen ſolche Diebe zu fechten hat, und „da Gott mit uns ſtreitet, ſo wie er uns in die „Schlachtordnung geſtellt hat. Sollten wir auch „etwas dabey leiden müſſen: ſo iſt es kein geringer „Troſt, mit einem guten Gewiſſen abzugehen. „Möchten mir nur die Götter den rechtſchaffenen „Salluſtius verleihen! Wenn man uns auch des„wegen einen Nachfolger ernennen ſollte: ſo wird „dieſes kein ſehr großes Unglück ſeyn. Denn es „iſt beſſer, eine kurze Zeit gut zuzubringen, als „eine lange übel.„

Bey ſolchen Geſinnungen, und indem er ſeine Pflicht beobachtete, konnte Julian zufrieden ſeyn, wenn er gleich nicht immer in ſeinen Abſichten glücklich war. Salluſtius, den er ſich zum Gehülfen wünſchte, war ein heydniſcher Befehlshaber in Gallien, gelehrt und mit ſeiner Gemüthsart ſehr übereinſtimmend. Er bekam bald Julians Vertrauen, und ertheilte ihm dafür ſeine Rathſchläge und Erinnerungen mit der Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Man ſagte daher öffentlich, alles Rühmliche, was Julian verrichtete, komme von ſeinem Freunde Salluſtius her: und der erſtere hörte dieſes mit Vergnügen. Aber der Neid über ihre Verbindung zerriß dieſelbe; Conſtantius rief den Salluſtius zu einer andern Stelle aus Gallien weg: entweder weil er fürchtete, daß derſelbe dem Julian Gedancken der Unabhängigkeit beybringen möchte; oder, wie man vielleicht zu liſtig geargwohnt hat, weil ihre Feinde hofften, Julian werde,

de, nachdem er ſeines weiſen Vertrauten beraubt worden, eher etwas tadelnswürdiges begehen. Dieſer erfüllte wenigſtens keine Erwartung ſeiner Verleumder, und beklagte den Verluſt des Salluſtius in einer beſondern an ihn gerichteten Schrift, oder Klagrede, worinne er die Vorzüge deſſelben auf eine eben ſo feine und wizige Art, als mit gerührten Herzen beſchrieb. Nach derſelben zu urtheilen, waren ſie beyde zur tugendhaften Freundſchaft ausnehmend geſchickt; doch verträgt freylich ein ſolcher Aufſaz auch viele Verſchönerungen.

Man arbeitete auf mehrern Wegen, den Julian beym Kayſer verhaßt zu machen, und er bekam ſo viele Feinde, als er Unterobrigkeiten in ihren Bedrückungen des Volcks Einhalt that. Die argliſtigſten darunter waren diejenigen, welche ihn auf eine ausſchweifende Weiſe lobten, um dadurch die Eiferſucht des Kayſers rege zu machen. Florentius verklagte ihn ebenfals, und er ward von dem Kayſer erinnert, mit dieſem Staatsbedienten nicht ſo mißtrauiſch umzugehen. Allein Julian ſchrieb darauf zurück, man müßte froh ſeyn, wenn die Gallier, die ſo lange ausgeplündert worden wären, nur die ordentlichen Steuern bezahlten; geſchweige denn daß ihnen noch ſtärckere auferlegt werden könnten. Bey dem Florentius ſelbſt brachte er es dahin, daß er in die zweyte Belgiſche Provinz (wozu der jezige Kirchenſprengel von Rheims und ein Stück von den Niederlanden gehörte,) zur Einforderung der Steuern keine Gerichtsdiener ſchicken, ſondern ihm dieſe Sache allein überlaſſen ſollte, weil die gedachte Provinz mehr als andere durch viele Unglücksfälle erſchöpft war. Das that die Würckung, daß ihre Einwohner die Steuern

alle noch vor der geſezten Zeit abtrugen, ohne daran erinnert worden zu ſeyn.

Als er nach Gallien kam, machte die Kopfſteuer für jeden Hausvater fünf und zwanzig Goldſtücke aus; bey ſeinem Abzuge aber war ſie auf ſieben herunter geſezt. Niemand unterſtand ſich mehr, von den Galliern unter einem beſondern Vorwande Geld zu erpreſſen. Und dennoch erließ er auch nicht leicht die gewöhnlichen Abgaben, weil er wußte, daß dieſes nur den Reichen einen Vortheil verſchaffte, deſſen ſie nicht bedurften, und hingegen Gelegenheit gab, daß die Armen deſto mehr gedrückt wurden. Seine wohlthätige Denckungsart machte ihn auch zum Feinde der kayſerlichen Agenten oder Commißarien, die eigentlich über die Lieferungen an die Kammer geſezt waren, zugleich aber die Geheimniſſe der Familien auskundſchafteten, und dem Kayſer alles berichteten, was ſie ſeiner Ehre und ſeinem Dienſte nachtheilig zu ſeyn glaubten: eine fürchterliche Art von Leuten, vor deren Angeben man ſich oft durch Geld ſicher zu ſtellen pflegte. An einem gewiſſen feyerlichen Tage kamen ſie in Julians geheime Rathsverſammlung, um gewöhnlichermaaßen eine Anzahl Goldſtücke ausgezahlt zu bekommen. Einer von ihnen hielt nicht, wie ſie ſonſt pflegten, ſeinen Mantel, ſondern beyde hohle Hände hin, um das Geld zu empfangen. Darauf ſagte Julian: Die Agenten wiſſen wohl nach Geld zu greiffen; aber nicht es zu nehmen.

Wenn die Gallier ihren Cäſar nicht wegen einer ſo gütigen und ſtandhaften Beſchüzung gegen die Feinde, die unter ihnen ſelbſt wohnten, geliebt hätten; ſo nahm ihn ſchon die Aehnlichkeit ſeiner

Sitten

Sitten mit den ihrigen, wie er ſelbſt geſteht, für ihn gänzlich ein. Sie waren ein ernſthaftes Volck, ungewohnt zu ſchmeicheln und ſich zu verſtellen; Schauſpiele gefielen ihnen nicht, und die Tänzer ſahen ſie vor Unſinnige an. Was bey ihnen Nationalcharakter und Erziehung war, kam beym Julian zwar zum Theil auch aus der Bildung ſeiner erſten Jahre; aber eben ſo ſehr aus philoſophiſchen Grundſäzen und aus einem Ehrgeize her, der ſich vor andern hervor zu thun ſuchte. Sie gehorchten ihm daher in allem ohne Widerrede, ergriffen für ihn die Waffen, und gaben ihm Geld, ſogar wider ſeinen Willen.

Indem er in dieſer Verfaſſung die erſten Monathe des Jahrs 358 zu Paris zubrachte, war er vornemlich darauf bedacht, den Alemannen zuvorzukommen, ehe ſie ſich wieder in ein Heer verſammelt hätten. Allein er konnte die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln nicht vor dem Julius aus Aquitanien erhalten. Dieſes Hinderniß zu überwinden, ſann er hin und wieder, und fand endlich kein beſſeres Mittel, als, ohne auf jene Zufuhren zu warten, ſeine Soldaten ſelbſt auf zwanzig Tage Zwieback tragen zu laſſen. Sie thaten es willig, und ſeine Abſicht war, zween Kriege in Einem Feldzuge zu endigen, nemlich die Francken eher zu beſiegen, als der Stillſtand mit den Alemannen zu Ende gegangen ſeyn würde. Eine fränckiſche Nation, die Salier, hatten ſich ehemals eigenmächtig in dem römiſchen Gebiete zwiſchen der Maaß und Schelde, ohngefähr im heutigen Brabant und im Lüttichiſchen, niedergelaſſen. Julian rückte gegen ſie bis Tongern vor: daſelbſt traf er Geſandte von ihnen an, weil ſie glaubten, er befände ſich noch

in ſeiner Winterruhe, und ſie verlangten durch dieſelben, daß er ſie ruhig in dieſer Gegend laſſen ſollte. Er ſchickte ſie, ohne mit ihnen einig zu werden, zurück, folgte ihnen aber ſo geſchwind auf dem Fuße nach, daß er ihre Landsleute gleich einem Blitze überfiel, und ſie nöthigte, ſich mit allen den ihrigen ſeiner Gnade zu ergeben. Die Chamaver, ein anderes deutſches Volck, das aus dem jezigen Weſtphalen in ähnlicher Abſicht gegen den Rhein gezogen war, griff er mit gleicher Geſchwindigkeit an, ſchlug ſie in die Flucht, und gab ihnen den Frieden unter keiner andern Bedingung, als daß ſie in ihr Vaterland zurückkehren ſollten. Als er den Sohn ihres Königs zum Geiſel verlangte, klagte dieſer auf das wehmüthigſte, daß derſelbe in dieſem Kriege das Leben verloren hätte. Julian machte darauf ſich und dem troſtloſen Vater das Vergnügen, den Sohn, der nur gefangen war, in ihre Gegenwart bringen zu laſſen, und verſprach, ihm wohl zu begegnen. Wenn der Vater ſein Verſprechen übertreten würde, ſezte er hinzu, ſo wollte er zwar dieſes an dem Sohne nicht rächen, weil eine ſolche Begegnung unmenſchlich ſeyn würde; allein die Strafe würde dennoch gewiß erfolgen. Er hatte den Krieg mit den Chamavern zum Theil auf eine neue Art geführt. Denn da ſie ihn mehr durch Streifereyen mit kleinen Hauffen und nächtliche Anfälle beunruhigten, als ſich zu einem ordentlichen Treffen ſtellten, ließ er ſie unter der Anführung eines Deutſchen, der zu den Römern übergegangen war, auf eben dieſe Art angreiffen und in die Enge treiben. Eine Menge Salier und Chamaver nahm er unter ſeine Kriegsvölcker auf.

Beſorgt für Galliens Sicherheit, ließ er drey Feſtungen an der Maaß wieder herſtellen, welche die Barbaren niedergeriſſen hatten. Damit ſie geſchwind mit Lebensmitteln verſehen würden, gab er ihnen einen Theil von denen, welche die Soldaten mit ſich führten, in der Hoffnung, dieſelben aus dem Lande der Chamaver ergänzen zu können. Allein ehe das Korn daſelbſt zur Reife gekommen war, hatten die Soldaten nichts mehr zu eſſen. Sie ſtießen darauf Drohungen gegen den Julian aus, den ſie einen Aſiatiſchen und Griechiſchen Betrüger, einen Thoren, der ſich weiſe zu ſeyn dünckte, nannten: auch betheuerten ſie, daß ihr Mißvergnügen kein Aufruhr ſey, und daß ſie bloß um die Erhaltung ihres Lebens reden müßten, kein Geld verlangten, das ſie für alle ausgeſtandene Mühſeeligkeiten ohnedieß nicht erhalten hätten. Dieſe leztere Klage war ebenfals gerecht: denn ſeitdem Julian nach Gallien geſchickt worden war, hatten die Soldaten weder das bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Geſchenck, noch ihren ordentlichen Sold bekommen. Er hatte zu wenig Einkünfte, als daß er ſie hätte bezahlen können, und der Kayſer wollte kein Geld dazu hergeben, damit Julian bey den Soldaten weniger beliebt ſeyn möchte. Sogar da dieſer einem Soldaten, der ihn darum bat, ein ſehr geringes Geſchenck gemacht hatte, breitete einer von den Kundſchaftern des Kayſers die ſchimpflichſten Verleumdungen deswegen wider ihn aus. Endlich gelang es ihm durch viele Liebkoſungen, die Empörung der Soldaten zu ſtillen.

An Statt ihn durch Geld zu unterſtüzen, wollten es der Kayſer und ſeine Vertrauten lieber den Feinden des Reichs ſelbſt zu ihrer Schande gege-

ben wiſſen. Gallien war damals erſchöpft, und konnte daher nicht Getreyde genug für das Heer liefern. Aus Britannien (oder dem heutigen England) daſſelbe zu holen, war wegen der deutſchen Völcker gefährlich, welche die Frachtſchiffe auf dem Rhein wegnehmen konnten. Florentius ſah dieſes leztere Hinderniß vor ſo unüberſteiglich an, daß er den Deutſchen zweytauſend Pfund Silber verſprach, wenn ſie die Schiffe nicht anfallen würden, und Julian erhielt Befehl vom Kayſer, dieſen Vergleich zu befördern, wenn er ihm nicht zu ſchimpflich vorkäme. Allerdings aber glaubte Julian, daß derſelbe ein Schandflecken des Reichs ſeyn würde: er überwand alſo vielmehr die Feinde, als daß er ihre Erlaubniß gekauft hätte. Darauf führte er ſechshundert mit Korn beladene Schiffe aus Britannien in die Mündung des Rheins ein, welche damals noch nicht verſtopft war; in welcher Abſicht er auch den Frieden leichter bewilligt hatte, um den die Deutſchen baten.

Nun zog er abermals über den Rhein gegen die Alemannen, mit denen der Stillſtand eben aufhörte. Suomar, einer ihrer Könige, kam ihm unvermuthet entgegen, und flehte ihn knieend um den Frieden an. Dieſen ſchenckte ihm Julian mit der Bedingung, daß er alle Gefangene zurückgeben, und den Römiſchen Kriegsvölckern, ſo oft es nöthig ſeyn würde, Lebensmittel verſchaffen ſollte. Der andere alemanniſche Fürſt, Hortar, ward auch gezwungen, ſich zu unterwerfen, und verſprach ebenfals, alle gefangene Römer frey zu laſſen. Da er aber dieſes nur in Anſehung weniger leiſtete, wußte Julian durch ein ſchlaues Mittel alle zu bekommen. Er ließ ſich aus allen von

den

den Feinden zerſtörten Städten und Flecken ein Verzeichniß der Einwohner geben, welche ſie in die Gefangenſchaft fortgeführt hatten. Die Deutſchen brachten darauf die Gefangenen vor ſeinen Thron, die ihre Nahmen ſagten. Aber hinter dem Throne waren kayſerliche Schreiber verſteckt, welche dieſe Nahmen in dem gedachten Verzeichniſſe ſuchten, und dem Julian die noch fehlenden leiſe meldeten. Dadurch ward er in den Stand geſezt, den Deutſchen unter Bedrohung eines neuen Kriegs zu erklären, daß noch dieſe und jene, welche er nannte, auch geſtellt werden müßten. Das brachte ſie auf die Gedancken, Julian müſſe durch eine göttliche Eingebung die geheimſten Dinge wiſſen: ſie ſezten alſo alle noch lebende Gefangene in Freyheit. Damals und überhaupt in ſeinen Kriegen mit den Deutſchen zog Julian gegen zwanzigtauſend Römer und Gallier aus ihrer Knechtſchaft. Eine für ihn gleich rühmliche Bedingung, die er dem Hortar auflegte, war dieſe, daß er zur Wiederaufbauung eben derſelben Städte, die er und die ſeinigen nebſt andern Deutſchen zu Grunde gerichtet hatten, reichliche Materialien auf ihren Fuhren herbeyſchaffen mußte.

Allein je größer und häuffiger Julians Thaten wurden, deſto mehr ergrimmte die Eiferſucht des Hofs darüber, an welchen er auch ſeine kleinſten Verrichtungen zu melden verbunden war. Die Schmeichler an demſelben machten ſie daher lächerlich. „Dieſe Ziege von einem Menſchen, ſagten „ſie, (indem ſie ſeines haarichten Körpers ſpotte„ten,) wird unausſtehlich mit ihren ewigen Sie„gen.„ Sie nannten ihn einen geſchwäzigen Maulwurf, einen mit Purpur bekleideten Affen, einen

griechiſchen Witzling, und erdachten noch andere höhniſche Schimpfwörter über ihn, weil ſie ſahen, daß dieſes dem Kayſer überaus wohl gefiel. Sogar beſchuldigten ſie einen der geſchäftigſten und muthigſten Feldherren der Faulheit und Furchtſamkeit; ſeine Unternehmungen ſollten, nach ihrem Vorgeben, auf eine ruhmrädige Art von ihm vergrößert werden. Man kann leicht glauben, daß es auch unter Julians Heere Leute genug gegeben habe, die mit dem Hofe gleich geſinnt waren, und entweder ſeinen Ruhm zu verdunckeln, oder ſeine Entwürfe zu zernichten ſuchten.

Ihn hinderten alle ſolche Anfälle nicht, auf ſeinem Wege fortzugehen: denn nur ſchwache Seelen werden durch Neid und Verleumdung zu Boden geſchlagen. Es waren noch einige alemanniſche Provinzen übrig, von denen er eine feindliche Begegnung zu erwarten hatte, wenn ſie nicht, wie die andern, bezwungen würden: es kam nur darauf an, ſo ſchnell als möglich mitten unter ihnen zu erſcheinen. Er ſchickte deswegen im Jahr 359 einen Kriegsbedienten zum Hortar, der die nöthigen Nachrichten von ihnen einziehen ſollte. Unterdeſſen richtete er mit vieler Geſchwindigkeit Vorrathshäuſer auf, und ließ ſieben Städte am Rhein, die nun wieder bewohnt wurden, befeſtigen. Die Deutſchen hatten Kraft des mit ihnen geſchloſſenen Vergleichs, alles was zum Bau nöthig war, zugeführt: und ſelbſt ſeine Hülfsvölcker, die ſonſt dergleichen Arbeiten verabſcheueten, hatten, durch ſein freundliches Zureden gewonnen, die ſchwerſten Balcken auf ihrem Rücken hinzu geſchleppt, auch ſonſt bey dieſer Unternehmung allen Beyſtand geleiſtet. Julian erhielt endlich die verlangten Nachrichten;

richten; allein da man ihm fagte, das Heer müßte bey Maynz über den Rhein fezen, wollte er nichts davon wiſſen, weil in dieſer Gegend die mit ihm verbundenen Deutſchen wohnten, die, wenn die Soldaten in ihrem Lande Ausſchweifungen begiengen, einen Vorwand haben würden, den Frieden zu brechen. Dagegen lagerten ſich die Feinde ſelbſt bey Maynz, um ihm den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Eben dadurch erleichterten ſie ihm denſelben, indem er in einiger Entfernung bey Nacht einen Hauffen von dreyhundert Soldaten über den Rhein ſchiffen ließ, deren unvermutheter Anblick eine ſolche Beſtürzung unter den Deutſchen verurſachte, daß ſie, in der Meinung, das ganze römiſche Heer ſey im Anzuge, ſich eilends zurück flüchteten. Er drang darauf in ihr Land, wo alles verheert wurde: auch ſie mußten um Frieden bitten, und, um denſelben zu erhalten, die Loßlaſſung aller Gefangenen verſprechen. Ein neuer Feind ſchien den Julian aus Gallien wieder abzurufen, wo er im Anfange des Jahrs 360 mit ſeinen Kriegsvölckern einiger Ruhe genoß: denn die Scoten aus dem jezigen Irland, und die Picten, die in dem heutigen Schottland ihren Sitz hatten, fiengen, wie ehemals oft, an, Britannien zu verwüſten. Allein er bedachte, daß ſeine Abweſenheit die Deutſchen reizen könnte, von neuem in Gallien einzufallen: daher ſchickte er jener Inſel den Lupicinus mit einer Anzahl Soldaten zu Hülfe: einen zwar kriegeriſchen und erfahrnen Feldherrn; den man aber als einen ſtolzen, geizigen und grauſamen Mann am liebſten bey den Feinden wünſchen mochte.

Conſtantius hatte unterdeſſen gegen die Perſer einen unglücklichen Krieg geführt: deſto mehr

kränckten ihn Julians unaufhörliche Siege: der wachſende Ruhm deſſelben ſtellte ihm die Macht, welche er in den Händen hatte, und noch erlangen könnte, ſchon als fürchterlich vor; er beſchloß alſo, ihn zu ſchwächen. Unter dem Vorwande, daß er eine Verſtärckung von Soldaten zu ſeinem nächſten Feldzuge brauchte, ſchickte er den Decentius, einen ſeiner Geheimſchreiber, mit dem Befehl nach Gallien, daß die daſelbſt befindlichen Hülfsvölcker, und dreyhundert auserleſene von jedem Römiſchen Kriegshauffen, im Frühling des Jahrs 360. ihren Zug gegen die Morgenländer antreten ſollten. Es war voraus zu ſehen, daß dieſe Anſtalt eine von beyden ſchlimmen Folgen für den Julian nach ſich ziehen müßte. Entweder er wurde von ſeinen meiſten und beſten Soldaten entblößt; ſo war er nebſt Gallien den Deutſchen Preiß gegeben. Oder er weigerte ſich dem Kayſer zu gehorchen, und fiel dadurch in die Beſchuldigung aufrühriſcher Abſichten. Er widerſezte ſich jedoch nicht; ſondern erinnerte bloß, es ſey den jenſeits des Rheins her gebürtigen Soldaten verſprochen worden, daß ſie nicht über die Alpen geführt werden ſollten: man würde daher keine Freywillige aus dieſen Gegenden mehr bekommen, wenn man ihnen ein Verſprechen nicht hielte, auf welches ſie vorzüglich zu dringen pflegten. Dieſe Vorſtellungen achtete Decentius nicht; er ſuchte vielmehr die beſte Mannſchaft, ſelbſt unter Julians Leibwache, aus. In dieſer Verlegenheit wünſchte Julian wenigſtens mit dem Florentius berathſchlagen zu können, dem auch würcklich aufgetragen war, ihn bey bedencklichen Fällen nicht zu verlaſſen. Allein dieſer konnte durch das dringendeſte Anhalten des Cäſar (der ſogar verſicherte, er wollte ſich ſeiner Würde begeben, wenn Florentius

tius ihm ſeinen Beyſtand verſagte,) nicht bewogen werden, Vienne zu verlaſſen. Er war aber nicht ohne Urſache ſo hartnäckig: denn er ſoll eben dem Kayſer den Rath ertheilt haben, die ſtreitbarſten Kriegsvölcker aus Gallien zu ziehen; er wollte ſich alſo vor denſelben nicht blicken laſſen.

Nichts blieb nunmehr dem Julian übrig, zumal auch Lupicinus abweſend war, deſſen Gutachten er gerne gehört hätte, als daß er die zum Abzuge beſtimmten Soldaten aus allen Gegenden zuſammen kommen ließ. Als er erfuhr, ſie murreten zum Theil darüber, daß ſie gleichſam als verurtheilte Miſſethäter an die äußerſten Enden der Welt gejagt würden, und die ihnen werthesten Perſonen, die ſie kaum aus der Knechtſchaft der Alemannen befreyet hätten, von neuem derſelben überlaſſen müßten: befohl er, daß man ihnen Wagen geben ſollte, um auch ihre Familien mitnehmen zu können. Da die Soldaten auch anfiengen Julians Schickſal zu beklagen, ließen ihm die eifrigen Diener des Kayſers deſto weniger Zeit, gewiſſe vorſichtige Maaßregeln zu nehmen: ſie ſagten ſogar, er würde bey dem Kayſer in einen übeln Verdacht gerathen, wenn er länger verzögerte, die Soldaten wegzuſchicken. Er wollte ſie nicht über Paris ziehen laſſen, wo er ſich ſelbſt befand, damit ſie durch ſeinen Anblick nicht von neuem aufgebracht würden. Decentius hingegen glaubte, ſie würden nur mißvergnügter werden, wenn ſie ihren Feldherrn nicht noch einmal ſähen. Julian folgte ſeinem Rathe, gieng nach eben demſelben den Soldaten entgegen, als ſie bey Paris anlangten, lobte diejenigen unter ihnen, welche er beſonders kannte, erinnerte ſie alle an ihre tapfere Thaten, und ermahnte ſie, freudig

zum

zum Kayſer zu ziehen, der ſie am würdigſten belohnen könnte. Ihre Anführer behielt er zu Gaſte, und ſagte öffentlich, ſie hätten ein Recht, ſich noch etwas von ihm auszubitten. Sie aber giengen traurig in ihre Wohnungen zurück: beydes, einen ſo gütigen Feldherrn und ihr Vaterland zu verlaſſen, war ihnen unerträglich.

An dem darauf folgenden Abende brach dieſe Betrübniß der Soldaten Julians in eine offenbare Empörung aus. Man hatte Zettel unter ihnen ausgeſtreuet, in welchen man ihnen zu verſtehen gab, was vor Gefahr dem Julian, der, ohne ſich zu ſchonen, mit ihnen gemeinſchaftlich ſo viele Siege erfochten hätte, bevorſtünde, wenn ſie ſich von ihm entfernten. Dieſer Inhalt ward den Soldaten bekannt, als ſie noch bey dem Abendeſſen ſaßen: gleich ſtanden ſie mit den Bechern in der Hand und deſto erhizter auf, eilten unter großem Getümmel zu dem Palaſte des Cäſar, und umgaben denſelben völlig. Hier riefen ſie mit dem heftigſten Geſchrey den Julian zum Auguſtus oder Kayſer aus, und verlangten, daß er zu ihnen kommen ſollte. Umſonſt hielt er ſich bis an den Morgen in ſeinem Palaſte verborgen: er ward endlich genöthigt, ſich zu ihnen heraus zu begeben. Bey ſeinem Anblicke erneuerten ſie ihren einmüthigen Ruf, daß er Kayſer ſeyn ſollte. Er aber widerſezte ſich ihnen ſtandhaft: bald bezeigte er ſeinen Unwillen darüber; bald bat er ſie mit ausgeſtreckten Händen, ſie möchten ſo viele herrliche Siege nicht durch eine ſolche That beflecken, noch durch einen übereilten Einfall Uneinigkeiten im Staate verurſachen. In einem ſanftern Ton ſezte er hinzu: „Ich bitte euch, unterdrückt „euern Zorn etwas; ihr könnt ohne Zwiſt und

„Neue-

„Neuerungsſucht dasjenige leicht erlangen, was ihr „begehrt. Weil euch denn die Süßigkeit eures „Vaterlandes zurückhält, und ihr euch vor unbe„kannten fremden Gegenden fürchtet: ſo kehrt wie„der in eure Wohnungen zurück; ihr ſollt, weil es „euch nicht gefällt, nicht über die Alpen ziehen. Ich „will dieſes bey dem Kayſer, der Gründe annimmt „und große Klugheit beſizt, ſchon hinlänglich ent„ſchuldigen.„

Aber alles ſein Zureden war vergebens angebracht. Die Soldaten ſchrieen noch weit heftiger; ſie miſchten nun auch Schimpfworte darunter, und Julian mußte zulezt nachgeben. Er ward nach der Gewohnheit der deutſchen Völcker auf einen Schild geſezt, in die Höhe gehoben, und beym Stillſchweigen des Volcks, zum Kayſer ausgerufen. Man verlangte, er ſollte eine königliche Kopfbinde hergeben, welche man bey dieſer feyerlichen Gelegenheit brauchen könnte; er verſicherte aber, daß er niemals eine gehabt hätte. Darauf begehrten die Soldaten zu gleicher Abſicht ein Halsband oder einen Kopfſchmuck von ſeiner Gemahlinn: und da er ihnen vorſtellte, daß ſich ein weiblicher Putz ſehr ſchlecht zum Merckmal der angetretenen Regierung ſchicke, forderten ſie gar dazu einen Federbuſch von einem Pferde. Dieſen verwarf Julian noch weit mehr: daher ſezte ihm endlich ein Fähnrich die Kette auf, welche er trug. Julian ließ es geſchehen, weil er durch längern Widerſtand in Lebensgefahr gerathen wäre, und verſprach jedem Soldaten, wie es bey ſolchen Veranlaſſungen üblich war, eine beträchtliche Summe Geldes.

Daß dieſe ſtarcke und anhaltende Abneigung, unter welcher ihm die kayſerliche Würde aufgedrungen

gen wurde, keine Verſtellung geweſen ſey, ſchei-nen alle Umſtände zu beweiſen. Er ſelbſt nahm in der Folge, in ſeinem Schreiben an die Athenienſer, den Jupiter und alle ſeine Götter zu Zeugen, daß er von dem Vorſaze der Soldaten vor dem Abend, da ſie ihn auszuführen anfiengen, nichts gewußt, und nur mit dem äußerſten Widerwillen nachgege-ben habe. So eitel dieſer Schwur an ſich war, ſo war er doch bey einem Manne ſehr wichtig, den an aufrichtiger und eifriger Ergebenheit gegen die heydniſche Religion niemand übertraf. Dennoch hat man gemuthmaaßt, daß Julian, der im Stan-de war, das Chriſtenthum, welches er verabſcheue-te, gleichwohl öffentlich zu bekennen, auch wohl die geheimſten Kunſtgriffe angewandt haben könn-te, zur höchſten Gewalt im Reiche zu gelangen, indeſſen daß er vor den Augen der Welt das An-ſehen haben wollte, ſie nur gezwungen anzuneh-men. Die alten chriſtlichen Schriftſteller beſchul-digen ihn frey der Empörung, und ein ſehr ſpäter unter ihnen, Zonaras, behauptet, er habe die Befehlshaber der Soldaten beſtochen, um unver-merckt ſeine Abſicht zu erreichen. Man kann aber faſt eben ſo viel zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, wenn man auch ſchon dieſen Schriftſteller gegen den Julian abgerechnet hat. Die Begierde und Hoff-nung dereinſt zu regieren, die in ihm ſchon lange erregt worden waren, hatten ihn noch nicht zu dem geringſten Schritte wider ſeine Pflicht, oder nur zu einem ſolchen verleitet, der eine ſehr ungeduldige Erwartung verrathen hätte. Es iſt vielmehr glaub-lich, daß er im Vertrauen auf die ſchon gedachten Vorherſagungen, die Zeit ruhig erwartet habe, da er den kayſerlichen Thron würde beſteigen kön-nen; und dieſe Zeit kam nach aller Wahrſcheinlich-

keit

keit deſto näher und gewiſſer, da Julian der einzige Erbe der kayſerlichen Familie war. Zwar ſuchte der Kayſer wo nicht ſeinen Untergang, doch wenigſtens ihn ſo ohnmächtig zu machen, daß er keine großen Entwürfe vollbringen könnte. Allein er ſezte ſich auch einer fürchterlichen Gefahr aus, wenn er das Kayſerthum kaum im Beſiz von Gallien, gegen den Conſtantius behaupten wollte, welcher Herr des übrigen Reichs und ſo vieler Kriegsheere war.

Genug, Julian kehrte traurig und ſeufzend in ſeinen Palaſt zurück: er ſchämte ſich, wie er nachmals ſchrieb, daß er dem Kayſer nicht bis ans Ende getreu bleiben ſollte. Unterdeſſen hatte er doch, nach ſeiner eigenen Erzählung, nichts gethan, wozu ihn nicht ein höherer Winck aufgefordert hätte. Der Schutzgeiſt des Reichs war ihm in der Nacht, auf welche ſeine Erhebung folgte, erſchienen, und hatte zu ihm geſagt: „Schon lange halte „ich mich heimlich in deinem Vorhauſe auf, o Ju„lian! und möchte gerne deine Würde vergrößern. „Einigemal bin ich ſchon, gleichſam wie abgewie„ſen, fortgegangen; wenn du mich aber auch jezt „nicht aufnimmſt, ſo werde ich mich, nach vieler „einſtimmiger Meinung, entlaſſen und betrübt weg„begeben. Wenigſtens mercke dir dieſes ſehr „wohl, daß ich nicht lange mehr bey dir wohnen „werde.„ In eben derſelben Nacht, als das Getümmel der Soldaten am ärgſten zunahm, bat Julian den Jupiter, ihm ein glückliches Anzeichen zu ertheilen, wenn das Verlangen der Soldaten annehmungswürdig wäre. Dieſes Anzeichen erſchien ſogleich; und doch, ſagt Julian, widerſezte ich mich noch ſo lang als es möglich war. Man

könn-

könnte dabey erinnern, daß er ohne allen Anſtand hätte gehorchen ſollen; aber vielleicht war er ſelbſt ungewiß, ob dieſe vermeinten göttlichen Ermunterungen nicht ein Spiel ſeiner Einbildungskraft wären.

Die Bekümmerniß, unter welcher ſich jezt Julian wegen des Erfolgs dieſer großen Staatsveränderung befand, hielt ihn in ſeinem Palaſte zurück, und hinderte ihn, ſelbſt die nothwendigſten Angelegenheiten vorzunehmen. Dieſer Verlegenheit und der Ruhe, die unter den Soldaten wieder hergeſtellt war, bedienten ſich die Freunde des Conſtantius, um eine Verſchwörung gegen den neuen Kayſer zu ſtiften: denn auch dieſen Bericht vor einen von ihm ſelbſt angelegten Kunſtgriff auszugeben, durch welchen die Soldaten in ihrer erſten Hize erhalten werden könnten, würde ſehr gezwungen ausfallen. Man gab ihm Nachricht davon; da er aber dieſelbe nicht achtete, lief einer ſeiner Hofbedienten unter die Soldaten, und meldete ihnen ängſtlich die Gefahr ihres Kayſers. Sie eilten unverzüglich mit ihren Waffen zum Palaſte, und konnten nicht eher beſänftigt werden, bis ſie ihn ſelbſt ſahen. Voll Freude über ſein Wohlergehen, umarmten ſie ihn zum Theil, und trugen ihn auf ihren Schultern herum. Darauf verlangten ſie mit Ungeſtüm, daß die Freunde des Conſtantius am Leben geſtraft werden ſollten: es fiel ihm ſehr ſchwer, ſie davon abzubringen. Er aber begnadigte ſogar den Verſchnittenen, der ihm nach dem Leben geſtanden hatte.

Dieſer Beweis, wie werth er den Soldaten ſey, ſcheint ihm erſt einen lebhaftern Muth geſchenckt

ſchenckt zu haben. Um ſie zu belehren, wie er das Reich, welches er ihnen ſchuldig war, regieren würde, ließ er ſie alle zuſammen kommen, und beſtieg mitten unter ihnen im kayſerlichen Schmuck die Rednerbühne. Er lobte ihre Tapferkeit, den treuen Beyſtand, welchen ſie ihm ſtets geleiſtet, und die Entſchloſſenheit, mit der ſie ihn zur höchſten Würde erhoben hätten; aber er ermahnte ſie auch, ihn gegen unglückliche Zufälle eben ſo herzhaft zu vertheidigen. „Damit jedoch, ſezte er „hinzu, eine anſtändige Ordnung beobachtet, die „Belohnungen tapferer Männer nicht gemißbraucht „werden, und heimliche Bewerbungen nicht an„dern die Ehrenſtellen entreißen: ſo ſeze ich in eu„rer Gegenwart, deren Rath ich hochſchätze, feſt, „daß weder eine obrigkeitliche Perſon, noch ein „Kriegsbefehlshaber, auf eine andere Art als durch „ſeine Verdienſte, zu einer anſehnlichern Stelle „gelangen ſoll; und derjenige, der für einen unwür„digen bittet, ſoll beſchämt abgewieſen werden.„ Die Soldaten bezeigten über dieſes Verſprechen, das ſie zu einer lange ungewohnten Erwartung berechtigte, ihren lauten Beyfall. Sie fanden auch ſogleich, daß es ihm nicht an Standhaftigkeit fehle, ſeine Verheißungen zu erfüllen. Denn da einige Schaaren unter ihnen begehrten, daß er gewiſſen Commiſſarien Statthalterſchaften ertheilen möchte, ſchlug er es ihnen ab, und ſie giengen weder unwillig noch traurig darüber fort.

Bey dem allem blieb Julian noch immer unruhig. Er konnte noch nicht ſehen, wie ſich ſeine neue und ſchwache Regierung erhalten würde, und die Geſinnungen des Conſtantius gegen ihn, kündigten ihm nichts als unverſöhnliche Händel an.

Er ſchrieb alſo an denſelben zwar freymüthig, aber doch beſcheiden, damit es nicht das Anſehen hätte, als wenn er plözlich ſeine ganze vorige Denckungsart abgelegt hätte. In ſeinem Schreiben verſicherte er zuerſt, daß er nie von ſeiner Treue gegen den Kayſer abgewichen ſey. Seitdem ihn der Kayſer als Cäſar nach Gallien zu einem harten Kriege geſchickt habe, ſey er, mit dieſer Würde zufrieden, nur darauf bedacht geweſen, ihm als ein treuer Diener durch häufige Nachrichten von glücklichen Verrichtungen ein Vergnügen zu machen, von welchen leztern er ſich doch nichts zugeeignet habe; ob er gleich ſtets der erſte in Gefahren, hingegen der lezte geweſen ſey, der einer Erholung genoſſen habe. Wenn jezt eine Neuerung vorgegangen wäre, ſo ſey ſie lediglich daraus herzuleiten, daß die Soldaten gefunden hätten, ſie könnten für ſo lange, mühſeelige und doch ſiegreiche Feldzüge von einem Cäſar weder ihren gewöhnlichen Sold, noch außerordentliche Belohnungen erhalten; wozu noch dieſes unvermuthet gekommen ſey, daß man ſie dürftig und bloß, fern weg von ihren Familien, unter Himmelsgegenden habe ziehen wollen, die ihrem Vaterlande ſo ſehr entgegen geſezt wären. Hier erzählte Julian, wie gewaltſam, und ſelbſt unter Bedrohung des Todes, man ihm den kayſerlichen Nahmen aufgezwungen habe. Ich bedachte, ſchreibt er, daß, wenn man mich ermordet hätte, ein anderer dieſe Würde deſto lieber annehmen würde, und hoffte die Wuth der Soldaten zu ſtillen. Hierauf bat er den Kayſer, dieſen aufrichtigen Bericht gelaſſen anzunehmen, den Schmeichlern nicht zu glauben, welche ihres Vortheils wegen Zwiſtigkeiten unter den Fürſten erregten, und die billigen Bedingungen, die er ihm vorlegte, ſowohl

wohl zum Beſten des Reichs, als um ihrer bisherigen Verbindungen willen, ſich gefallen zu laſſen. Verzeihe mir, ſchreibt er: denn wenn ich gleich etwas vernünftiges verlange; ſo bin ich doch nicht ſo begierig, daß es geſchehe, als daß es von Dir vor nüzlich und gut erkannt werde: auch künftig werde ich Deine Vorſchriften willig annehmen. Er erbietet ſich gegen den Conſtantius, ihm, ſo lange er lebte, jährlich Spaniſche Pferde und einen ausgeſuchten Zuwachs barbariſcher Soldaten zu ſchicken. Zum oberſten Staatsbedienten von Gallien möchte der Kayſer einen Mann von bekannten Verdienſten ernennen; allein die übrigen bürgerlichen und Kriegsſtellen zu beſezen, müßte ihm überlaſſen werden. Die in dieſem Lande befindlichen Soldaten könnten weder freywillig noch durch Zwang aus demſelben gezogen werden; zumal da es immer noch den Einfällen der Barbaren ausgeſezt ſey. Julian beſchloß ſein Schreiben damit, daß er den Kayſer zur Einigkeit mit ihm ermahnte, durch welche das Reich glücklich werden könnte.

Die Abſicht Julians, durch dieſes Schreiben einen Vergleich auszuwürcken, war ſo aufrichtig, daß er ſich in demſelben nur den Titel eines Cäſar gab. Er brachte auch ſeine Soldaten dahin, daß ſie gemeinſchaftlich an den Conſtantius ſchrieben, und ihn baten, was geſchehen wäre zu genehmigen; ſie verſprachen auch dem Julian eidlich, daß ſie ruhig bleiben wollten, wenn ſie der Kayſer ungeſtört in Gallien ließe. Julian betrug ſich auch gegen die kayſerlichen Staatsbedienten und Befehlshaber in Gallien, ſo ſehr ſie auch ſeine Feinde waren, nicht ſo heftig und rachbegierig als man hätte erwarten können. Er ſchickte die Familie und die

Güter des Florentius, der jezt für ſein Leben beſorgt war, und ſich zum Conſtantius geflüchtet hatte, wo er den Julian als einen Empörer anklagte, dieſem ſchickte er ſie unbeſchädigt auf öffentlichem Fuhrwercke nach. Zwar ließ er den Lupicinus, als derſelbe aus Britannien zurück kam, nebſt drey andern gefangen nehmen, weil ſie fähig waren einen Aufruhr gegen ihn zu erregen; aber außer dem Verluſte ihrer Freyheit, hatten ſie ſich über nichts zu beklagen. Neben dem Briefe, deſſen Inhalt bereits angeführt worden iſt, ſchrieb er noch einen geheimen an den Conſtantius, der demſelben nicht öffentlich übergeben werden ſollte: darinne machte er ihm viele bittere Vorwürfe wegen ſeines bisherigen Verhaltens. Dieſes Schreiben hatte jedoch nicht das Anſehen einer vorſezlichen Beleidigung, um den Frieden zu hindern. Da es nicht bekannt werden ſollte, ſo ſtand es dem Kayſer ſeiner Ehre unbeſchadet frey, in Unterhandlung zu treten: die ſchimpflichen Beſchwerden alſo, welche Julian ausſtieß, ſollten nur den Kayſer belehren, daß ihm derſelbe gar keine Mäßigung, keinen friedlichen Antrag ſchuldig ſey, und doch zuerſt nachgeben wolle.

Seine Geſandten, welche den Kayſer zu Cäſarea in Cappadocien antrafen, wurden jedoch ſehr übel aufgenommen. Nachdem ſie ihren Auftrag verrichtet hatten, gerieth Conſtantius in unbeſchreiblichen Zorn; ſeine Augen drohten ihnen den Todt, und er befohl ihnen, ohne weitere Antwort ſich wegzubegeben. Er war nun ungewiß, ob er die Perſer bekriegen, oder gegen den Julian ziehen ſollte: endlich entſchloß er ſich, nach dem Rathe einiger, das erſtere zu thun. An den Julian aber

ſchickte

ſchickte er geſchwind ſeinen Schatzmeiſter Leonas mit einem Schreiben, in welchem er ihm befohl, wenn ihm ſeine und der ſeinigen Wohlfahrt lieb wäre, ſich an der Cäſarswürde zu begnügen. Zugleich ſezte er an die Stelle der bisherigen Staatsbedienten und Befehlshaber von Gallien andere: durch dieſe Veränderung hoffte er alle Unruhen daſelbſt zu unterdrücken. Leonas wurde zu Paris ſehr wohl empfangen; als er aber dem Julian auf freyem Felde, in der Verſammlung der Soldaten und Einwohner, den kayſerlichen Befehl vorlas, und an die Stelle kam, wo alles, was vorgegangen war, aufgehoben wurde, erhub ſich von allen Seiten ein fürchterliches Geſchrey, daß Julian zum Beſten des Landes Kayſer ſeyn ſollte. Es blieb alſo dem Leonas nichts übrig, als zum Conſtantius zurück zu kehren. Julian gab ihm ein Schreiben mit, in welchem er, was eben vorgefallen war, erzählte, und dem Conſtantius bitter genug antwortete. Dieſer hatte ihm vorgeworfen, daß er ihn von ſeiner Kindheit an, da er ſeiner Eltern beraubt geweſen, erzogen habe; allein Julian verſezte darauf, er ſey es eben, der ihn ſeines Vaters beraubt hätte; auch gab er zu verſtehen, daß er die Ermordung ſeiner Anverwandten wohl noch einſt rächen könnte. Von allen neuen Befehlshabern, die Conſtantius in Gallien eingeſezt hatte, nahm Julian den einzigen Nebridius an, welcher der erſte Staatsbediente wurde.

Ein gleich kühner Schritt, durch welchen er dem Conſtantius zeigte, wie wenig er ſich vor ſeinen Drohungen fürchtete, und wie ſehr er der Liebe ſeiner Soldaten gewiß ſey, zugleich aber auch ſich in einer geſchäftigen Uebung erhielt, war der Feld-

zug, den er noch im Jahr 360. gegen die Attuarier, eine fränckiſche Nation, welche Gallien verheerte, vornahm. Er gieng über den Rhein, und überfiel ſie plözlich, daß ſie nach erlittenem großem Verluſte den Frieden annehmen mußten, wie er ihn vorſchrieb. Hierauf zog er eben ſo geſchwind über den Rhein zurück, drang bis zu den Rauracern, (in die Gegend des heutigen Baſel,) und nahm ihnen diejenigen Städte ab, welche ſie ſchon lange den Römern entriſſen hatten. Den folgenden Winter brachte er zu Vienne zu, immer noch zweifelhaft, ob er eine Ausſöhnung mit dem Conſtantius auf alle Art ſuchen, oder ihn, des Schreckens wegen, zuerſt angreiffen ſollte. Er ſcheuete denſelben ſowohl als einen verrätheriſchen Freund, als auch weil er bisher alle Unruhen im Staate beſiegt hatte. Doch hielt er es zulezt vor das ſicherſte, ihm als ein offenbarer Feind zu begegnen, damit er nicht durch ſeine Nachſtellungen hintergangen würde. Damals war es auch, daß er an Statt der ſchlechten Krone, die er bisher getragen hatte, das kayſerliche mit Edelgeſteinen beſezte Diadem zu tragen anfieng. Sie ſchickten unterdeſſen immerfort Geſandte an einander. In des Conſtantius Nahmen kam inſonderheit ein galliſcher Biſchof Epiktetus, der dem Julian Sicherheit ſeines Lebens verſprach, wie es auch der Kayſer in allen ſeinen Briefen that; aber von ſeiner Würde gedachte er kein Wort.

Um dieſe Zeit ſtarb Julians Gemahlin Helena, mit der er eine zufriedene Ehe geführt zu haben ſcheinet. Sie hatte ihm einen Sohn gebracht, der aber auf höhere Veranſtaltung ſogleich bey der Geburt durch die Hebamme tödtlich verlezt wurde.

Nachher

Nachher brachte ihr die Kayſerinn Euſebia einen Tranck bey, der ſie unfruchtbar machte. Dieſe That von Julians edler Beſchützerinn würde unglaublich heißen müſſen, wenn nicht die Geſchichte lehrte, wie weit die Eiferſucht eine Fürſtinn verleiten könne, welche ſelbſt dem Staate keine Kinder gegeben hat, und dagegen eine ihrer Anverwandtinnen in der Hoffnung ſieht, ſich durch ein ſolches Geſchenck beliebt, auch den Thron in ihrer Familie erblich zu machen. Ueberhaupt aber ſieht man wohl, daß auch der Kayſer und der übrige Hof dem Julian keine Nachkommenſchaft gegönnt haben mögen.

In dem Vorſaze, welchen Julian gefaßt hatte, ſich ohne Zurückhaltung gegen den Kayſer zu erklären, ſollen ihn auch einige Vorbedeutungen von dem nahen Tode deſſelben beſtärckt haben. Allein ſie verdienen nicht angeführt zu werden, und würden auch nur zum Beweiſe der Schwachheit dienen, welche mehr der Eindruck leerer und ungewiſſer Anzeichen als überlegter Gründe fühlt. Eben ſo wenig macht ihm die Verſtellung Ehre, mit welcher er fortfuhr, ſich äußerlich zur chriſtlichen Religion zu bekennen. Heimlich war er dem Heydenthum ſo eifrig zugethan, daß er, ſo oft er des Mitternachts, wie gewöhnlich, aufſtand, ſogleich dem Mercurius opferte. Er übte auch ſonſt im Verborgenen mit wenigen Perſonen, die darum wußten, viele Handlungen und Gebräuche des heydniſchen Aberglaubens aus. Gleichwohl gieng er im Jänner des Jahrs 361. am Feſte der Erſcheinung Chriſti (mit welchem Nahmen in der alten Kirche anfänglich auch das Geburtsfeſt Jeſu bezeichnet worden war, das die morgenländiſchen Gemeinen zuerſt

am ſechsten Jänner begiengen,) an dieſem Feſte gieng er in die chriſtliche Kirche, und verrichtete ſein Gebet daſelbſt. Er würde freylich die Liebe ſo vieler Chriſten in Gallien verloren haben, wenn er ſich öffentlich als einen Götzendiener gezeigt hätte. Aber dieſe Gefahr allein rechtfertigt ſein falſches Betragen nicht: es würden auch noch andere Eigenſchaften an ihm übrig geblieben ſeyn, durch welche er die allgemeine Neigung gewonnen hätte.

Auf einmal machte ihn die Nachricht beſtürzt, daß die Alemannen, von Vadomars Gebiete an, längſt Rhätien (dem jezigen Graubündterlande) alles verwüſteten und plünderten. Dieſer ſo unvermuthete Einfall war auch nicht von der gewöhnlichen Art. Denn aufgefangene Briefe lehrten den Julian, daß eben dieſer alemanniſche Fürſt Vadomar, der ihm die höchſte Ehrerbietung bezeigte, vom Conſtantius angeſtiftet worden war ihn zu beunruhigen, damit er Gallien nicht verlaſſen möchte. Der Befehlshaber, den er gegen dieſe Feinde ſchickte, verlor durch ſeine Unvorſichtigkeit das Leben, und ſein Hauffen wurde zerſtreuet. In dieſen gefährlichen Umſtänden nahm Julian außerordentliche Maaßregeln. Philagrius, einer ſeiner getreueſten Hofbedienten, mußte ſich an den Rhein begeben, und bekam einen verſiegelten Zettel mit, den er nicht eher öffnen ſollte, bis er den Vadomar geſehen hätte. Dieſer, der ſich ſtellte nichts von dem zu wiſſen, was ſeine Nation eben verübt hatte, kam gleichſam als mitten im Frieden über den Rhein, und ſpeiſte bey dem römiſchen Feldherrn in dieſer Gegend. Philagrius, der auch dabey zugegen war, öffnete ſeinen Zettel, und fand darinne einen Befehl, ſich des Vadomars zu bemächti-

mächtigen: er leiſtete ſolches glücklich und Julian ſchickte dieſen fürchterlichen Feind, den er bey der Ausführung ſeiner Abſichten gegen den Kayſer vor allen andern aus dem Wege räumen mußte, nach Spanien. Darauf zog er abermals bey Nacht über den Rhein, überfiel die Alemannen, und zwang ihnen das Verſprechen eines friedlichen Verhaltens ab.

Ein ſo erwünſchter Fortgang beſchleunigte ſeine übrigen Anſtalten. Entſchloſſen, mit der ſeinem Zuſtande ſo nöthigen Geſchwindigkeit ſich frey wider den Kayſer zu erheben, ſezte er noch einiges Mißtrauen in die Treue ſeiner Soldaten. Er ließ ſie daher zuſammen kommen, nachdem er vorher der Kriegsgöttinn Bellona insgeheim geopfert hatte, und hielt an ſie mit ſichtbarem Vertrauen eine Anrede. Er wiſſe, ſagte er zu ihnen, daß ſie ſchon lange ſtillſchweigend darauf warteten, was er vor Maaßregeln nehmen würde: denn ein Soldat müſſe mehr hören als reden, um rühmliche Thaten zu verrichten. Nachdem er ſie hierauf an die großen Unternehmungen, die er mit ihnen zu Stande gebracht, und an ihren einmüthigen Willen, daß er Kayſer ſeyn ſollte, erinnert hatte: ſo verſicherte er, daß er nun, unter Gottes und ihrer Begünſtigung, auf größere Dinge bedacht ſey, und ſich dem Begriffe gemäß bezeigen wolle, den ſie ſich von ihm gemacht hätten. Sie möchten ihm alſo nachfolgen, und weil Illyrien nicht ſtarck mit Kriegsvölckern beſezt ſey, bis Dacien vorrücken. Nach der Gewohnheit muthiger Feldherren bäte er ſie, ihm ihre beſtändige Einigkeit und Treue durch einen Eyd zu bekräftigen: und ſo wie er gewiſſenhaft das gemeine Beſte beſorgen würde, ſo möchten ſie auch

ſich durch ihre Hitze nicht verführen laſſen, Privatperſonen an Statt der Feinde einigen Schaden zuzufügen.

Dieſe Rede that eine ungemeine Würckung: die Soldaten ſchrieen unter einem gräßlichen Geräuſche, das ſie mit ihren Schildern erregten, Julian ſey ein großer und erhabener Feldherr, ein glücklicher Bezwinger von Völckern und Königen. Sie legten darauf, indem ſie ihre Schwerdter an die Hälſe hielten, und ſchröckliche Verwünſchungen ausſtießen, den Eyd ab, daß ſie für den Julian alles ertragen, und, wenn es nöthig wäre, ſelbſt den Todt leiden wollten. Ihre Befehlshaber und die Staatsbedienten des neuen Kayſers ſchwuren auf gleiche Art; der einzige Nebridius weigerte ſich ſolches zu thun, weil er vom Conſtantius mit ſo großen Wohlthaten überhäufft worden ſey, daß er ſich wider denſelben durchaus nicht verbinden könne. Die ergrimmten Soldaten waren ſchon im Begriff ihn wegen dieſer Weigerung nieder zu hauen, als er auf die Kniee fiel, und vom Kayſer mit ſeinem Feldherrnrocke gegen ihre Streiche bedeckt wurde. Dieſer fand ihn, da er in ſeinen Palaſt zurück kam, bittend vor ſich auf der Erde liegen, damit er ihm zum Zeichen der Sicherheit die Hand reichen möchte. Allein Julian ſagte zu ihm: „Wenn ich Dir meine Hand gebe, was bleibt „denn meinen Freunden vor ein Vorzug übrig? Du „kannſt jedoch ſicher hingehen, wohin es Dir gefällt.

Nichts war jezt für den Julian bey ſeiner ſo kühnen Unternehmung wichtiger, als dem Conſtantius zuvor zu kommen: er trat alſo ſogleich den Zug nach Pannonien (in das heutige Ungarn) an,

nachdem er den Florentius als oberſten Staatsbedienten in Gallien zurückgelaſſen, und andere Veränderungen unter den Großen, nach ſeiner Kenntniß der Verdienſte vorgenommen hatte. Allein da er von der Gegend bey Baſel aus durch den Schwarzwald (welcher damals der Marcianiſche hieß,) längſt der Donau fortzuziehen Willens war, befürchtete er, ſein kleines Heer, das wenig über zwanzig tauſend Mann betrug, möchte ihn bey dem großen Hauffen verächtlich machen. Daher ſchickte er einen Theil davon durch bekannte Wege über Italien, andere durch das jezige Graubündterland voraus: ſo daß es das Anſehen hatte, viele Gegenden wären auf einmal mit ſeinen Soldaten angefüllt. Allen aber befohl er, eben ſo viele Behutſamkeit zu beobachten, als wenn der Feind gegen ſie im Anzuge wäre. Er ſelbſt fuhr mit einer Anzahl Soldaten auf der Donau hinab, ohne einiges Aufſehen zu machen, und würcklich ganz verborgen außerhalb der Städte vorbey: welches ihm deſto leichter wurde, da er nur wenigen und gemeinen Unterhalt brauchte.

Doch der Ruf ſeiner Thaten gieng mächtig vor ihm her, und vergrößerte das Heer, welches er anführte. Taurus, Statthalter von Italien, wurde von der Furcht überwältigt, flüchtete ſich zum Conſtantius, und riß auf ſeinem Wege auch den Florentius, welcher Befehlshaber in Illyrien war, mit ſich fort. Da ſie beyde Conſuls für daſſelbe Jahr waren, ſo gab ihnen Julian in öffentlichen Urkunden den Nahmen der flüchtigen Conſuls. Unterdeſſen kam er ſo ſchnell bey Sirmium, der Hauptſtadt von Nieder-Pannonien, an, daß, als das Gerüchte entſtand, der Kayſer ſey zugegen, faſt jeder-

dermann glaubte, es ſey Conſtantius. Der Feldherr Lucillianus, der in dieſer Gegend einige Kriegsvölcker zuſammenzog, ward in ſeinem Bette gefangen genommen. Man brachte ihn vor Schrecken außer ſich vor den Julian; allein da ihm dieſer ſeinen Purpur zu küſſen erlaubte, ward er ſo beherzt, daß er zu demſelben ſagte, er hätte ſich ſehr unvorſichtig mit ſo wenigen Soldaten in eine ſolche Unternehmung eingelaſſen. Julian antwortete ihm mit einem bittern Lächeln: „Spare Deine klugen „Reden für den Conſtantius auf: denn ich habe „Dir das Ehrenzeichen der Majeſtät nicht als meinem Rathgeber gereicht; ſondern damit Du aufhören möchteſt Dich zu fürchten.„ Er zog darauf in Sirmium, gleich als wenn ſich ihm dieſe Stadt förmlich ergeben hätte, voll Zuverſicht und mit ſchnellen Schritten ein: würcklich kamen ihm auch die Einwohner mit großen Merckmalen der Freude entgegen, und empfiengen ihn als Kayſer. Nachdem er dieſen glücklichen Erfolg durch ein öffentliches Wagenrennen gefeyert hatte, brach er ſchon am dritten Tage wieder auf, bemächtigte ſich des wichtigen Paſſes Succos, der nach Thrazien (oder in das heutige Romanien) führte, und öffnete ſich dadurch den Weg nach Conſtantinopel. Von da gieng er nach Naißus zurück, um die fernern nöthigen Anſtalten in der Nähe zu treffen. Dem tugendhaften Geſchichtſchreiber Victor ertheilte er die Statthalterſchaft von Nieder-Pannonien, und beehrte ihn mit einer Säule von Erz.

Unter dieſem erwünſchten Fortgange fiel es ihm immer ſchwerer, diejenige Mäßigung beyzubehalten, die er bisher ſo gerne an ſich hatte blicken laſſen. In der Meinung, daß keine Einigkeit mit

dem

dem Conſtantius mehr möglich ſey, ſchickte er einen heftigen Aufſaz, in welchem er demſelben verſchiedene Fehler und Schandflecken vorwarf, an den Senat nach Rom. Dieſer aber bezeigte bey Vorleſung der Schrift einen nicht tadelhaften Unwillen; alle Mitglieder deſſelben riefen einmüthig aus: „Wir bitten Dich, ehre denjenigen, dem Du alles „ſchuldig biſt!„ Damals griff er auch öffentlich das Andencken Conſtantins des Großen an, dem er Neuerungen und Verwirrung der alten Geſeze und Sitten vorwarf, inſonderheit aber dieſes ihm als einen großen Fehler anrechnete, daß er zuerſt Barbaren bis zum Conſulat erhoben hätte. Aber dieſer Tadel fiel zu ſeiner Beſchämung auf ihn ſelbſt zurück. Denn kurz darauf gab er die conſulariſche Würde dem Nevita, der nicht allein mit keinem von denen, welche Conſtantin damit bekleidet hatte, an Erfahrung und Ruhm verglichen werden konnte, ſondern auch nichts von ſeiner Lebensart, und deſto mehr Grauſamkeit beſaß.

Sonſt aber begegnete Julian allen Städten, durch welche er kam, überaus gütig, und that ihnen große Verſprechungen. Den Athenienſern, Lacedämoniern und Corinthiern meldete er ſogar in beſondern Schreiben die Urſachen, welche ihn zu dieſem Feldzuge bewogen hätten. Von dieſen Schreiben iſt das an die Athenienſer gerichtete noch übrig, und bey der bisherigen Erzählung von großer Brauchbarkeit. Julian beſchreibt darinne die ganze Geſchichte ſeines Lebens: ſeine Klagen gegen den Conſtantius ſind ſehr zahlreich, und bitter genug ausgedrückt. Er verſichert unter andern, daß derſelbe große Vorräthe von Korn bereits geſammelt hätte, um ihn bekriegen zu können; doch ſezt

er

er auch hinzu, daß er ſich gern an ſeinem damaligen Zuſtande begnügen wollte, wenn der Kayſer noch einen Frieden mit ihm ſchließen wollte; allein in Gallien könnte er ſich von demſelben nicht von allen Seiten einſchließen laſſen. Es fällt in die Augen, warum Julian dieſe Vertheidigung ſeiner Abſichten an die gedachten drey berühmten Städte geſchickt habe. Da er nach dem Lobe der Gerechtigkeit und ſelbſt der Danckbarkeit gegen den Kayſer ſtrebte, befürchtete er die allgemeine Stimme faſt wider ſich zu haben. Seine alte Liebe und Hochachtung für Griechenland lenckten ihn beſonders auf dieſe Seite: auch war es ihm beſonders wichtig, dieſes Land zeitig zu gewinnen. Der Eifer, mit welchem noch ſehr viele daſelbſt dem Götzendienſte zugethan blieben, trug vermuthlich auch etwas dazu bey: denn Julian erklärte ſich nun ungeſcheut für denſelben. Schon berief er ſich in dem eben genannten Schreiben häuffig auf den Beyſtand und Rath der Götter: mit Wünſchen an ſie beſchließt er auch daſſelbe. Noch mehr: er öffnete in Illyrien die lange verſchloßnen Tempel der Heyden wieder, opferte in denſelben, und munterte auch andere auf, ſolches zu thun. Die Athenienſer folgten dieſem Beyſpiel nach. Gewiſſe Unruhen, die ſich in ihrer Stadt erhoben, wußte er bald zu ſtillen, und fieng überhaupt bereits an, für das Beſte Griechenlands und anderer benachbarter Provinzen würckſam zu ſorgen.

Wollte man alle Erzählungen der alten chriſtlichen Schriftſteller von dieſem Zeitraum der Geſchichte Julians, ohne Bedencken glauben: ſo würde man ihn mit ſeltſamen und wunderbaren Begebenheiten anfüllen müſſen. Zwar die Nachricht

von einer der feyerlichſten heydniſchen Cärimonien, dem Taurobolium, der er ſich unterworfen haben ſoll, um gleichſam alle Spuren und Würckungen der ehemals empfangenen Taufe an ſich zu vertilgen; dieſe Nachricht läßt ſich mit ſeinem unbegränzten Eifer für das Heydenthum endlich wohl vereinigen. Man ſtieg, wenn man jene vermeinte Reinigung oder neue Geburt, wie ſie die Götzendiener nannten, über ſich ergehen ließ, in eine Grube, über welche durchlöcherte und von einander abſtehende Breter gelegt waren: auf dieſen ſchlachtete man einen Stier, und das aus demſelben fließende Blut fieng der in der Grube befindliche mit ſeinem ganzen Leibe auf; in dieſem abſcheulichen Zuſtande kam er, wie man ſich einbildete, geheiligt und als ein neuer Menſch heraus. Man meldet weiter, daß als Julian einſt geopfert habe, in den Eingeweiden des Opferthiers das Bild des Kreuzes, mit einer Krone umgeben, gefunden worden ſey: dieſes hätten die Anweſenden vor ein übles Anzeichen gehalten, das die beſtändige Fortdauer der chriſtlichen Religion bedeutete; allein der Wahrſager hätte ihn damit getröſtet, der Kreis, welcher um das Kreuz herumgienge, zeigte die Einſchränckung dieſer Religion in enge Gränzen an. Noch ſezt man hinzu, daß bald nach Julians Ankunft in Illyrien, da die Weinleſe bereits geendigt geweſen wäre, die Weinſtöcke plözlich voll ſaurer Trauben gehangen hätten; auch ſey ein Thau aus der Luft gefallen, deſſen Tropfen auf Julians und ſeiner Gefährten Kleidern das Kreuz abgebildet hätten: er hätte das erſtere vor ein gutes Zeichen, dieſes aber vor eine natürliche Begebenheit gehalten; von den Chriſten hingegen wären daraus Vorbedeutungen von ſeinem kurzen Leben, und von der Erhaltung ihrer Religion,

gion, gezogen worden. Dieſes alles beweiſet nun zwar überhaupt nichts mehr, als daß Leichtgläubigkeit und Aberglauben damals Heyden und Chriſten eigen geweſen ſind; aber es wirft doch auch einiges Licht auf die Denckungsart Julians und ſeiner Zeitgenoſſen. Gewiſſer ſcheint es zu ſeyn, daß er hauptſächlich auf Erinnerung der Wahrſager eine Zeitlang zu Naißus geblieben ſey, wozu ſie den Grund in den Eingeweiden der Thiere gefunden haben wollten.

Hier erhielt er Nachricht, daß einige Kriegsvölcker, welche er zu Sirmium angetroffen, und weil ſie dem Conſtantius ſehr ergeben waren, nach Gallien geſchickt hatte, aus Mißvergnügen ſich auf ihrem Zuge der Stadt Aquileja bemächtigt hätten. Der Verluſt dieſes feſten Platzes am adriatiſchen Meerbuſen, konnte ihm nicht nur alle Gemeinſchaft mit Italien, welches ihm ſchon unterthänig war, ſondern beynahe auch mit den übrigen Abendländern, entreißen. Da er jedoch im Rücken deſto weniger zu fürchten hatte, traf er ſchleunige Anſtalten, daß dieſe Stadt belagert wurde. Von den Morgenländern her vermehrten ſich bald ebenfals ſeine Beſorgniſſe, und in Thracien wurden die zerſtreuten Hauffen Soldaten zuſammengezogen, um ihm das Vordringen zu verwehren. Er brachte alſo auch in Illyrien viele Kriegsvölcker zuſammen, ſchlichtete übrigens daſelbſt Streithändel, gab Rom neue Conſuls, und blieb bey allem Muthe nicht ganz ohne Furcht. Oft beſchauete er die Eingeweide der Opferthiere, und beobachtete den Flug der Vögel, um den Ausgang ſeiner Unternehmung vorher zu ſehen; allein man meldete ihm aus dieſen Quellen nur dunckle und zweydeutige Anzeichen.

Endlich

Endlich verſicherte ihm ein vermeinter Kenner der Wahrſagerkunſt, an der Leber eines Opferthiers die glücklichſte Vorbedeutung gefunden zu haben. Julian glaubte ihm nicht, weil er ihn in den Verdacht hatte, er ſuche ihm nur etwas Schmeichelhaftes zu ſagen. Aber da er ſelbſt einmal zu Pferde ſteigen wollte, fiel der Soldat, der ihm dabey mit der rechten Hand behülflich war, zur Erde nieder, und Julian rief darüber aus: „Nun iſt derjenige gefallen, „der mich in die Höhe gehoben hat!„ Sogleich ſahen alle Umſtehende in dieſen Worten eine Ankündigung von dem Tode des Conſtantius. Auch Julian war dieſer Meinung; er wagte es aber dennoch nicht, wegen einer bloßen Muthmaaßung weiter vorzurücken.

Unterdeſſen war Conſtantius würcklich am 3. November des Jahrs 361. in Cilicien geſtorben; wenn man es gleich dem Ammian nicht zu glauben braucht, daß ſolches gerade zu der Zeit geſchehen ſey, da ſich das erſtgedachte Anzeichen zutrug. Er war eben im Anzuge gegen den Julian begriffen, der vom Gregorius von Nazianzus wider alle Wahrſcheinlichkeit beſchuldigt wird, daß er den Kayſer mit Gifte vergeben habe. Dieſer ſoll ihn ſogar kurz vor ſeinem Ende zu ſeinem Nachfolger ernannt haben. Es ſcheint, daß Julian die Nachricht von ſeinem Tode nicht ungerührt vernommen habe; er bediente ſich aber derſelben alsbald, und indem er ſich in ſeinem Glauben an die Weißagungen beſtärckte, eilte er auf Conſtantinopel zu. Alle die ihn begleiteten, wurden muthiger, da ſie ſahen, daß ihm das Reich, welches er mit der äußerſten Gefahr zu behaupten geſucht hatte, nunmehr auf dem ordentlichen Wege zufiel. Vergebens fiengen einige

Hofleute zu Conſtantinopel an ſich über die Wahl eines neuen Kayſers zu berathſchlagen, weil ſie ſich vor dem Julian fürchteten: Soldaten, Bürger, alles übrige erkannte ihn davor; man gieng ihm in groſſen Hauffen entgegen, und glaubte faſt jemanden zu ſehen, der vom Himmel ſelbſt käme. Mit Bewunderung, ſagt Ammian, betrachtete, man einen Prinzen von dreyßig Jahren, klein von Körper, aber durch große Thaten berühmt, der nach ſo viel bezwungnen Völckern, mit ungemeiner Geſchwindigkeit von Paris nach Conſtantinopel übergegangen war, überall neuen Zuwachs von Kräften bekommen, und gleich einer Flamme alles um ſich herum ergriffen, die höchſte Gewalt durch einen göttlichen Winck, ohne irgend einen Schaden des gemeinen Weſens, erhalten hatte. Eine ſeiner erſten Beſchäftigungen zu Conſtantinopel war, den Leichnam des Conſtantius mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen in der Apoſtelkirche begraben zu laſſen: er gieng ſelbſt vor ſeiner Bahre her, nachdem er den kayſerlichen Schmuck bis auf den Purpurmantel abgelegt hatte.

In die Staatsverwaltung, welche Julian jezt übernahm, waren durch die Schwäche des Conſtantius viele Mißbräuche und ſchädliche Fehler gedrungen. Er trug daher bald dem Salluſtius Secundus, den er zum oberſten Staatsbedienten in den Morgenländern ernannte, und einigen andern, auf, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen; zumal da ihm auch viele Klagen gegen die lezte Regierung vorgetragen wurden. Doch begieng er dabey das Verſehen, entweder aus Furchtſamkeit, oder aus Mangel an Kenntniß, daß er dem Feldherrn Arbetio in dieſer richterlichen Geſell-

ſellſchaft alle Gewalt einräumte, der doch längſt durch Verfolgung vieler Unſchuldigen, Falſchheit und Stolz bekannt worden war. Dieſe außerordentlichen Richter, welche ſich zu Chalcedon verſammelten, verfuhren, vielleicht um gewiſſe Abſichten des Julian zu erfüllen, mit einer Strenge, welche ſich zum Theil in Ungerechtigkeit verwandelte. Zwar billigte es jedermann, daß ſie diejenigen zum Tode verurtheilten, welche ihre Gewalt, die ſie über den Conſtantius beſaßen, zu Ausübung aller Grauſamkeiten und vielen andern Unordnungen angewandt hatten, wie unter andern den verſchnittenen Euſebius. Aber andere traf ein gleiches Schickſal, deren Verbrechen doch nur in der Treue gegen den verſtorbenen Kayſer beſtand. So gieng es dem Taurus, der dazumal noch Conſul war, und deſſen hohe Würde, die er ohnedieß bald ablegen ſollte, gefliſſentlich beſchimpft wurde, indem man mit allgemeinem Unwillen in den Akten ſeines Proceſſes folgenden nie gehörten Anfang las: „Unter dem Conſulat des Taurus und Florentius, „wurde Taurus von den öffentlichen Ausrufern „vorgeladen.„ Die Kayſer ehrten ſonſt immer noch das Conſulat: ſie waren auch ihrer ſelbſt und ihrer Nachfolger wegen ſchuldig, die Ergebenheit allein, welche man ihren Vorgängern bezeigt hatte, wenn ſie nicht in Uebelthaten ausgebrochen war, mehr zu belohnen als zu ſtrafen.

Aber nichts zog dem neuen Kayſer größern Haß zu, als die Hinrichtung des Urſulus. Dieſer rechtſchaffene Mann, der über den öffentlichen Schatz geſezt war, hatte ſogar dem Julian, da ihn Conſtantius in Gallien das Geld verſagte, welches den Soldaten zum Geſchenck ausgetheilt werden

mußte, ſo viel er deſſen brauchte, heimlich auszahlen laſſen. Ob ihn Julian bloß dem Haſſe ſeines Gerichtshofes und der dabey gegenwärtigen Kriegsbedienten Preiß gegeben, oder ob er eine geheime Urſache des Mißvergnügens gegen ihn gehabt habe, bleibt ungewiß, und ſeine Undanckbarkeit wird durch ſolche Muthmaaßungen nicht verringert. Da er unterdeſſen fand, daß man ihn wegen dieſer That verwünſchte, glaubte er die ſchlechte Entſchuldigung, die ihm vielmehr ſelbſt zur Schande gereichte, nützen zu können, Urſulus ſey ohne ſein Vorwiſſen umgebracht worden, und ſein Untergang rühre eigentlich von einer beleidigenden Rede her, welche er gegen die Soldaten in Gegenwart des Conſtantius ausgeſtoßen hatte. Einen Theil der Güter des Unglücklichen ertheilte er deſſen Tochter.

Mit der Unterſuchung des Betragens der Staatsbedienten war eine gänzliche Veränderung des Hofſtaates verbunden, bey welchem eine faſt unglaubliche Verſchwendung und überflüßige Menge von Bedienten eingeführt war. Mehr als tauſend Köche, Barbierer, Mundſchencken und andere Beamten bekamen ihren Abſchied. Ihre Pracht und Ueppigkeit waren dem Kayſer eben ſo anſtößig als ihre unnüze gehäuffte Anzahl. Dieſe Leute hatten ſich größtentheils von der äußerſten Dürftigkeit durch alle Arten unerlaubter Mittel zu anſehnlichen Reichthümern erhoben; ſie waren das Muſter einer übermüthigen und wollüſtigen Lebensart, die ſich von ihnen auf die Sitten vieler anderer verbreitete. Julian verlangte einſt jemanden, der ihm das Haar abſchneiden ſollte; er erſtaunte aber, als er einen herrlich gekleideten Mann ins Gemach treten ſah, und ſagte: „Ich habe einen Barbier verlangt; nicht

„einen

„einen Rentmeiſter.„ Doch ward er begierig zu erfahren, was dieſer Menſch vor Einkünfte hätte, und hörte mit nicht geringer Verwunderung von ihm, daß er täglich für zwanzig Perſonen Brodt, Futter für zwanzig Pferde, eine ſtarcke Beſoldung und darneben viele Geſchencke bekäme. Ihn alſo und ſo viele andere Hofbedienten ließ er ziehen wohin ſie wollten. Köche, ſagte er, brauche er nicht, weil er nur die gemeinſten Speiſen äße; auch keine Barbierer, weil Ein ſolcher Mann für viele hinlänglich ſey; endlich auch keine Verſchnittene, weil er weder Eine Gemahlinn hätte, noch jemals wieder eine nehmen würde. Er gieng noch weiter, und danckte auch alle übrige Hofleute ab, die dem Conſtantius gedient hatten.

Manche lobten dieſe Anſtalten Julians als Beweiſe einer philoſophiſchen Mäßigung und Beſcheidenheit, die ſelbſt auf dem Throne alles äußerlichen Glanzes und Aufſehens leicht entbehren kann. Dieſes waren auch überhaupt ſeine Geſinnungen, und dadurch ſuchte er ſich von ſeinem Vorgänger rühmlich zu unterſcheiden. Aber weit mehrere tadelten ihn wegen eben dieſer Selbſtverleugnung. Ein Fürſt, ſagten ſie, der ſich aller Pracht begiebt, die doch von dem großen Hauffen bewundert wird, macht ſeine Regierung bey den Unterthanen verächtlich. Er hätte wenigſtens eine kleine Anzahl Hofleute von unſträflichen Sitten beybehalten und ſich erinnern ſollen, daß der Philoſoph, den er vorſtellen wollte, auch Kayſer ſey. Dieſe ſo ſtrenge Einfalt der Lebensart entfernte ſich, wie man noch angemerckt hat, eben ſowohl von der weiſen Mittelſtraße, als das üppige Gefolge, das er in dem Palaſte antraf, und es konnte darunter gar wohl ein

geheimer Stolz verborgen liegen. Chriſtliche Schriftſteller haben ſogar geglaubt, daß ſein Haß gegen ihre Religion, der die Hofbedienten zugethan waren, viel zu ihrer Abſchaffung beygetragen habe.

Erſt die Folge der Geſchichte wird Gründe zeigen, nach welchen man zwiſchen dieſen Urtheilen entſcheiden kann. Wenigſtens gereichten doch dieſe Veränderungen ſogleich den meiſten Unterthanen zum Beſten. Indem Julian den ungeheuren Aufwand des Hofs tilgte, ſehr viele kayſerliche Notarien, (die man jezt Canzelliſten oder Aktuarien nennen würde,) ihrer Dienſte entließ, und mehrere tauſend kayſerliche Commiſſarien oder vielmehr Kundſchafter, bis auf ſiebzehn, die er übrig ließ, abſchaffte: war er im Stande, nicht allein alle Reſte der Steuern, ſondern auch den fünften Theil derſelben durchgängig zu erlaſſen. Alles überhaupt, was er gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung that, ſollte ihm die Liebe und Hochachtung ſeiner Unterthanen erwerben: dieſes Beſtreben hatte er mit vielen neu angehenden Fürſten gemein.

Er brachte jedoch einige beſondere große Abſichten auf den Thron, die ſich eben ſo geſchwind entwickelten: keine ſchneller, als dieſe, dem Heydenthum diejenige Uebermacht im Reiche wieder zu geben, die es ſeit ohngefähr funfzig Jahren verloren hatte. Es war zu erwarten, daß ſeine heftige Liebe gegen dieſe Religion auf die ungeſtümſte Art ausbrechen würde, ſobald er die höchſte Gewalt in den Händen hätte: und man betrog ſich hierinne nicht gänzlich. Allein zugleich vergaß er nicht alle Klugheit, welche ihm die Umſtände ſeiner Zeit anriethen. Er fand die chriſtliche Religion in einem ſehr feſt gegründe-

ten

ten Beſize. So viele Rechte und Vorzüge, die ihr vom Conſtantin und von ſeinen Söhnen ertheilt worden waren; der Beytritt des Hofs ſelbſt; die große Menge der Chriſten; die Beſezung der meiſten anſehnlichen Bedienungen mit denſelben; die Freyheit, mit welcher bisher alle lächerliche Seiten des Heydenthums öffentlich waren aufgedeckt und verſpottet worden; die guten Schriftſteller, welche die Chriſten hatten, unter denen jezt Witz, Beredſamkeit und Wiſſenſchaft nicht weniger als unter den Heyden blühten; dieſes und noch mehr ſtand ihm bey dem Verſuche das Chriſtenthum zu unterdrücken, im Wege. Es war auch höchſt mißlich, beyde Religionen in ein Gleichgewicht gegen einander zu verſezen, und zu hoffen, daß ſich die heydniſche, wenn ſie von ihren bisherigen Feſſeln befreyet wäre, ſelbſt über die chriſtliche erheben würde. Und gleichwohl war es für den Ehrgeiz Julians überaus ſchmeichelhaft, eine Religion, zu der er ſich ſo lange heimlich, und mit Gefahr, bekannt hatte, deren Bekenner, von ihm ſelbſt aufgemuntert, ſich ſo viel von ihm verſprachen, aller Hinderniſſe ohngeachtet, wieder zur herrſchenden zu machen, da es einmal das Anſehen hatte, daß er im Stande ſey, alle ſeine Wünſche zu befriedigen.

Gewalt zu dieſem Endzwecke zu gebrauchen, konnte ihm noch aus andern Urſachen nicht gefallen, als bloß wegen der guten Verfaſſung der Chriſten. Sie waren lange genug von den Heyden verfolgt worden, ohne daß man dadurch ihre ſichtbare Zunahme und ihren wachſenden Muth hätte hintertreiben können. Jezt ſchien dieſes Mittel noch weit unkräftiger zu ſeyn, weil die Chriſten ſelbſt durch die Erinnerung ſo vieler vergeblicher Angriffe, die ſie

überſtanden hatten, muthiger geworden waren. Es iſt wahr, daß ſie nicht völlig mehr den ältern Bekennern dieſer Religion ähnlich ſahen: ihre weichlichern Sitten, die ſchädliche Uneinigkeit im Glauben, welche ſeit vielen Jahren unter ihnen regierte, und die Feindſeeligkeiten, die ſie unter der vorigen Regierung gegen einander ſelbſt, durch jene angefeuert, ausgeübt hatten; dieſes machte dem Julian Hoffnung, daß er eine beträchtliche Anzahl ſolcher Chriſten durch Bedrückungen überwältigen würde. Aber doch fanden ſich auch noch viele neben dieſen, die den Geiſt ihrer Vorfahren hatten. Und in einem ſolchen Falle ermannet der Widerſtand einer geringen Anzahl auch den gleichgültigen gröſſern Hauffen. Es wäre nicht einmal etwas unerwartetes geweſen, wenn die unruhigern und ausſchweifenden Chriſten gegen einen verfolgenden Fürſten einen Aufſtand erregt hätten, der durch das Mißvergnügen der ganzen zahlreichen Parthey gefährlich würde geworden ſeyn.

Noch andere Bewegungsgründe, ſein Verhalten gegen die Chriſten mit einigem Glimpf zu vermiſchen, gaben dem Kayſer ſeine Geſinnungen in Anſehung derſelben und ſeiner Unterthanen überhaupt. Er haßte und verachtete die Chriſten zu ſehr, als daß er ſie eines ernſtlichen mächtigen Angriffs, wie fürchterliche Feinde, hätte würdigen ſollen. Den Ruhm neue Märtyrer durch ihn zu erlangen, und eben dadurch ihrer Religion einen von ihnen ſehr gewünſchten Glanz zu verſchaffen, mißgönnte er ihnen gewiß. Als einem Philoſophen (denn man hat ſchon geſehen, wie werth ihm dieſer Nahme geweſen ſey,) mußten ihm nur gelindere Mittel, oder die doch ein ſolches Anſehen hatten, angenehm

nehm ſeyn, um die Einſichten der Menſchen zu verändern. Libanius verſichert, die Chriſten hätten nun von den Heyden eben eine ſolche Begegnung erwartet, als ſie dieſelben bisher hätten ausſtehen laſſen; allein der Kayſer habe das Gewiſſen der Menſchen nicht zwingen wollen, und er führt auch Gründe an, warum dieſes unmöglich ſey. Ueberdieß ſtrebte Julian ungemein nach der Ehre, ein gütiger und geliebter Fürſt zu heißen; den Nahmen eines Tyrannen, den die Chriſten vielen ſeiner Vorgänger hatten beylegen müſſen, verabſcheuete er deſto mehr. Es blieben ihm dem ohngeachtet Wege genug übrig, auf welchen er verſuchen konnte, den Chriſten Abbruch zu thun. Das Beyſpiel ſeines Eifers für das Heydenthum ward verführend; Liebkoſungen und Wohlthaten waren wenigſtens eben ſo kräftig; an Statt einer offenbaren Verfolgung ſtanden ihm Verachtung, Ränke und Kunſtgriffe von mancherley Art offen; Strafen, welche unter dem Vorwande der Gerechtigkeit ausgeübt wurden, durfte man nicht Grauſamkeit nennen; durch gemilderte Vorſtellungen des Heydenthums, verlor es vielleicht viel von dem allgemeinen Haſſe der Chriſten; und auch von der Länge der Zeit, in welcher er alle ſolche Bemühungen anſtellen würde, konnte Julian manche große Würckung erwarten. Dieſes wurde alſo auch der Entwurf, nach dem er zu verfahren gedachte.

Sobald er im Beſiz des Throns war, erklärte er ſich mit allem Eifer für das Heydenthum. Auf ſeinen Befehl mußten die beſonders in den Morgenländern noch verſchloßnen Tempel geöfnet, andere wieder aufgebauet oder ausgebeſſert, und den Göttern von neuem Opfer gebracht werden. Er führte

die heydniſchen Cärimonien, die jeder Stadt eigen geweſen waren, wieder ein, gab den Götzenprieſtern die Rechte und Ehrenbezeigungen zurück, welche ihnen Conſtantin entzogen hatte, wies auch ihnen und zur ganzen Ausübung ihrer Religion Einkünfte an. Den Nilmeſſer, welcher nach des eben gedachten Kayſers Verordnung in einer chriſtlichen Kirche zu Alexandrien aufbehalten wurde, ließ er abermals in den Tempel des Serapis bringen, wo man ihn ehemals verwahrt hatte. Er ſchrieb auch öfters an die Städte, welche dem Heydenthum ergeben waren, und munterte ſie auf, ſich alles, was ſie wollten, von ihm auszubitten.

Der geſchäftigſte unter allen bey der Verehrung der Götter war er ſelbſt. Seine Neigung wurde noch durch die mit der kayſerlichen verbundene Würde eines Hohenprieſters angeflammt, die er in ihrer ganzen alten Stärcke zu verwalten geſonnen war. Auch nahm er die Stelle eines Vorſtehers oder Propheten bey dem Didymäiſchen Orakel des Apollo an. Sein Garten war mit Altären angefüllt, die er allen Göttern zu Ehren aufgerichtet hatte, und auf denen er jeden Morgen opferte. In dem daran ſtoßenden Palaſte hatte er noch eine Art von Kapellen, welche der Sonne gewiedmet war: daſelbſt brachte er ihr, bey ihrem Aufgange und Untergange, Opfer dar, und in der Nacht that er ein gleiches gegen die vermeinten Götter derſelben. Sehr häuffig fand er ſich in den Tempeln der Götter, beſonders an ihren Feſttagen, ein. Er opferte ſelbſt darinne, und damals wurde zuerſt in Conſtantinopel der Götzendienſt öffentlich ausgeübt. Man ſah ihn ſogar vor den Bildern der Götter niederfallen, die Pantoffel der Juno küſſen, die

Opfer-

Opferthiere ſelbſt ſchlachten, in den Eingeweiden derſelben günſtige Anzeichen ſuchen, Holz zu den Altären herbeytragen, es anzünden und das Feuer anblaſen. Selbſt verſtändigern Heyden kamen dieſe erniedrigende Handlungen lächerlich vor. Wenn man jedoch auf den Trieb und Endzweck derſelben zurückgeht, und die Ueberwindung bedenckt, die es einem Kayſer, einem Philoſophen vermuthlich koſten mußte, ſich zu ſo unanſtändigen Bemühungen vor den Augen ſeiner Unterthanen, bloß darum herabzulaſſen, um ihnen durch ſein Beyſpiel die Religion, welche er vor die einzige wahre hielt, ehrwürdig zu machen: ſo muß man ihn vielleicht mehr bedauern als verſpotten. Der nichtswürdigſte Religionseifer bringt öfters Thaten hervor, welche der wahren Großmuth ſehr nahe kommen.

Auf der andern Seite rief Julian die Biſchöfe aus der Verbannung zurück, welche unter der Regierung des Conſtantius, bey Gelegenheit der heftigen theologiſchen Streitigkeiten, in dieſelbe waren geſtoßen worden. Er ließ die Lehrer der verſchiedenen Partheyen und auch andere Chriſten, die dazu gehörten, (denn es gab damals unter ihnen Rechtgläubige, Arianer von mancherley Arten, und noch andere Sekten, die einander bisher grimmig verfolgt hatten,) dieſe ließ er in ſeinen Palaſt kommen, und ermahnte ſie, da die bürgerlichen Händel nun geendigt wären, auch die ihrigen aufzuheben; dagegen aber frey und ruhig ihren Glauben zu bekennen. So ſehr auch dieſes Betragen den Schein der Sanftmuth und Friedensliebe an ſich hatte; ſo meldet doch ein heydniſcher Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten, der Kayſer habe vielmehr, um deſto mehr vor dem großen Hauffen der Chriſten geſichert zu

ſeyn,

seyn, die Uneinigkeit unter ihnen dadurch vergröſſern wollen, daß er allen ihren Partheyen gleiche Freyheit einräumte, weil er wohl gewußt hätte, daß kaum wilde Thiere die Menſchen mit ſolcher Erbitterung angriffen, als die meiſten Chriſten ſich ſelbſt einander. Ein chriſtlicher Schriftſteller, der einige Zeit darauf lebte, Sozomenus, legt dem Julian nicht nur eben dieſe Abſicht bey; ſondern ſezt noch hinzu, er könnte wohl auch durch dieſe Aufführung geſucht haben, den Kayſer Conſtantius zu beſchimpfen, der eben jene rechtgläubige Biſchöfe, ſo wie auch den Aetius, Stifter der Eunomianiſchen Sekte, ins Elend verwieſen habe. Dieſen leztern habe dagegen Julian mit beſondern Ehrenbezeigungen an ſeinen Hof berufen, und offenbar noch mehr gethan, um das Andencken ſeines Vorgängers verächtlich zu machen. Mit einer ähnlichen verſtellten Mäßigung ſagte Julian oft zu den Chriſten: „Hört mich doch an, den die Alemannen und Francken angehört haben!„ Man hat aber angemerckt, daß dieſes eine nicht ſehr ſchickliche Nachahmung gewiſſer Worte geweſen ſey, welche Marcus Aurelius gegen die Juden geſprochen hatte, als ſie ihm durch ihren Ungeſtüm beſchwerlich fielen.

Dieſe ſcheinbare Leutſeeligkeit und Gelindigkeit des Kayſers erſtreckte ſich ſo weit, daß er öffentlich und mehrmals verbot, man ſollte die Chriſten nicht beleidigen oder beſchimpfen, noch ſie wider ihren Willen zum Opfern nöthigen. Wenn aber jemand von ihnen freywillig ſich zu den heydniſchen Cärimonien entſchlieſſen würde, ſo verordnete er, daß derſelbe vorher ſich reinigen, und diejenigen Götter verſöhnen ſollte, welche das Uebel abwendeten. In

einem

einem Schreiben unter andern an die Einwohner von Boſtra, wo er eben dieſes befiehlt, und ſich rühmt, daß unter ſeiner Regierung nicht, wie zu den Zeiten des Conſtantius, viele Menſchen wegen der chriſtlichen Religionsſtreitigkeiten gedrückt oder gar umgebracht würden; in dieſem Schreiben empfielt er nicht nur Chriſten und Heyden daſelbſt gleiche Verträglichkeit gegen einander, indem die Menſchen durch Worte überzeugt und unterrichtet werden müßten, nicht durch Schläge, Schmach und Martern: er ermahnt auch die Verehrer der wahren Religion, ſo nennt er die Heyden, noch einmal, den Galiläern kein Leid zuzufügen. Er hatte den Chriſten dieſen Schimpfnahmen gegeben, weil der Stifter ihrer Religion in Galiläa war erzogen worden; und wenn man dem Gregorius von Nazianzus trauen darf, legte er ihnen denſelben nachmals durch ein eigenes Geſez bey. Hier fügt er noch hinzu, die Galiläer verdienten mehr Mitleiden als Haß, weil ſie das allergrößte Unglück litten, einer gottloſen Religion zugethan zu ſeyn, von den Göttern ſich zu den Todten und ihren Ueberbleibſalen gewandt zu haben.

So war Julians Glimpf gegen die Chriſten mit Verachtung und Spott vermiſcht; aber er that doch bey vielen ſeine Würckung, da er von Ehrenbezeigungen, Belohnungen, und andern Reizungen des Abfalls zum Heydenthum begleitet wurde. Diejenigen, welche aus ſolchen oder ähnlichen Bewegungsgründen Chriſten geworden waren, ließen ſich durch eben dieſelben zu der Religion des Fürſten zurückführen: bey andern, denen bloß Erziehung und Gewohnheit das Chriſtenthum beliebt gemacht hatten, konnte man nicht mehr Standhaftigkeit erwarten.

warten. Darunter war auch Ecebolus, der ſonſt Julians Lehrer in der Beredſamkeit geweſen war, und ſich von ihm mit einem Eide hatte verſprechen laſſen, daß er den Libanius nicht darüber hören wollte. Jezt wurde er plözlich aus einem eifrigen Chriſten ein eifriger Heyde; aber nach dem Tode des Kayſers kehrte er gleich geſchwind zu ſeiner erſten Religion zurück, warf ſich vor die Kirchthüre hin, und ſagte zu den hineingehenden Chriſten: „Tretet mich mit Füßen, wie abgeſchmacktes Salz!„

Der Anfang alſo von Julians Bemühungen gegen die Chriſten erregte eine groſſe Erwartung auf das Künftige. Aber er gieng auch ſeinem zweyten wichtigen Entwurfe, einem Feldzuge wider die Perſer, bald nach: und überhaupt ſuchte er ſeiner Regierung durch alle Handlungen und Reden ein gewiſſes Anſehen zu geben. Sie erhielt es ſchon dadurch, daß ihm bald nach dem Antritte derſelben viele fremde Völcker, zu denen der Ruf von ſeiner Tapferkeit, kriegeriſchen Erfahrung und andern Eigenſchaften, bereits gedrungen war, Glück zu derſelben wünſchen ließen, zugleich auch ihr Verlangen bezeigten, mit ihm in Friede zu leben. Er traf dagegen auch die beſten Anſtalten, um ein brauchbares Heer in Bereitſchaft zu haben, ſorgte beſonders für die Beſazungen, welche längſt der Donau die Einfälle der Barbaren abwehren ſollten: und als man ihm rieth, die angränzenden Gothen zu bekriegen, welche ihren Vergleichen mit den Römern ſelten treu blieben, gab er zur Antwort, er ſuche würdigere Feinde; für die Gothen wären die Kaufleute aus Galatien hinlänglich, von welchen ſie überall als Sclaven verkauft würden.

In der bürgerlichen Regierung folgte er auch, meiſtentheils nicht ohne Ruhm, ſeinen Grundſäzen und Neigungen. Eine Menge Egyptier war nach Conſtantinopel gekommen, um durch ſeinen Beyſtand das Geld wieder zu erlangen, das ſie denen, welche die Rückſtände der öffentlichen Abgaben eintrieben, gegeben hatten, damit ſie entweder gar nichts, oder mit mehr Bequemlichkeit zahlen dürften. Sie fielen aber durch ihr geſchwäziges und unverſchämtes Anhalten ihm und ſeinen Staatsbedienten ſo ſehr zur Laſt, daß jede andere Angelegenheit ruhen mußte. Daher befohl er ihnen allen, ſich über die Meerenge nach Chalcedon zu begeben, wohin er ebenfals wegen ihrer Sache kommen wollte. Zu gleicher Zeit aber verbot er allen Schiffern der dortigen Gegend, keinen Egyptier überzuſchiffen: dieſes nöthigte ſie, ſogleich in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ihr ganzes Begehren kam ihm ſo unbillig und ſchändlich vor, daß er dieſe und ähnliche Forderungen auf immer durch ein Geſez unterſagte.

Am erſten Jänner des Jahrs 362. verfügten ſich die neuernannten Conſuls, die nun ihr Amt antreten ſollten, wie es gewöhnlich war, in den Palaſt des Kayſers; aber überaus früh, damit er ihnen nicht zuvorkommen möchte. Er ſtand eilfertig auf, gieng ihnen, weil ſie ihn überraſcht hatten, mit einer Art von Beſtürzung entgegen, und empfieng ſie ehrerbietig. Als ſie hierauf ſich in den Senat begaben, nöthigte er ſie, ihren Wagen zu beſteigen; er aber begleitete ſie zu Fuß, wie einer von ihrem Gefolge. Eine für ſeine Würde zu gezwungene Herablaſſung, die daher nicht den allgemeinen Beyfall fand, den er ſich davon verſprach. Im Senat hielt der eine Conſul, Mamertinus, eine Lobrede

auf

auf ihn, die wir noch als einen beredten Aufſaz von derjenigen Art leſen, worinne der Verfaſſer nichts als Tugenden an ſeinem Fürſten entdeckt hat. Wenige Tage darauf ließ Mamertinus die feyerlichen Spiele halten: man führte nach dem üblichen Herkommen Sclaven vor ihn, denen er die Freyheit ſchencken ſollte; Julian wollte ſie ihnen ſelbſt ertheilen; da man ihn aber erinnerte, daß dieſes jezt ein Recht des Conſul ſey, verurtheilte er ſich zu einer Geldſtrafe von zehn Pfund Goldes. Ueberhaupt war dem Römiſchen Senat ſeit langer Zeit von den Kayſern nicht mit ſo vieler Achtung begegnet worden, als von ihm. An Statt, wie ſein Vorgänger, die Mitglieder deſſelben zu ſich kommen zu laſſen, fand er ſich ſelbſt häuffig in ihren Verſammlungen ein, nahm an den Berathſchlagungen Antheil, ohne ſie einzuſchräncken, und war der erſte Kayſer ſeit dem Julius Cäſar, der öfters im Senat Reden, welche er ſelbſt verfertigt hatte, auch ſelbſt gehalten hat. Vielleicht gönnte er den Römern würcklich ihre alte Freyheit: wenigſtens ſah er es ungerne, wenn man ihm den ehemals bey ihnen verhaßten Nahmen Herr beylegte, den gleichwohl die Kayſer ſchon lange führten; er war ſogar geneigt, die kayſerliche Kopfbinde gänzlich abzulegen.

Er äußerte auch ſonſt edle und wohlthätige Geſinnungen. Zween abgeſezte kayſerliche Commiſſarien erboten ſich gegen ihn, den Ort zu entdecken, wohin ſich Florentius aus Furcht vor dem Tode gerettet hatte, wenn ihnen ihre Stellen wieder gegeben würden. Allein er wies ſie mit dem Nahmen von Angebern ab, und ſagte, es ſey einem Kayſer unanſtändig, ſich ſo argliſtiger Anzeigen wider einen Unglücklichen zu bedienen, dem vielleicht bald Gnade

wiederfahren dürfte. Conſtantinopel, ſeiner Vaterſtadt, gab er mehrere Beweiſe ſeiner Liebe. Er legte einen ſehr geräumigen Hafen daſelbſt an, um die Schiffe vor den Mittagswinden in Sicherheit zu ſezen, nebſt einem bedeckten Gange, der dahin führte. In ſeinem Palaſte ſelbſt bauete er einen ſolchen Gang, wo er eine Bücherſammlung errichtete. Dem Senate dieſer Stadt ertheilte er neue Rechte, und für die Ausſchmückung derſelben, trug er ebenfals Sorge.

Bisweilen vergaß er jedoch bey einem öffentlichen Ausbruch ſeiner Freundſchaft und Danckbarkeit, was er ſeinem Stande ſchuldig ſey: beſonders, da er ſich in allem, was Aufſehen machte, gefiel. Den Philoſophen Maximus, der ihm hauptſächlich das Heydenthum beliebt gemacht, die Regierung verkündigt, und ſein Herz völlig eingenommen hatte; dieſen bat er noch als Cäſar vergebens zu ſich nach Gallien. Sobald er Kayſer geworden war, wiederholte er dieſe Einladung an ihn und an den Chriſanthius. Der leztere glaubte ſo ſchlimme Vorbedeutungen durch Hülfe der Theurgie zu finden, daß ihn nichts, auch nicht ein Schreiben Julians an ſeine Frau, bewegen konnte, an den Hof zu reiſen: daher machte ſie der Kayſer beyde zu oberſten Vorſtehern der heydniſchen Religion in Lydien, und die dortigen Chriſten hatten ſich über den Philoſophen nicht zu beklagen. Maximus hingegen erfüllte das Verlangen des Kayſers. Dieſer hielt eben eine Rede im Senat, als man ihm meldete, daß derſelbe in der Nähe ſey. Sogleich ſprang er von ſeinem Stuhl auf, lief ihm weit entgegen, umarmte ihn, und führte ihn mit ausnehmenden Zeichen der Hochachtung in den Senat, wo er ihn neben

ſich niederſizen ließ. Bald äußerte ſich auch die Gewalt, welche Maximus über das Gemüth des Kayſers hatte: er fieng an, ihn durch ſeine Rathſchläge zu beherrſchen; dieſes Anſehen machte ihn ſtolz und übermüthig; es bereitete das Unglück vor, welches ihn nach dem Tode des Käyſers traf.

Nächſt demſelben rief Julian noch viele andere heydniſche Philoſophen und Sophiſten zu ſich. Manche darunter betrogen ſich in ihrer Hoffnung: nachdem er ſie ſehr freundlich aufgenommen, auch wohl an ſeine Tafel gezogen hatte, ſchickte er ſie zurück, ohne ihnen einige Wohlthat zu erweiſen. Vermuthlich fand er ſich ſelbſt in der großen Meinung hintergangen, die er in Anſehung ihrer angenommen hatte. Andere hingegen durften ihn nicht wieder verlaſſen; ſie wurden ſeine vertrauten Freunde, wie unter andern der Platoniſche Weltweiſe Priſcus, deſſen ſtrenge zurückhaltende Gemüthsart der Hof nicht änderte. Man merckte unterdeſſen wohl, daß Julian dieſe Geſellſchaft nicht bloß aus Liebe zur Gelehrſamkeit und Weisheit ſuchte: er befriedigte dadurch zugleich ſeine Ruhmbegierde; man ſollte ihn nicht als einen Kayſer von der gemeinen Art, ſondern als einen Nachahmer des Marcus Aurelius, noch größer als ſein Muſter, anſehen. Freylich macht ein ſehr ehrwürdiger Lehrer der Chriſten, der um dieſe Zeit ſchon lebte, Chryſoſtomus, von dem Gefolge und Umgange des Kayſers eine ſchimpfliche Abbildung. Kaum hatte derſelbe, ſagt er, die freye Ausübung der heydniſchen Religion erlaubt, als eine Menge Zauberer, Wahrſager, und andere Betrüger aus allen Gegenden ſeinen Palaſt anfüllten. Sie wurden zum Theil aus den elendeſten Leuten, die bisher in Gefängniſſen

fängniſſen oder in einer verworfenen Lebensart ihre Tage zugebracht hatten, angeſehene Diener der heydniſchen Religion. Dieſes alles kann vollkommen wahr ſeyn; aber eben weil ſie vornemlich wegen der heydniſchen Religion gelitten oder im Staube gelegen hatten, zog ſie Julian deſto eifriger hervor, und glaubte vermuthlich, daß dieſer Umſtand auch ihre Fehler bedecke.

Es kann nicht gezeigt werden, wie viel dieſe genaue Verbindung des Kayſers mit einer Menge gelehrter, ſchlauer und hitziger Heyden zu der Veränderung des Zuſtandes der Chriſten beygetragen habe; ob ſie gleich daran durch ihre Rathſchläge manchen Antheil gehabt haben mögen. Er ſelbſt unterdeſſen war dieſer kaum benöthigt: und da er gar bald offenbare Angriffe auf das Chriſtenthum verſuchte, geſchah es durch ſolche Mittel, die man von ihm allein ſchon erwarten konnte. Die Chriſten wurden durch eine ſeiner Verordnungen von allen Bedienungen im Staate und beym Kriegsheere ausgeſchloſſen. Sie können, ſagte er ſpöttiſch, nicht Statthalter der Provinzen ſeyn, weil ihnen ihre Religion verbietet, die Miſſethäter durch das Schwerdt hinrichten zu laſſen. Damals erkannte man diejenigen unter ſeinen Hofbedienten und Kriegsbefehlhabern, die dem Chriſtenthum mit ungetheiltem Herzen ergeben waren: ſie legten lieber ihre Würden nieder, als daß ſie den Göttern geopfert hätten. Darunter thaten ſich beſonders Jovianus, Valentinianus und Valens hervor, die nachmals alle Kayſer geworden ſind. Dem erſtern ließ Julian ſeine Stelle bey dem Heere. Valentinianus ſcheint auch als Oberſter von der Leibwache beybehalten worden zu ſeyn. Aber einſt da er vor dem Kayſer

hergieng, als derſelbe den Tempel der Glücksgöttinn beſuchte, und die heydniſchen Prieſter ihn ebenfals mit dem Weyhwaſſer beſprengten, rief er voll Unwillen aus, man habe ihn verunreinigt, und ſchlug ſogar denjenigen, der es gethan hatte, mit der Fauſt: für dieſen Eifer wurde er mit der Gefangenſchaft beſtraft.

Man hat einige Urſache zu zweifeln, ob Julian würcklich den Chriſten allen Zutritt zu den Ehrenſtellen verſchloſſen habe, weil Gregorius von Nazianzus ihm nur einen ſolchen Vorſaz zuſchreibt. Doch außerdem daß ſeine redneriſche Ausdrücke nicht deutlich genug ſind, und dagegen die Geſchichtſchreiber Socrates, Sozomenus und Theodoretus, wenn ſie gleich ſpäter als er geſchrieben haben, die angeführte Nachricht mit ſo vielen Umſtänden geben; ſo dürfte man ſich auch nicht verwundern, wenn der Kayſer bey dieſem Entwurfe nicht ſehr weit gekommen wäre. Unzählige Aemter in jeder Gegend des Reichs wurden, als er die Regierung antrat, von Chriſten verwaltet. Es war nicht möglich, ſie ſogleich überall derſelben zu berauben, zumal wo ihre Glaubensgenoſſen die ſtärckſten waren. Er ſcheint auch ſein Geſez meiſtentheils nur bey den großen Hof- Staats- und Kriegs-Bedienungen ausgeübt, und vorzüglich zu den erledigten Stellen Heyden gewählt zu haben. Gregorius beſchuldigt den Kayſer vielleicht mehr, daß er auch die geringern obrigkeitlichen Aemter den Chriſten zu entziehen geſucht habe. Denn nachdem er geſagt hatte, Julian habe ſie von allen öffentlichen Verſammlungen und den Gerichtsſtellen ſelbſt, entfernen wollen, ſezt er hinzu, ſie hätten nach ſeiner Abſicht allen Schutz der Geſeze verlieren ſollen, weil

ihnen

ihnen doch, nach ſeiner höhniſchen Anmerckung, geboten wäre, das Unrecht geduldig zu leiden, Böſes nicht mit Böſem zu vergelten, noch etwas Eigenes zu beſizen. Wenn dieſes nicht in dem härteſten Sinn genommen werden ſoll, daß Julian den Chriſten nicht einmal habe erlauben wollen, ihre Beſchwerden vor Gerichte zu bringen, (ein ſehr unwahrſcheinliches Verbot, obgleich auch Sozomenus ihm daſſelbe zuſchreibt;) ſo muß man glauben, dieſe Schriftſteller haben aus der feindſeeligen Partheylichkeit der heydniſchen Obrigkeiten gegen die Chriſten, und aus der Verſpottung, mit welcher Julian ihre Klagen aufnahm, geſchloſſen, daß er ihnen alle Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft verſagt habe. Daß die Chriſten unter ſeiner Regierung nicht leicht zu Ehrenämtern befördert worden ſind, ſieht man auch aus ſeinem Schreiben an den Artabius, in welchem er zwar bey den Göttern verſichert, er wolle nicht, daß die Galiläer unſchuldiger Weiſe hingerichtet oder beleidigt werden ſollten; aber gleichwohl, ſchreibt er, bin ich allerdings der Meinung, daß man ihnen die gottesfürchtigen Männer vorziehen müſſe, weil durch die Thorheit der Galiläer faſt alles zu Grunde gegangen iſt; da wir hingegen alle durch die Gewogenheit der Götter glücklich werden.

Aber ein Kunſtgriff, durch welchen Julian den Chriſten vermuthlich am meiſten zu ſchaden hoffte, war ſeine Bemühung, ihnen alle Geſchicklichkeit in den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten zu rauben. Das Geſez, durch welches er ihnen verbot dieſelben zu lehren, iſt auch wegen der Gründe, deren er ſich bedient, ſo merckwürdig, ſo ganz in der ihm eigenen Art, daß ein Auszug deſſelben hier nicht wohl

fehlen darf. „Die wahre Wiſſenſchaft, ſo fängt er daſſelbe an, beſteht nicht in prächtigen und wohlklingenden Worten; ſondern in einem geſunden Verſtande, in richtigen Meinungen über das Gute und Böſe, das Anſtändige und Schändliche. Wer alſo anders denckt, und anders ſeine Zuhörer lehrt, der ſcheint eben ſo weit von der Wiſſenſchaft als von der Rechtſchaffenheit entfernt zu ſeyn. Er iſt deſto gottloſer, je wichtigere Dinge der Unterſcheid zwiſchen ſeiner Denckungsart und Zunge betrifft. Es müſſen daher alle Lehrer wohlgeſittet ſeyn, und ſich vor neuen ſeltſamen Meinungen hüten; vornemlich aber diejenigen, welche den Jünglingen die Schriften der Alten erklären: ſie mögen nun Lehrer der Beredſamkeit oder der Sprachwiſſenſchaft ſeyn; hauptſächlich aber die Sophiſten. Denn dieſe wollen nicht bloß Lehrer der Worte, ſondern auch der Sitten ſeyn, und behaupten, daß die Anweiſung zur Staatsklugheit für ſie gehöre. Ob dieſes wahr ſey, will ich jezt nicht unterſuchen; ich würde ſie aber mehr loben, wenn ſie ſich nicht ſelbſt widerlegten. Alle große Schriftſteller haben Götter zu ihren Anführern gehabt. Es kommt mir daher ungereimt vor, daß diejenigen, welche ihre Wercke erklären, die von ihnen verehrten Götter verachten. Gleichwohl verlange ich nicht, daß ſie wegen der Jünglinge ihre Gedancken ändern ſollen: ich gebe ihnen nur die Wahl, daß ſie entweder dasjenige nicht lehren, was ſie nicht vor gut halten, oder daß ſie, wenn ſie lehren wollen, erſt ihre Schüler überzeugen, es ſey keiner von dieſen Schriftſtellern ſo gottlos und unſinnig, als ſie dieſelben vorſtellen. Denn da ſie aus den Schriften derſelben ihren Unterhalt und Lohn ziehen: ſo geſtehen ſie ſelbſt eine ſchändliche Gewinnſucht, indem ſie ſolches für weniges Geld

thun.

thun. Bisher haben Furcht und andere Dinge es verhindert, daß man die Tempel nicht beſucht, noch richtig von den Göttern gelehrt hat. Jezt aber da uns die Götter Freyheit geſchenckt haben, dünckt es mir ungereimt zu ſeyn, die Menſchen dasjenige zu lehren, was man ſelbſt verwirft. Wenn ſie diejenigen, deren Ausleger ſie abgeben, vor weiſe halten, ſo mögen ſie zuerſt die Gottesfurcht derſelben nachahmen. Glauben ſie aber, daß dieſe Schriftſteller die Götter beleidigt haben: ſo mögen ſie in die Gemeinen der Galiläer gehen, und daſelbſt den Matthäus und Lucas erklären, nach deren Vorſchrift ihr unſern Gottesdienſt in Verachtung bringt. Ich wünſche, daß eure Ohren und Zungen in denjenigen Dingen, wie ihr zu ſagen pflegt, wiedergebohren werden, deren ich und alle, die mich lieben, gern ſtets theilhaftig ſeyn möchte. Und dieſes Geſez ſey allen Lehrern gemeinſchaftlich gegeben! Den Jünglingen aber wird es nicht verboten, zu ihnen zu gehen. Denn es würde unbillig ſeyn, junge Leute, welche noch nicht wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſollen, von dem beſten Wege abzuhalten, und ſie durch Furcht zu nöthigen, bey ihren väterlichen Anſtalten zu verbleiben. Wiewohl es aber die Gerechtigkeit erforderte, dieſe Leute gleich den Wahnwizigen, ſogar wider ihren Willen zu heilen; ſo ſey es doch allen vergönnt, an dieſer Kranckheit darnieder zu liegen! Unverſtändige müſſen, wie ich glaube, belehrt, nicht beſtraft werden.„

Alles ſcheint in dieſem Verbote billig und gemäſſigt zu ſeyn. Und doch konnten die Chriſten dem Kayſer leicht beweiſen, daß nichts billiger ſey, als einen jeden dasjenige lehren zu laſſen, was er zu ſeinem und anderer Nutzen gelernt hat; daß es auch

weder Verſtellung noch Widerſpruch gegen ſich ſelbſt heißen könne, wenn man Schriften, an deren Verfaſſern man die Religion tadelt, dennoch wegen des Witzes, der Beredſamkeit und Gelehrſamkeit, die darinne herrſchen, erklärt und anpreiſet. Ammian ſelbſt, dieſer heydniſche Schriftſteller, nennt daher dieſen Befehl Julians hart und einer ewigen Vergeſſenheit würdig. Aber dieſer Fürſt bedeckte mit den Urſachen, die er ausdrücklich anführte, andere, an denen ihm weit mehr gelegen war. Die Chriſten ſollten darum keine öffentliche Lehrer der ſchönen Künſte, die bisher bey den Heyden geblüht hatten, keine Ausleger der ſchönſten griechiſchen und römiſchen Wercke abgeben, damit ſie nicht ferner, wie bereits geſchehen war, mit den Heyden in einen Wettſtreit von Gaben und Gelehrſamkeit treten, oder gar dieſelben hierinne übertreffen möchten. Es ſollte ihnen zugleich durch dieſe Verordnung die Gelegenheit entriſſen werden, die ſich bey der Erklärung heydniſcher Schriftſteller ſehr oft darbot, den ſchwachen Grund und das Ungereimte in den Lehren dieſer Religion zu zeigen. Uebrigens gehorchten alle ſolche chriſtliche Lehrer dem Befehle des Kayſers: auch Prohäreſius, der damals vor den größten Lehrer der Beredſamkeit gehalten wurde; obgleich Julian ihn von dieſem Geſeze ausgenommen haben ſoll.

Julian gieng noch weiter, wenn wir den obengenannten chriſtlichen Schriftſtellern, und andern aus gleichem Zeitalter glauben dürfen: er verbot ſogar, daß die Chriſten die heydniſche Gelehrſamkeit nicht einmal lernen ſollten. Dieſer Nachricht mangelt es nicht an Wahrſcheinlichkeit. Der Kayſer mußte die großen Vortheile, welche die Chriſten aus dieſer

ſer Kenntniß und aus der Uebung in den Künſten des Witzes bey ihren Streitigkeiten mit den Heyden zogen, lebhaft empfinden. Daher ſagte er, nach dem Berichte des Theodoretus: „Die Söhne der Galiläer ſollen weder in der Dichtkunſt und „Beredſamkeit, noch in der Philoſophie unterrichtet werden. Denn wir werden, wie es im Sprichwort heißt, mit unſern eigenen Flügeln geſchlagen, „indem ſie aus den Wercken unſerer Schriftſteller Waffen nehmen uns zu bekriegen.„ Man ſezt hinzu, daß Julian auf verſchiedene chriſtliche Biſchöfe ſeiner Zeit, unter andern auf Baſilius, den man den Großen nennt, und Gregorius von Nazianzus, eiferſüchtig geworden ſey, weil ſie den Ruhm der trefflichſten heydniſchen Redner verdunckelten; er habe daher die Chriſten verhindern wollen, ſich wieder ſo hoch empor zu ſchwingen. Auch der Umſtand macht dieſe Erzählung glaublich, daß Julian ſich eines ſpöttiſchen Vorwandes bedient haben ſoll, um ſein Verbot zu rechtfertigen. Für uns allein, ſagt er, gehört die Fertigkeit im Reden und die griechiſche Sprachwiſſenſchaft, „(eine Anſpielung auf das Wort Helleniſmos oder die griechiſche Religion, wie man damals das Heydenthum nannte;) euch aber kommt eine Ungeſchicklichkeit ſich auszudrücken und ein bäuriſches Weſen zu: eure ganze Weisheit beſteht in dem Worte: Glaube:„ Man ſieht leicht, daß dieſes nichts als Hohngelächter und zweydeutiger Scherz ſey; aber Gregorius von Nazianzus würde es nicht ſo ausführlich beantwortet haben, wenn es nicht Worte Julians geweſen wären.

Dennoch iſt dieſes zweyte Verbot deſſelben nicht über allen Zweifel hinausgeſezt. Daß man in ſeinen

nen Schriften und unter ſeinen Geſezen keine Spur davon antrifft, iſt weniger bedencklich, als daß er am Ende des oben mitgetheilten Befehls gewiſſermaaßen das Gegentheil verſtattet. Ammian gedenckt auch nur dieſes erſtern Befehls zweymal: und wenn gleich ſeine Ausdrücke auch dieſes Sinnes fähig wären, daß Julian den heydniſchen Lehrern verboten habe, die Chriſten zu unterrichten; wenn es gleich begreiflicher zu ſeyn ſcheint, daß dieſer Schriftſteller nur ein Verbot wie das eben genannte, zu hart habe finden können; ſo entſcheidet doch die der zweyten Stelle beygefügte Urſache den Verſtand von beyden. Es iſt dieſe: damit die Heyden nicht von ihrer Religion abtreten möchten; denn dieſes mußte Julian befürchten, wenn die Chriſten öffentliche Lehrer der heydniſchen Gelehrſamkeit abgaben. Bey dem allem hat das Zeugniß ſo vieler chriſtlichen Schriftſteller ein großes Gewicht. Man muß alſo den Schluß machen: entweder hat Julian nach ſeinem Geſeze gegen die chriſtlichen Lehrer der Wiſſenſchaften, noch ein anderes gegeben, durch welches er den Chriſten die Erlernung derſelben ausdrücklich unterſagt hat; oder, welches faſt wahrſcheinlicher iſt, die Chriſten haben aus dem erſtern Befehl und auch aus ſeinen übrigen Reden gefolgert, daß auch das leztere ſeine Abſicht ſey. In der That nöthigte ſchon jenes Verbot viele Chriſten, ihre Kinder gar nicht in der heydniſchen Gelehrſamkeit unterweiſen zu laſſen, weil ſie dieſelben heydniſchen Lehrern nicht anvertrauen wollten. Zugleich arbeiteten einige ihrer Lehrer der ſichtbaren Bemühung des Kayſers, die Chriſten in der Unwiſſenheit und Unfähigkeit zu erhalten, und ſie in dieſer ſchlechten Verfaſſung den Anfällen der Heyden Preiß zu geben, wenigſtens dadurch entgegen, daß ſie Schrif-

ten

ten über chriſtliche Materien im Geſchmack und zur Nachahmung der alten griechiſchen Dichter aufſezten.

Die Chriſten wurden von dem Kayſer noch auf ſo mancherley Art angegriffen, daß es völlig das Anſehen hatte, ſie würden endlich unterliegen müſſen. Er nahm den chriſtlichen Geiſtlichen alle Vorrechte und Einkünfte, die ſie von Conſtantin dem Großen bekommen hatten: ſie mußten auch die öffentlichen und zum Theil verächtlichen Aemter wieder verwalten, von welchen ſie dieſer Kayſer befreyet hatte. Sie und ſelbſt die Frauensperſonen, welche wegen ihrer Armuth zur Geiſtlichkeit waren gerechnet worden, mußten auf Julians Befehl dasjenige zurückgeben, was ſie aus dem öffentlichen Schatze empfangen hatten: und man forderte es mit großer Härte ein. Unter den beyden vorigen Regierungen waren viele Chriſten, beſonders auch Lehrer derſelben, von ihrem Eifer ſo weit fortgeriſſen worden, daß ſie die heydniſchen Tempel und Bildſäulen eigenmächtig zerſtört hatten. Dieſe ſollten ſie jezt auf ihre Koſten wieder herſtellen: und da ſie zu unvermögend waren ſolches zu thun, überdieß die Geiſtlichen ſich weigerten, die koſtbaren Geſchencke und Gefäße ihrer Kirchen nach Julians Verlangen herauszugeben, ſo gab beydes Gelegenheit, daß viele Chriſten ins Gefängniß geworfen und gemartert wurden.

Inſonderheit ſuchte er den Gemeinen ihre Biſchöfe zu entziehen, damit ſie hernach ohne Anführer deſto leichter umgeſtürzt werden könnten. Athanaſius, dieſer berühmte Streiter der Chriſten gegen die Ketzer, den Conſtantius ins Elend verwieſen

ſen hatte, war, als Julian auf den Thron kam, in ſein Bißthum Alexandrien zurück gekehrt, lehrte daſelbſt, und bekehrte viele Heyden zum Chriſtenthum. Allein der Kayſer ließ ihm unter den ſchärfſten Drohungen befehlen Alexandrien zu verlaſſen, indem er die von ſeinem Vorgänger verbannten Biſchöfe zwar in ihr Vaterland zurück berufen; aber darum nicht auch in ihre Würden eingeſezt habe. Zu gleicher Zeit ſchickten die Einwohner von Cyzicus Abgeordnete an ihn, welche unter andern wegen der Wiederaufbauung der heydniſchen Tempel in ihrer Stadt mit ihm ſprechen ſollten. Er lobte ſie, und gab ihnen alle Bedürfniſſe dazu; aber dem dortigen Biſchof Eleuſius verbot er jemals wieder in dieſe Stadt zu kommen, weil er die Tempel niedergeriſſen und beſchimpft, Klöſter aufgerichtet und die Heyden von ihrer Religion abgezogen hätte. Auch den fremden Chriſten, die ſich in der Geſellſchaft deſſelben befanden, unterſagte er den Eingang in die Stadt, unter dem Vorwande, ſie möchten nebſt den darinne wohnenden Chriſten einen Aufruhr erregen. Die Lehrer der Chriſten beſchuldigte er überhaupt, daß ſie Unruhen ſtifteten: und es waren genug unter ihnen, welche dieſer Vorwurf traf; allein Julian brachte ihn auf eine zu allgemeine Art, und bey Perſonen an, wo kein Schein zu einer ſolchen Beſorgniß war. So meldete er dem Titus, Biſchof zu Boſtra, und ſeiner Geiſtlichkeit, er würde, wenn der Pöbel daſelbſt ſich empörte, die Schuld davon ihnen allein beymeſſen. Da nun der Biſchof in einem Schreiben an den Kayſer verſicherte, die Chriſten wären zu Boſtra eben ſo zahlreich als die Heyden; auf ſeine Erinnerung aber wären ſie bisher ruhig geblieben: ſo ließ ſich Julian zu dem unedeln Kunſtgriffe herab, ihn

wegen

wegen dieſer Worte den Chriſten dieſer Stadt als einen Verleumder abzubilden, der geſagt hätte, ſie würden gewiß Aufrührer geworden ſeyn, wenn ſie nicht durch ſeine Ermahnungen wären zurück gehalten worden: und Julian muntert ſie auf, ihn deswegen aus der Stadt zu jagen.

In jeder Vergleichung begegnete er ſeinen chriſtlichen Unterthanen weit weniger günſtig als den Heyden: er ließ ſie ſeine Feindſchaft noch härter durch bittere Spöttereyen fühlen, deren ſich ein Fürſt niemals gegen Unterthanen bedienen ſollte. Zu Edeßa hatten die Arianer einige Gewaltthätigkeiten gegen die Valentinianer (eine andere Art ſogenannter Ketzer als ſie ſelbſt waren,) begangen. Der Kayſer ließ hierauf alle Schätze und Einkünfte dieſer Kirche wegnehmen, damit er ihnen, wie er ſagte, bey der Erfüllung ihres bewundernswürdigen Geſezes zu Hülfe kommen möchte, nach welchem ſie arm ſeyn müßten, wenn ſie in das Himmelreich gelangen wollten. Er verſprach der Stadt Peßinus Beyſtand, wenn ſie ſich die Gnade der Göttin Cybele erwerben würde. Sollte ſie aber dieſelbe verachten, ſo würde ſie ſich ſeinen heftigſten Unwillen zuziehen. Gleichergeſtalt drohte er der ganz chriſtlichen Stadt Niſibis, die ihn wegen eines gefürchteten Angriffs der Perſer um Hülfe bat, ihr keine zu leiſten, nicht einmal ihre Abgeordneten anzunehmen, noch jemals in dieſelbe zu kommen, wenn ſie nicht vorher ſich zur heydniſchen Religion bekannt hätte. Gaza und Majunia lagen ſo nahe bey einander, daß die leztere Stadt der erſtern zum Hafen diente; aber Conſtantin hatte ſie wegen ihres Eifers für das Chriſtenthum zu einer beſondern Stadt, unter dem Nahmen Conſtantia gemacht. Aus eben

dieſer

dieſer Urſache nahm ihr Julian dieſes Vorrecht, und unterwarf ſie dem heydniſchen Gaza. Da er zu dem Perſiſchen Feldzuge ſehr viel Geld brauchte, waren es auch die Chriſten, die unter dem Nahmen einer Strafe, welche er allen, die nicht opferten, auflegte, und überaus ſcharf eintreiben ließ, das meiſte dazu beytragen mußten.

Man kann dieſes alles nicht wohl anders als eine partheyiſche Ungerechtigkeit des Kayſers gegen die Chriſten nennen, die ſich dadurch keineswegs entſchuldigen läßt, daß die Chriſten während der Zeit, da ſie die Oberhand im Römiſchen Reiche hatten, mit den Heyden ohngefähr auf gleiche Art umgegangen waren. Die argliſtigen Mittel voll Verſtellung und Schadenfroher Klugheit, die er dabey anwandte, und die man die Künſte oder Kunſtgriffe Julians zu nennen pflegt, entehren ihn vielleicht am meiſten. Denn ein Fürſt hat weniger Urſache als andere Menſchen, ſich von dem geraden offenen Wege zu entfernen, wenn er Abſichten erreichen will, die er vor gut und nüzlich hält; am wenigſten darf es derjenige thun, der nach dem Nahmen eines Philoſophen ſtrebt, weil Weisheit und Redlichkeit unzertrennlich ſind. Julian gewann einen groſſen Theil des Kriegsheeres, ſich zur Abgötterey zu lencken. Da er aber ſehr viele chriſtliche Soldaten ſtandhaft bey ihrer Religion verharren ſah, erſann er ein elendes Mittel, ſie ohne ihr Wiſſen oder wider ihren Willen zu Heyden zu machen. Als ſie einſt ein Geſchenck an Gelde von ihm empfangen ſollten, ließ er einen Altar mit brennendem Feuer hinſezen, in welches ein jeder Weyhrauch ſtreuen mußte: denn ehemals war bey einer ſolchen Gelegenheit ſtets den Göttern geopfert worden. Verſchiedene

ſchiedene erkannten den Betrug, und nahmen das Geld gar nicht an. Eine Anzahl anderer ward durch die Liebe zum Gelde, zugleich durch Furcht und Beſtürzung über den unvermutheten Anblick berückt; ob ſie gleich merckten, daß ſie eine heydniſche Cärimonie verrichteten. Noch andere wußten nicht was ſie thaten, und glaubten nur einer alten Gewohnheit zu folgen. Doch als man einigen derſelben bald darauf vorwarf, daß ſie durch dieſe Handlung Chriſtum verleugnet hätten, eilten ſie im höchſten Unwillen auf die öffentlichen Plätze, wo ſie mit Thränen laut bezeigten, daß ſie noch immer Chriſten wären, und wenn ſie gleich unwiſſend mit der Hand ein Verbrechen begangen hätten, ſo habe doch ihr Herz keinen Antheil daran gehabt. Hierauf begaben ſie ſich zu dem Kayſer, warfen ihm das erhaltene Gold vor die Füße, und forderten ihren Todt, den ſie, wie ſie ſagten, wegen der verübten Schandthat verdienten. Man führte ſie würcklich zur Hinrichtung fort; aber eben da dieſelbe vollzogen werden ſollte, ward ihnen die Gnade des Kayſers angekündigt, der ſie, an Statt den Chriſten neue Märtyrer zu verſchaffen, an die äußerſten Gränzen des Reichs verbannte. Ein ähnlicher Einfall Julians war es, daß er um ſein Bild herum, welchem die Unterthanen gewöhnlichermaaßen einige Ehrenbezeigungen erwieſen, noch verſchiedene Götter mahlen ließ, damit es das Anſehen haben möchte, als wenn dieſe zugleich angebetet würden. Diejenigen Chriſten, welche ſich weigerten ſolches zu thun, wurden als Verächter der kayſerlichen Würde beſtraft. Sonſt hatte er auch das Kreuz aus der kayſerlichen Hauptfahne, oder den Labarum, wegnehmen, und ihr wieder die alte Geſtalt geben laſſen.

Es war noch übrig, daß heftigere Gewaltthätigkeiten gegen die Chriſten, und ſelbſt Hinrichtungen derſelben verübt wurden: auch daran fehlte es unter Julians Regierung nicht; ohne daß man ihn von der Schuld an denſelben gänzlich freyſprechen könnte. Sobald die Heyden von ihm alle ehemalige Freyheit wieder bekommen hatten, liefen ſie an vielen Oertern mit einer unſinnigen Freude öffentlich herum, und überhäufften die Chriſten mit jeder Art von Beſchimpfung; wenn ſie aber von ihnen Schmähworte zurück bekamen, mißhandelten ſie dieſelben auch mit Schlägen. Sie dachten eben nicht unrichtig, daß ihnen jezt alles gegen die Chriſten erlaubt ſey. Die Statthalter der Provinzen verfuhren oft ſehr hart mit den Chriſten, und die chriſtlichen Schriftſteller melden zum Theil, daß Julian dieſe Stellen gern den grauſamſten Leuten ertheilt habe; wiewohl ſie auch ſagen, daß dieſelben ſich durch ein ſolches Betragen bey dem Kayſer in Gunſt hätten ſezen wollen, und mehr als er befohlen, gethan hätten. Wenn ſich aber die Chriſten bey ihm darüber beklagten, ſo gab er ihnen die ſpöttiſche Antwort: „Eure Pflicht iſt, das Unrecht geduldig zu leiden; denn dieſes iſt die Vorſchrift eures Gottes.„ Viele Martern und eine lange Gefangenſchaft trafen diejenigen Chriſten, welche die von ihnen niedergeriſſenen Tempel nicht wieder aufzubauen vermochten. Hier regt ſich überhaupt, man darf es nicht leugnen, der Verdacht, ob nicht die Chriſten durch einen ſolchen unzeitigen Eifer, der noch, da Julian regierte, hin und wieder ausbrach, ſich manche Drangſale von den Heyden zugezogen haben? Allerdings iſt dieſes mehr als Verdacht: und viele Chriſten beſaßen weder Mäßigung noch Klugheit genug, um ſich ſehr in die Augen fallender Angriffe

auf

auf die jezt herrſchende Religion zu enthalten. Aber wenn ſie gleich zuweilen deswegen verfolgt wurden; ſo fanden doch der Haß und die Rachbegierde der Heyden am Julian eine offenbare Aufmunterung. Die heydniſchen Einwohner zu Gaza zündeten nicht nur, wie es in mehrern Gegenden geſchah, eine chriſtliche Kirche an, und verjagten viele Chriſten; ſie nahmen auch drey derſelben, die zu den Zeiten des Conſtantius die heydniſche Religion beſchimpft hatten, unter vielen Peinigungen das Leben. Es entſtand zwar hierauf ein Gerüchte daſelbſt, daß ſie der Kayſer für dieſe Wuth ſcharf beſtrafen würde; allein er gab ihnen darum nicht einmal einen Verweis. Vielmehr nahm er dem Statthalter der Provinz, der einige dieſer Verbrecher hatte gefangen ſetzen laſſen, ſeine Stelle, und rechnete es ihm als eine Gnade an, daß er ihn nicht zum Tode verurtheilte. Bey dieſer Gelegenheit ſagte er die Worte, die aus dem Munde eines gerechten und menſchenfreundlichen Fürſten nicht gehört werden konnten: „Wozu war es nöthig, diejenigen gefangen zu nehmen, die ſich an wenigen Galiläern wegen des vielen Unrechts, das ſie und ihre Götter „von ihnen erlitten hatten, rächten?„ Durch dieſes Bezeigen des Kayſers angefriſcht, begiengen die Einwohner von Gaza noch abſcheulichere Grauſamkeiten an ihren chriſtlichen Mitbürgern. Die Heyden zu Arethuſa erſchöpften alle Künſte der Unmenſchlichkeit, um den dortigen Biſchof Marcus, eben denjenigen, der dem Kayſer in ſeiner Kindheit das Leben gerettet hatte, als einen eifrigen Feind ihrer Religion zu martern. Ob man gleich nicht beweiſen kann, daß dieſes mit Julians Vorwiſſen geſchehen ſey; ſo ſcheint er es doch nicht geahndet zu haben, und man erzählt, ſein Staatsbedienter

Salluſtius habe ihm vorgeworfen, die Heyden würden dadurch beſchimpft und lächerlich gemacht, daß ſie ſich durch die Standhaftigkeit eines Greiſes unter ſo vielem Elende, überwinden ließen. Bey den chriſtlichen Schriftſtellern des fünften und der folgenden Jahrhunderte, trifft man noch eine Menge Chriſten an, die wegen ihrer Religion unter Julians Regierung das Leben verloren haben. Verſchiedene dieſer Nachrichten ſind zwar ungewiß, und andere können übergangen werden, weil man darinne keinen unmittelbaren Antheil des Kayſers bemerckt. Aber bis auf den ausdrücklichen Befehl die Chriſten umzubringen, that er ſonſt alles, woraus dieſes erfolgen mußte.

Vergebens alſo ſuchte er dem Nahmen eines Verfolgers zu entgehen: denn dieſer gebührt, wie der Geſchichtſchreiber Socrates richtig urtheilt, demjenigen vollkommen, der ruhig lebende Leute auf irgend eine Art beunruhigt. Daß er die Grauſamkeit mancher heydniſchen Kayſer gegen die Chriſten vermieden, bisweilen eine Verfolgung der leztern gemißbilligt hat, oder ihnen gelinde und verträglich begegnet iſt, wo man es kaum erwartete; dieſes alles gehört ebenfals zu den fruchtloſen Bemühungen, ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen. So gab er den heydniſchen Einwohnern von Alexandrien einen ernſten langen Verweis, daß ſie den Biſchof der Stadt Georgius, einen zwar ſehr laſterhaften und ſchädlichen, bey den rechtgläubigen Chriſten ſelbſt verhaßten Mann, ermordet hatten. Er geſtand in ſeinem Schreiben, daß Georgius den Todt verdient habe; aber nicht durch ſie, indem Geſeze und Richter vorhanden wären, die ihn hätten verurtheilen können: und

er

er ſezt hinzu, es ſey ein Glück für ſie, daß ſich dieſes unter ſeiner Regierung zugetragen habe, weil er aus Ehrfurcht gegen den Gott Serapis, unter deſſen Schutz ſie ſtünden, und wegen des Andenckens ſeines Großvaters und Oheims, der ihr Statthalter geweſen wäre, ihnen verzeihen wollte. Unterdeſſen gedenckt er zween kayſerlicher Bedienten gar nicht, welche die Alexandriner zugleich umgebracht hatten, weil ſie, wie der Biſchof, der heydniſchen Religion Abbruch thaten. Auf der andern Seite wußte Julian auch ſeiner erſten Hitze zu gebieten, wenn er von den Chriſten zuweilen gereizt wurde. Der alte und blinde Arianiſche Biſchof von Chalcedon Maris ließ ſich in den Götzentempel führen, in welchem ſich der Kayſer befand; nannte ihn einen Gottloſen, einen Abtrünnigen, und einen Mann ohne Religion. Dieſer aber begnügte ſich daran, ihn einen Blinden zu nennen, und zu ſagen: „Dein Gott der Galiläer wird dich niemals heilen.„ Und als Maris mit den Worten fortfuhr: „Ich dancke „Gott, daß er mich blind gemacht hat, damit ich „Dein Geſicht nicht ſehen möchte, der Du in eine „ſolche Gottloſigkeit verfallen biſt;„ ſo ſchwieg der Kayſer dazu ſtill. Aber in der Folge ſoll er eine deſto ſchärfere Rache an ihm ausgeübt haben. Einſt gab ſich auch Julian ungemeine Mühe, den Bruder des Gregorius von Nazianzus, Cäſarius, einen ſehr gelehrten Arzt bey dem Hofe des vorigen Kayſers, und einen eifrigen Chriſten, zum Abfall von ſeiner Religion zu bewegen. Da jedoch Cäſarius ſeiner künſtlichen Beredſamkeit mit nicht geringerer Stärcke begegnete, vereitelte er alle Angriffe des Kayſers, der ſich endlich nicht enthalten konnte, die beyden Brüder zugleich zu

loben und zu beklagen. Glücklicher Vater! rief er aus, und unglückliche Kinder!

Wenn man dieſe Feindſchaft Julians gegen die Chriſten ausnimmt: ſo hatten ſonſt ſeine Unterthanen faſt immer einen gerechten, gütigen und uneigennützigen Fürſten an ihm. Sein großes Unternehmen gegen die Perſer nahm freylich eine der erſten Stellen in ſeinem Geiſte ein. Aber er glaubte eine Regierung, die durch nichts geſtört, ſanft hätte fortfließen können, mit einem nothwendigen Kriege unterbrechen zu müſſen, weil die Perſer unter ſeinem Vorgänger dem Reiche einen unermeßlichen Schaden zugefügt hatten, für welche er Genugthuung zu fordern berechtiget war. Dazu kam auch wohl ein unwiderſtehlicher Ehrgeiz. Er hatte durch ſeine Siege über die Deutſchen einen großen Ruhm erlangt; allein hier war der Ort einen noch größern zu erwerben. Nachdem er alſo kaum fünf Monathe zu Conſtantinopel zugebracht hatte, gieng er im May des Jahrs 362. nach Aſien hinüber, um Zurüſtungen zum Feldzuge anzuſtellen. Er konnte die Trümmern von Nicomedien, welches kurz vorher durch ein Erdbeben großentheils umgeſtürzt worden war, nicht ohne Thränen betrachten, da er ſich an ſeine Erziehung in dieſer Stadt erinnerte: und ſchenckte Geld zu ihrer Wiederaufbauung. Hierauf reiſte er nach Peßinus, um der Cybele, oder der ſogenannten Mutter der Götter, die ihren berühmteſten Tempel daſelbſt hatte, ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Zween Chriſten, davon der eine den Altar der Göttinn niedergeriſſen hatte, ließ er züchtigen. Er hingegen ſchrieb, von deſto mehr Eifer entzündet, in einer einzigen Nacht allda eine Abhandlung

von

von der Mutter der Götter. Dieſes iſt eine Erklärung der Geſchichte dieſer Göttinn, deren geheimen Verſtand er ganz aus der Naturlehre zieht. Der junge Attis inſonderheit, der darinne eine Hauptperſon vorſtellt, ſoll eine Zeugungskraft ſeyn, die von den Geſtirnen auf die Erde zu ihrer Befruchtung gefallen iſt. Solche gezwungene und abgeſchmackte Deutungen, zu denen man ihn, wie oben bemerckt worden iſt, frühzeitig angeführt hatte, zeigten weiter nichts als die Verlegenheit an, in welcher er ſich ſo wohl als andere Heyden befand, die Göttergeſchichte gegen die Spötte-reyen der Chriſten zu retten. Würdiger war zwar dieſer Verſuch eines Philoſophen, als die meiſten ſeiner bisherigen Auſtalten dem Heydenthum aufzuhelfen; auch iſt er, wie alles, was Julian aufgeſezt hat, wegen mancher Stellen von einnehmender Beredſamkeit zum Theil leſenswürdig; aber man merckt es ſogar, wie unglücklich er ſich in ſeine gekünſtelte Auslegungen verwickelt.

In einigen andern Stunden ſeines Aufenthalts zu Peßinus, verfertigte er eine Rede wider die ungeſchickten Cyniker. Einer von dieſer Sekte hatte die harte und rohe Lebensart des Diogenes, dem er doch nachfolgen wollte, getadelt, und ſich üppigen Sitten ergeben. Julian vertheidigt daher dieſen berühmten Mann, und zeigt zugleich, daß nur eine einzige Philoſophie ſey, die ſich die Erkenntniß unſerer ſelbſt zum Grundſatz, und die Aehnlichkeit mit den Göttern zum Ziel genommen habe. Man kann wenigſtens aus dieſer Schrift ſehen, was ſich zur Rechtfertigung des Diogenes und der ächten Cyniker überhaupt, entweder ſcharfſinniges oder ſcheinbares ſagen läßt. Er führte

eben dieſes noch in einer andern Rede an den Cyniker Heraclius weiter aus, der von den Fabeln der heydniſchen Religion verächtlich geurtheilt hatte. Julian zeigt alſo den Urſprung und Gebrauch derſelben: man müſſe ſie, ſagt er, wie Plato, Plotinus, Porphyrius und Jamblichus verſtehen; wenn ſie einen widerſprechenden und ungereimten Sinn zu haben ſchienen, ſo verlangten ſie ſelbſt, daß man einen verborgnern aufſuchen möchte. Zu einem Beyſpiele kleidet er die Geſchichte ſeines Lebens in eine ſolche Fabel ein, in welcher daſſelbe unter Berathſchlagungen, Erſcheinungen und Ermahnungen der Götter an ihn abgebildet wird.

Nicht bloß durch dergleichen Beſchäftigungen unterſchied ſich Julians Reiſe von den prächtigen Zügen der vorigen Kayſer; die Statthalter der Provinzen durften ihm auch die gewöhnlichen Geſchencke nicht entgegen bringen, und Reden zu ſeinem Lobe, mit welchen ſie ihn empfiengen, waren ihm das angenehmſte. Ueberall bezeigte er ſich ſehr andächtig gegen die Götter. Beſonders aber hörte er bereitwillig alle Beſchwerden der Unterthanen an: daher verfolgte ihn ſtets eine ungeſtüme Menge derſelben, die ſich nicht nur bey ihm über erlittenes Unrecht beklagten; ſondern öfters ihre Gegner, um ſie deſto verhaßter zu machen, ſogar des Hochverraths beſchuldigten. Aber gegen dieſe Argliſt war ſeine ſtrenge Gerechtigkeit genugſam auf der Hut, und er haßte die Verleumder deſto mehr, weil ſie ihm ehemals ſelbſt viel geſchadet hatten. Unter dieſen Anklägern war einer vorzüglich hitzig: er hörte nicht auf zu ſagen, ſein Feind ſtrebte nach der höchſten Gewalt. Der Kayſer ſtellte ſich mehrere Tage, als verſtünde er ihn nicht; endlich fragte

er ihn, wer es ſey, den er anklagte, und erfuhr, daß es ein reicher Bürger ſey. Er lächelte darüber, und wollte auch den Grund der Beſchuldigung wiſſen: es war kein anderer, als daß ſich dieſer Bürger ein ſeidenes Kleid von Purpurfarbe machen ließ. Hierauf befohl der Kayſer dem Urheber dieſer albernen Klage ſich wegzubegeben: er beruhigte ſich aber noch nicht. Nun ermüdete Julians Geduld, und er ſagte zu ſeinem dabey ſtehenden Schatzmeiſter: „Laß dieſem gefährlichen Schwätzer auch purpurfarbichte Schuhe geben, damit „er ſie ſeinem Gegner hintrage, weil ſich dieſer „doch ein Kleid von gleicher Farbe hat verfertigen „laſſen. So wird man ſehen können, wie viel einige Stückchen Seidenzeug ohne eine groſſe Macht „ausrichten.„ In Einer Sache jedoch wurde Julian durch die allzu feurige Begierde gerecht zu handeln, ungerecht. Er gab den Städten nicht nur die gemeinen Güter zurück, die ihnen von den vorigen Kayſern waren entzogen worden; ſondern nöthigte auch viele reiche Perſonen, die ſich von ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern loßzumachen gewußt hatten, dieſelben zu übernehmen. Aber er erſtreckte dieſe Verordnung auch auf ſolche, die ein ſehr gegründetes Recht an eine Freyheit dieſer Art hatten, und ſie konnten dieſelbe nicht anders behaupten, als daß ſie heimlich den Städten, zu welchen ſie gehörten, Geld dafür gaben.

Endlich kam Julian nach Antiochien, der Hauptſtadt Syriens, und der ſchönſten angenehmſten Stadt in den Morgenländern, wohin ihn eine ungeduldige Begierde ſchon lange zog. Die Einwohner empfiengen ihn mit dem frölichſten Zuruf; aber zugleich hörte er bald darauf unter einem Theil der:

derſelben wehmüthiges Klaggeſchrey und Heulen, weil eben damals die Heyden das jährliche Andencken von dem Tode des Adonis feyerten. Daher ſahen es auch dieſe vor eine üble Vorbedeutung an, daß er unter ſolchen Umſtänden in die Stadt gekommen wäre; und es befremdet in der That, daß er, der auf Anzeichen ſo aufmercksam war, dadurch nicht abgeſchröckt worden iſt. Zu Antiochien wollte ihm unter andern auch Thalaſſius ſeine Ehrerbietung bezeigen; allein Julian ließ ihn, weil er ehemals ein Verfolger ſeines Bruders Gallus geweſen war, nicht vor ſich. Sogleich ſuchten einige, die mit demſelben Händel vor Gerichte hatten, ſich dieſes zu Nutzen zu machen. Sie kamen den Tag darauf, von einem Hauffen anderer begleitet, vor den Kayſer, und ſchrieen: „Thalaſſius, Dein Feind, gnädiger Herr, hat uns das unſrige gewaltſam entriſſen.„ Julian merckte, daß man den Unglücklichen durch dieſen Umſtand leicht unterdrücken könne, und antwortete ihnen: „Es iſt wahr, ich bin „allerdings von ihm beleidigt worden; aber billig „müßt ihr auch ſo lange ſchweigen, bis ich, als der „anſehnlichere Gegner, Genugthuung erhalten ha„be.„ Darauf befohl er, daß ihre Streitſache nicht eher vorgenommen werden ſollte, bis er dem Thalaſſius ſeine Gnade wieder geſchenckt hätte; welches auch in kurzem geſchah.

Einem ſo großmüthigen Verfahren kamen noch viele andere Handlungen Julians zu Antiochien nahe, wo er das übrige Jahr hindurch verblieb. Die wollüſtige Lebensart dieſer Stadt hatte keine Gewalt über ſeine Sitten: außer den Vorbereitungen, die er zum Kriege machte, war er unabläßig darauf bedacht, jedermann Recht wiederfahren zu laſſen.

laſſen. Ob er gleich bisweilen zur Unzeit mitten unter den gerichtlichen Händeln die Partheyen fragte, was vor einer Religion eine jede zugethan ſey; ſo verleiteten ihn doch weder dieſer noch andere Umſtände zu ungerechten Urtheilen. Man erzählt zwar auch, er habe manche gemeine Leute, die ihn öffentlich um etwas baten, mit Fauſtſchlägen oder mit den Füßen fortgeſtoßen; allein es könnte auch ſeyn, daß ſie ihm durch ihren Ungeſtüm zu beſchwerlich gefallen ſind. Er erkannte ſeine übereilte Lebhaftigkeit ſelbſt, und erlaubte ſeinen Staatsbedienten oder Hofleuten, ihm deswegen Erinnerungen zu geben, die er mit Vergnügen annahm. Als ihm eines Tags die Sachwalter wegen ſeiner ungemeinen Einſichten die größten Lobſprüche beylegten, ſagte er ziemlich gerührt: „Ich würde mich ſehr „freuen und ſtolz darauf ſeyn, wenn mich diejeni„gen lobten, die mich auch wegen meiner Verſehen „tadeln könnten.„ Eine Frauensperſon brachte eine Klage vor ſein Gericht; wurde aber beſtürzt, und beſchwerte ſich heftig darüber, da ſie ihren Gegner unter der kayſerlichen Leibwache nach Art der Römiſchen Soldaten gegürtet ſtehen ſah. Doch Julian redete ſie an: „Fahre immer fort, wenn du „glaubſt beleidigt worden zu ſeyn; denn dieſer iſt „nur deswegen gegürtet, damit er im ſchlimmen „Wege deſto beſſer fortkomme; deiner Sache aber „kann er wenig ſchaden.„ In den Geſezen ſelbſt verbeſſerte er einiges, und hob inſonderheit alles auf, wodurch ihre Deutlichkeit gehindert wurde. Er pflegte wegen dieſer ſeiner Bemühungen nicht ohne Grund zu ſagen, die Göttinn der Gerechtigkeit ſey auf die Erde zurückgekehrt: und noch mit mehrerm Rechte würde er ſich deſſen gerühmt haben, wenn er nicht manches willkührlich, mit

Verachtung der Geſeze gethan, und nicht einigemal Fehltritte begangen hätte.

Ueberhaupt war ſein Betragen ſich oft ſo ungleich, daß man urtheilen mußte, er ſey noch nicht Herr genug über ſich ſelbſt geworden. Er ließ zween Befehlshaber hinrichten, denen bloß ihre Treue gegen den Conſtantius als ein Verbrechen ausgelegt werden konnte. Gerechter war die Verurtheilung des jüngern Marcellus, der ſeine Abſichten auf den Thron gerichtet hatte. Zu einer andern Zeit hingegen vergab er deſto leichter. Romanus und Vincentius, Befehlshaber unter ſeiner Leibwache, wurden von ihm bloß verbannt, ob ſie gleich ebenfals einen ſtrafbaren Ehrgeiz hatten blicken laſſen. Einige Soldaten von eben dieſem Hauffen ſtifteten eine Verſchwörung wider ihn; verriethen ſich aber in der Trunckenheit; Julian gab ihnen bloß einen Verweis, und begnadigte ſie. Theodorus, der ſich in ſeinen Reden an den Conſtantius ſehr eifrig wider den Julian erkläret hatte, warf ſich jezt dieſem zu Füßen, als er eben dem Jupiter opferte, und bat ihm das Leben zu ſchencken. „Deine Reden, antwortete ihm der Kayſer, „ſind mir von vielen erzählt worden; aber gehe nur „in völliger Sicherheit und ohne Furcht nach Hauſe: verlaß dich auf die Gnade eines Fürſten, der „ſich wohlbedächtig vorgenommen hat, die Zahl „ſeiner Feinde zu verringern, und gerne immer „mehr Freunde bekommen möchte.„

Am wenigſten behauptete Julian ſolche vortreffliche fürſtliche Geſinnungen gegen die Chriſten, auch zu Antiochien. Die meiſten Einwohner dieſer Stadt waren Chriſten: zwar durch die Arianiſche

und andere Partheyen unter einander getrennt, auch großentheils üppig in ihren Sitten; aber doch eifrig für ihre Religion. Julian dagegen hatte geglaubt, die Verehrung der Götter daſelbſt noch beynahe in ihrem alten Glanze zu finden. Er eilte alſo an dem Feſte des Apollo in den berühmten Tempel deſſelben zu Daphne, einem kleinen ungemein reizend gelegenen Flecken, der gleichſam eine Vorſtadt von Antiochien abgab. Allein Statt alles ehemaligen Gepränges fand er bloß einen Prieſter darinne, der ſelbſt eine Gans hatte mitbringen müſſen, damit es dem Apollo nicht an einem Opfer fehlen möchte. Entrüſtet über dieſe Kaltſinnigkeit der Antiochener, gab er ihrem Senat einen ſcharfen Verweis darüber. „Es iſt ſchändlich, ſagte er, daß „eine ſo große Stadt die Götter ſo ſehr verachtet, „als es kein Flecken an den äußerſten Gränzen des „Pontus thun würde, und daß ſie, da ſie ein ſehr „weitläuftiges Gebiete beſizt, bey der Annäherung „des Feſtes ihres einheimiſchen Gottes, und nachdem die Götter den Nebel der Gottloſigkeit vertrieben haben, nicht einen Vogel für ſich hergebracht hat, da vielmehr jede Zunft einen Ochſen „ſchlachten ſollte. Fiel auch dieſes zu ſchwer, ſo „hätte wenigſtens die ganze Stadt dem Gott einen „Ochſen opfern ſollen. Ein jeder von euch wendet „auf Gaſtmahle und Feſte gerne viele Koſten. — — „Aber für euch ſelbſt, und für das Wohl der Stadt, „opfert weder einer beſonders, noch alle gemeinſchaftlich. Der Prieſter allein hat geopfert, der „doch vielmehr, wie mir däucht, von der Menge „eurer Opfer einige Stücke nach Haus hätte nehmen ſollen. Die Götter haben ja den Prieſtern „nur befohlen, ſie Statt alles äußerlichen Dienſtes, „mit einem ehrbaren und tugendhaften Leben zu

„verehren, und ihr Amt gehörig zu beobachten. „Euch aber gebührt es, glaube ich, beſonders und „gemeinſchaftlich Opfer zu bringen. Nun aber er„laubt ein jeder von euch ſeiner Frau, alles den „Galiläern zu ſchencken: und indem dieſe die Ar„men von eurem Vermögen ernähren, ſtellen ſie „dieſen Leuten, welche die zahlreichſte Art von Men„ſchen ſind, ein großes Wunder der Gottloſigkeit „dar.„ Nachdem er ihnen nochmals vorgeworfen hatte, daß ſie an einem ſolchen Feſte nicht das geringſte in den Tempel geſchenckt hätten, endigte er mit den gelindern Worten: „Was rechtſchaffene „Männer allhier davon dencken, weiß ich nicht; „aber den Göttern gefällt es keineswegs.„

Seine Forderung an eine chriſtliche Stadt war ſonderbar; allein der Religionseifer glaubt nie etwas zu ſchweres oder ungerechtes zu verlangen. Die Einwohner nahmen auch ſeine Strafrede, die er im Tempel ſelbſt hielt, wohin ſie zuweilen ſeinetwegen kamen, ganz wider ſeine Abſicht auf. Sie ließen ihm zu Ehren, wie auf den Schauplätzen, ungeſtüme ſchreyende Zurufungen hören. Dieſe Schmeicheleyen verdroſſen den Kayſer deſto mehr, da ſie offenbar zur Verachtung ſeiner Götter ausſchlugen. Er verwies ſie alſo dem Volcke, und ſezte hinzu, es ſey anſtändiger, ſich von den Göttern mit einem ehrerbietigen Stillſchweigen etwas Gutes auszubitten, als ſie durch Lobſprüche gegen Menſchen zu beleidigen; nicht einmal den Göttern ſollte man ſchmeicheln, ſondern ihnen mit einer weiſen Mäßigung dienen.

Ohngeachtet dieſer nicht ſchlechten Grundſäze, wußte doch Julian ſelbſt am wenigſten dem Ausbruch

bruch ſeiner abergläubiſchen Andacht Schrancken zu ſezen. Er war ausſchweifend im Opfern: zuweilen ließ er hundert Ochſen auf einmal ſchlachten, und außerdem eine Menge von anderm Vieh, worunter die ſeltenſten Arten weit her gebracht werden mußten. Man glaubte, es würde ganz an Ochſen fehlen, wenn er erſt von ſeinem Perſiſchen Feldzuge würde zurück gekommen ſeyn. Außer den unermeßlichen Koſten, welche dieſes verurſachte, machte es auch ſeine Soldaten übermüthiger und wilder, weil ſie täglich vom Opferfleiſche ſchmauſeten, und meiſtentheils betruncken nach Hauſe getragen werden mußten. Die Wahrſagerkunſt, die ſich in der Beobachtung des Flugs der Vögel und der Eingeweide geſchlachteter Thiere übte, um das Künftige zu erforſchen, wurde nach Julians Beyſpiel von ſehr vielen ungeſcheut getrieben. Bey gewiſſen öffentlichen Aufzügen, die zur Ehre der Götter gehalten wurden, gieng er unter einer Schaar Prieſter und vieler verächtlicher und zum Theil unzüchtiger Perſonen beyderley Geſchlechts, welche in den Tempeln dienten, ernſthaft einher, wohnte auch mitten unter ihnen den Opfermahlzeiten bey. Dieſe Herablaſſung ſollte den Zuſchauern Ehrerbietung gegen die heydniſche Religion einprägen, denen es außerdem wohl bekannt war, daß die Sitten ihres Kayſers eine weit andere Geſellſchaft verdienten. Es war immer eine ſtarcke Ueberwindung ſeiner ſelbſt, ſich aus Eifer für den Götzendienſt dem Gelächter der Chriſten auszuſezen; aber eine philoſophiſche kann man ſie in dieſem Falle nicht nennen.

Zu gleicher Zeit, ſagen die alten chriſtlichen Schriftſteller, begieng Julian insgeheim noch abſcheulichere Dinge. Er ließ eine Menge Knaben

und

und Jungfrauen ſchlachten, um bey ſeinen nächtlichen Opfern, Hervorforderungen der abgeſchiedenen Seelen und wahrſagenden Verſuchen, ſich ihrer zerſchnittenen Gliedmaaßen zu bedienen. Auch Chriſten wurden wegen ihrer Frömmigkeit heimlich erwürgt. Man fand daher nach ſeinem Tode ganze mit Menſchenköpfen angefüllte Kaſten in dem Palaſte zu Antiochien, auch viele Leichname in Brunnen und Gruben, diejenigen noch ausgenommen, die er in den Fluß Orontes hatte werfen laſſen. Gleichergeſtalt traf man alsdenn in einem Tempel zu Carrä, in welchem er ſich nach ſeiner Abreiſe von Antiochien eine Zeitlang aufgehalten, nachmals aber denſelben hatte verſchließen und bewachen laſſen, eine bey den Haaren aufgehenckte Frauensperſon mit ausgebreiteten Armen an, in deren Bauche er Vorbedeutungen über den Ausgang ſeines bevorſtehenden Kriegs geſucht haben ſollte. — Es iſt bereits bey dieſen Erzählungen angemerckt worden, daß ſie nach dem Tode eines bey allen Chriſten verhaßten Fürſten ausgebreitet worden ſind, und alſo wo nicht ganz erdichtet, doch ungemein vergrößert ſeyn möchten. So ſehr auch Julian den heydniſchen Wahrſagerkünſten und geheimen gottesdienſtlichen Cärimonien ergeben war; ſo ſind doch die angeführten Schandthaten zu unnatürlich für ein ſo wenig blutgieriges oder von aller Menſchlichkeit entblößtes Gemüth. Da eine heftige redneriſche Stelle des Gregorius von Nazianzus hier hauptſächlich ein Zeugniß ablegt, und Theodoretus die Entdeckungen in dem Palaſte vor nicht viel mehr als ein gemeines Gerüchte hält: ſo wächſt dadurch der Verdacht, daß ſchlimme Nachreden, die man von den nächtlichen Religionsgeheimniſſen des Kayſers ausgeſtreuet hatte, zu leicht geglaubt worden ſind.

Mit

Mit noch mehrerm Anſehen der Gewißheit kann man behaupten, daß die Menge Chriſten, welche Julian während ſeines Aufenthalts zu Antiochien und noch außerdem ſoll haben hinrichten laſſen, auf übertriebnen Vorſtellungen oder ſpätern Märtyrergeſchichten ohne alle Glaubwürdigkeit beruhe. Er blieb immer bey ſeinem alten Vorſaze, ſich an dem Leben der Chriſten nicht zu vergreiffen. Und wenn er einen oder den andern unter ihnen umbringen ließ, ſo hatten ſie ihm einen andern Vorwand ſie zu beſtrafen gegeben, als bloß ihre Religion. So weit fällt alſo dieſe Beſchuldigung weg; aber nur, um der nicht viel geringern Platz zu machen, daß er ſtets fortgefahren hat, die Chriſten auf manche empfindliche Art zu drücken. Um ſie gewiſſermaaßen zu nöthigen, an den Opfern Theil zu nehmen, ließ er einiges Opferfleiſch in die öffentlichen Brunnen werfen: auf ſeinen Befehl wurden auch alle Lebensmittel auf dem Marckte mit heydniſchem Weyhwaſſer beſprengt. Die Chriſten, denen dieſes ſehr ſchmerzlich fiel, genoſſen gleichwohl davon, weil es ihnen ihre Religion nicht unterſagte. Zween Befehlshaber unter der Leibwache beklagten ſich bey einer Mahlzeit darüber, und bedienten ſich unter andern der Worte aus dem Gebete des Aſarias: „Du haſt „uns, o Herr, in die Gewalt des ungerechteſten abtrünnigſten Königs unter allen Völckern auf der „Welt übergeben.„ Ihre Reden wurden dem Kayſer hinterbracht; ſie machten ihm, als ſie vor ihn gefordert wurden, eben ſolche Vorwürfe: er ließ ſie darauf geißeln, und ins Gefängniß ſezen; nachdem er es aber unmöglich gefunden hatte, ſie zum Abfall zu bewegen, ließ er ſie hinrichten; doch nur, wie er vorgab, wegen ihres unehrerbietigen Bezeigens gegen ihn.

Seine

Seine unerſättliche Begierde in die Zukunft zu ſehen, machte nicht nur, daß er die berühmteſten Orakel über den ſchon beſchloſſenen Feldzug wider die Perſer befragte, die ihm auch alle den Sieg verſprachen; er ließ ſelbſt die caſtaliſche Quelle zu Daphne wieder öffnen, die der Kayſer Adrian bloß deswegen ſollte haben verſtopfen laſſen, damit nicht auch andere, wie er, durch dieſelbe ihre künftige Erhebung auf den Thron erfahren möchten. Allein Apollo ertheilte dennoch hier dem Julian keine Antworten, und beſchwerte ſich vielmehr, daß ihn die zu Daphne begrabenen Leichname daran hinderten. Das heißt ohne Zweifel, die Prieſter des Apollo bedienten ſich dieſer Gelegenheit, um den Chriſten eine Beſchimpfung zuzuziehen, und den Kayſer in ſeiner Ehrfurcht für die Götter zu ſtärcken, von deren Tempeln Gräber weit entfernt ſeyn mußten. Er befohl alſo beſonders die Gebeine des Märtyrers Babylas und der mit ihm hingerichteten Chriſten, auszugraben. Darauf kam eine Anzahl Chriſten nach Daphne, und trug dieſelben auf eine feyerliche Art nach Antiochien, wobey ſie die Worte aus den Pſalmen ſungen, Alle Verehrer der Götzen ſollten zu Schanden werden: denn ſie glaubten, daß es eben die Gebeine geweſen wären, die den Apollo ſtumm gemacht hätten! Julian, der dieſes vor eine öffentliche Beleidigung hielt, trug dem Staatsbedienten Salluſtius auf, die Anführer dieſes Aufzugs zu beſtrafen. Dieſer ſtellte vergebens vor, die Chriſten würden ſich freuen für ihre Religion zu leiden: er ließ alſo einen Jüngling unter denſelben einen Tag lang martern, deſſen Standhaftigkeit den Kayſer bald bewog, ſeinen Befehl zu widerruffen. Zuweilen reizte ihn zwar auch ein noch mehr unbeſonnener Eifer der Chriſten zum

Zorn;

Zorn; doch wußte er ihn bald zu unterdrücken. Eine chriſtliche Wittwe, die Vorſteherinn einer Geſellſchaft von Jungfrauen, welche ſich dem eheloſen Stande und unaufhörlichen Andachtsübungen gewidmet hatten, wählte, ſo oft Julian bey ihrem Hauſe vorbey gieng, gerade ſolche Pſalmen zum Abſingen, in denen die Thorheit des Götzendienſtes am lebhafteſten ausgedrückt war. Der Kayſer befohl ihr, künftig zu ſchweigen, wenn er vorbey käme; allein da ſie vielmehr bey gleicher Gelegenheit mit ihren Jungfrauen die Worte des Pſalms anſtimmte: „Gott mache ſich auf, und zerſtreue ſeine Feinde! ſo ließ er ſie herauskommen, und durch einen Soldaten von ſeiner Leibwache ins Geſicht ſchlagen. Dem ohngeachtet fuhr ſie ferner fort, vor den Ohren des Kayſers zu ſingen, der ſich aber weiter nicht merken ließ, daß er ſie hörte.

Deſto mehr wurde er durch die plözliche Einäſcherung des herrlichen Tempels des Apollo zu Daphne, der entweder vom Blitze gerührt wurde, oder durch ein Verſehen der Heyden verbrannte, wider die Chriſten aufgebracht. Nichts gab zwar einen Beweis gegen dieſe ab: auch die Diener des Tempels, welche gemartert wurden, ſagten nichts wider ſie aus; aber Julian glaubte, ſie hätten aus Neid und Verdruß Feuer darinne angelegt, weil er eben damals einen prächtigen Säulengang um denſelben führen ließ. Er ließ alſo zur Vergeltung ihre große Kirche zu Antiochien verſchließen, und die koſtbaren Kirchengefäße in den kayſerlichen Schatz bringen. Sein Oheim Julian, der das Chriſtenthum ebenfals verlaſſen hatte, that noch mehr, als wozu ihn dieſer Befehl berechtigte: er ſchloß alle chriſtliche Kirchen in dieſer Stadt zu, und

verurtheilte einen von den Geiſtlichen an denſelben zum Tode. Man erzählt, daß der Kayſer, als er dieſes leztere vernommen, ſeinem Oheim einen hizigen Verweis gegeben habe, daß er wider ſeine Abſicht, welche auf eine ſanfte und vernünftige Bekehrung der Galiläer gerichtet ſey, ſie vor ſeinen Augen zu Märtyrern machte; er habe hinzugeſezt, ſie würden ihn deswegen als einen grauſamen Verfolger in ihren Schriften abſchildern, und er verbiete daher, daß keiner von ihnen bloß wegen der Religion hingerichtet werden ſollte. In dieſen Reden erkennet man den Kayſer völlig; aber es wird weiter hinzugeſezt, ſein Oheim ſey gleich darauf von einer unheilbaren Kranckheit angegriffen, und eben dadurch zur Bereuung ſeiner vielen Verbrechen gegen die chriſtliche Religion gebracht worden; er habe daher den Kayſer bitten laſſen, die Kirchen wieder zu öffnen, indem er bloß wegen ſeines erfüllten Befehls ſo viel leiden müſſe; dieſer aber habe geantwortet, da er die Kirchen nicht verſchloſſen habe, ſo werde er ſie auch nicht öffnen laſſen, und das Elend ſeines Oheims rühre davon her, weil er den Göttern untreu geworden ſey. Noch andere Umſtände, welche in dieſer Nachricht folgen, machen ſie immer weniger glaubwürdig; ſie ſchreibt ſich auch von keinem Geſchichtſchreiber her, ſondern aus einer Märtyrergeſchichte, in der es wenigſtens viele unächte Zuſäze geben mag.

Während dieſer Begebenheiten und ſchon vorher, war ein großer Theil des Römiſchen Reichs, beſonders die Gegend, wo ſich Julian aufhielt, durch öffentliche Landplagen unglücklich. Nach dem Urtheil der ältern chriſtlichen Schriftſteller, gab Gott dadurch ſeinen Zorn gegen den Julian zu erkennen.

kennen. Aber außerdem daß darunter ſo viele tugendhafte Unterthanen zugleich litten, findet man auch eben eine ſolche allgemeine Noth zuweilen unter der Regierung der beſten Fürſten: und dergleichen nur zu gewöhnliche Deutungen der göttlichen Abſichten können unerweislich ſeyn, wie ſie es auch meiſtentheils ſind, ohne daß man dadurch gehindert würde, einen nüzlichen Gebrauch von dem Unglück, das ein ganzes Land betrifft, zu machen. Im Jahr 362. inſonderheit ſtürzten häuffige Erdbeben eine Menge von Städten um, und erſchütterten viele andere. Eine faſt allgemeine Dürre zog Hungersnoth und anſteckende Seuchen nach ſich. Zu Antiochien fehlte es daher auch, als der Kayſer dahin kam, an Getreyde, und alle Lebensmittel waren ſehr theuer geworden.

Da ihn das Volck verſicherte, die Reichen hätten Vorrath genug, den ſie nur nicht verkauffen wollten: ſuchte er dieſe zu bewegen, daß ſie ohne Gewinnſucht dem Mangel ihrer Mitbürger abhelfen möchten; er wartete aber bis in den dritten Monath darauf vergebens. Zwar ließ er ſelbſt eine große Menge Getreyde aus Egypten nach Antiochien kommen, wo er es um einen ſehr mäßigen Preis verkaufen ließ. Allein die Reichen kauften von demſelben, und verkauften das ihrige heimlich deſto theurer. Julian glaubte für die Einwohner nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn er alle Lebensmittel auf einen niedrigen Preis herabſezte. Es half nichts, daß man ihm vorſtellte, er werde dadurch die Theurung vergrößern: denn die Menge Soldaten, welche er in der dortigen Gegend zuſammen zog, machte es vielmehr nothwendig, die Zufuhr der Bedürfniſſe auf alle Art zu erleichtern.

Allein er blieb bey ſeinem Entſchluße, und was man vermuthet hatte, geſchah: die Kaufleute, welche mit Lebensmitteln handelten, verließen lieber Antiochien, als daß ſie um einen ſo geringen Preis verkauft hätten; daher fiengen die nöthigſten Mittel des Unterhalts gar zu mangeln an. Julian, den der Widerſpruch der obrigkeitlichen Perſonen bereits erzürnt hatte, und der alle dieſe Unordnungen ihren ſchlechten Anſtalten zuſchrieb, ließ ſie ins Gefängniß führen. Doch eine Rede, welche Libanius für ſie hielt, machte es, daß er ihnen an eben demſelben Tage ihre Freyheit wieder ſchenckte.

Bisher war er den Einwohnern von Antiochien ſchon durch ſeinen äußerlichen Aufzug, durch die ſtrenge Lebensart, welche er führte, und durch den übermäßigen Eifer für den Gözendienſt, lächerlich und verächtlich geworden; nun aber brach ihr Haß gegen ihn völlig aus, da ſie durch ſeinen unvorſichtig guten Willen einer Hungersgefahr ausgeſezt waren. Sie verfertigten Spottgedichte auf ihn, worinne ſie ihn einen liſtigen Fuchs nannten, und machten ſich darüber luſtig, daß er bey ſeiner kleinen Leibesgeſtalt die Schultern hoch in die Höhe reckte, und überhaupt um größer zu ſcheinen, ſo erhaben einher gienge, als wenn er ein Bruder des Otus und Ephialtes wäre, welche Rieſen Homer beſchrieben hat. Sie ſagten, er trüge einen Bocksbart, aus welchem man Stricke verfertigen könnte. Wegen der unzählichen Opferthiere, die er ſchlachten ließ, nannten ſie ihn einen Schlächter. Auch ſagten ſie, weil er auf ſeinen Münzen einen auf dem Rücken liegenden Ochſen auf einem Altar hatte abbilden laſſen, er habe die Welt umgekehrt. Man verſichert, daß die Antiochener überhaupt zur Spöt-

terey

teren ſehr geneigt geweſen wären; aber man weiß wohl, daß jede große Stadt eine Menge von Müſſiggängern in ſich ſchließe, denen es weder an Zeit, noch an Luſt und Gelegenheit fehlt, über andere zu lachen. Der große und vortreffliche Mann ſelbſt entwiſcht niemanden leichter als den Augen des gemeinen Hauffens, wird nicht bemerckt, oder wegen ſonderbarer Umſtände in ſeinem Betragen verſpottet; geſchweige denn daß ein Mann, der aus guten und tadelhaften Eigenſchaften zuſammengeſezt iſt, dem Hohngelächter eines üppigen Volcks entgehen ſollte.

Julian rächte ſich wegen dieſer Beleidigungen bloß durch eine ſatyriſche Schutzſchrift, die er unter der Aufſchrift **Miſopogon**, (oder der Bartfeind) für ſich auffezte. Er ſtellt ſich in derſelben, als wenn er alles Nachtheilige, was von ihm geſagt wurde, und noch mehr, zugäbe; aber nur, um ſeine Unterthanen durch die Vergleichung, die er zwiſchen ſich und ihnen vornimmt, ihr Unrecht deſto ſtärcker empfinden zu laſſen. Dieſe bittere Spottſchrift iſt wizig und lebhaft abgefaßt; doch ſinckt der Kayſer darinne öfters unter ſeine Würde und unter den Wohlſtand herab; oder verfällt bisweilen auf froſtige Scherze. Die chriſtlichen Schriftſteller jener Zeiten haben ihm vorgeworfen, daß er, der die Chriſten verfolgte, ſich nicht wegen der Mäßigkeit im Eſſen hätte loben ſollen; auch geſteht Ammian, daß er die Einwohner von Antiochien ſchlimmer als ſie waren abgeſchildert habe. Aber dennoch iſt es gewiß, daß ihre Sitten größtentheils ſehr verdorben waren, und immer muß man es Großmuth oder rühmliche Nachſicht nennen, wenn Julian ihre Schmähreden bloß mit den Waffen eines Schriftſtellers beſtraft.

Einige Beyſpiele aus dieſer Schrift werden ſie noch genauer kennen lehren. Um mit meinem Geſichte den Anfang zu machen, ſagt Julian, ſo hat mir freylich die Natur wenig Schönheit verliehen: und ich ſelbſt habe noch aus einer finſtern und mürriſchen Gemüthsart dieſen langen Bart hinzugefügt, um mein Geſicht gleichſam zu beſtrafen, weil es nicht ſchöner iſt. Ich dulde auch Läuſe in dem Barte, welche wie die wilden Thiere in einem Walde herumlaufen: und ich darf weder ſtarck eſſen noch trincken, damit ich nicht unvermerckt einige Haare mit hinunter ſchlucke. Ich könnte mein Kinn eben ſo glatt machen, wie ihr es bis in euer Alter thut; aber mein Kopf iſt ſogar eben ſo wild, und wird ſelten geſchoren, ſo wie ich auch meine Nägel ſelten abſchneide, und faſt ſchwarze Finger vom Gebrauch der Feder habe. Wenn ihr auch geheimere Umſtände wiſſen wollt, ſo iſt meine Bruſt eben ſo rauch als bey einem Löwen. Meine Lebensart iſt nicht weniger hart: ich bin thöricht genug, die Schauplätze gar nicht zu beſuchen, und ſo unempfindlich, daß ich nur beym Anfange des Jahrs ein Schauſpiel an meinem Hofe aufführen laſſe; ich habe keine Güter, ob ich gleich ein großer König heiße, und alle meine übrige Sitten ſind gerade das Widerſpiel von einer ſo zärtlichen Stadt. Allein das geſchieht nicht eurentwegen: ſchon von meiner Jugend an habe ich aus einem groben und einfältigem Vorurtheil meinen Bauch bekriegt. Die bäuriſchen Gallier konnten mich wohl vertragen; aber eine ſo reiche und glückliche Stadt, wo ſo viele Tänzer und Flötenſpieler, mehr Comoedianten als Bürger ſind, muß mir freylich eine ſolche Aufführung verargen. — Wie haſt du wohl glauben können, ſo fragt er ſich ſelbſt im Nahmen der Antiochener, daß

ſich dein rauhes unfreundliches Weſen mit der hieſigen Weichlichkeit vereinigen laſſe? Du irrſt ſehr, wenn du denckſt, daß man ſeinen Geiſt durch eine kluge Mäßigung zieren müſſe. Denn erſtlich wiſſen wir nicht, was dieſe Tugend ſey; und wenn ſie, nach deinem Betragen zu urtheilen, darinne beſtehen ſollte, daß man den Göttern und den Geſezen diene: ſo bringſt du dich und uns ins Verderben, weil wir nicht einmal das Wort dienen hören können, und in allen Stücken frey ſeyn wollen. Was vor eine Verſtellung iſt nicht dieſes, daß du den Nahmen eines Herrn verwirfſt, und uns gleichwohl nöthigſt, der Herrſchaft der Obrigkeit und der Geſeze unterworfen zu ſeyn? Ganz unausſtehlich iſt es, daß du die Reichen in den Gerichten zwingſt beſcheiden zu ſeyn, und den Armen die Freyheit zu verleumden nimmſt. Dadurch aber richteſt du uns zu Grunde, daß du der Schaubühne und den Tänzern den Abſchied giebſt. Du erweiſeſt uns weiter nichts Gutes, als jene verhaßte Strenge, die wir nun ſieben Monathe lang dulden: und wir haben daher unſere Wünſche und unſer Gebet um Befreyung von ſo vielem Elende den alten Weibern aufzutragen, welche ſich fleißig bey den Gräbern der Verſtorbenen aufhalten; — vermuthlich eine Spötterey über die Ehrerbietung, welche die Chriſten den Märtyrern erwieſen. Auf eine ähnliche Art läßt ſich Julian ſeine häuffige Beſuchung der Tempel, die ſtrenge Erziehung, deren er genoſſen hatte, und nebſt vielem anderm ſelbſt ſeine Wohlthaten gegen die Einwohner von Antiochien als unverzeihliche Fehler vorrücken. Ihnen macht er dagegen hin und wieder einige ziemlich ernſthafte Vorwürfe, die von dem herrſchenden Tone der ganzen Schrift merklich abweichen. Am Schluß derſelben

bekennt er, ſich alles Uebel ſelbſt verurſacht zu haben, weil er Undanckbaren Gutes erzeigt hätte; dieſes, ſezt er hinzu, werde ihn künftig vorſichtiger gegen ſie machen; ihnen aber möchten die Götter die Gewogenheit und Ehre, die ſie ihm öffentlich erwieſen hätten, vergelten.

Weit gefehlt jedoch, daß dieſe ſeltſame Schuzſchrift die Abſicht Julians erreicht hätte; ſo ſcheint ſie die ehemaligen Spottreden gegen ihn vielmehr wieder aufgeweckt zu haben. Er erfuhr ſolches; hielt aber den Unwillen, den er darüber empfand, bey ſich zurück. Vielleicht merckte er jezt, daß er mehr wizig als überlegt und ſcharfſichtig geſchrieben habe. Mitten unter der gezwungenen Demüthigung und einem erniedrigenden Geſtändniß, das er ablegte, ſchimmerte doch die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, und die hohe Meinung von ſeinen Vorzügen überall hervor. An Statt das Lächerliche zu vermeiden, das man an ihm zu finden glaubte, zeigte er es ſelbſt von einigen Seiten: denn es war vergebens, ſeine Spötter zu bereden, dasjenige, was er vor ehrwürdig oder anſtändig hielt, mit gleichen Augen zu betrachten. Etwas mehr Herablaſſung zu ihren Neigungen würde ihm vermuthlich eher als alles andere einen Theil ihrer Liebe erworben haben. Er, lauter Ernſt und Strenge, immer voll von ſeiner Philoſophie und von der Begierde etwas ausnehmendes zu verrichten; ſie hingegen nur bemüht, ihr Leben vergnügt zuzubringen, und gewohnt über alles flüchtig wegzuſehen: ſo mußten ſie einander beynahe ſtets mißfallen. Eigentlich wählte zwar Julian nicht übel Satyre gegen Satyre; aber wo Haß und Erbitterung zum Grunde liegen, wie bey ſeinen Tadlern, da dringen keine Spöttereyen durch. Dieſer

ſer unauslöſchliche Abſcheu, den ſie gegen ihn gefaßt hatten, rührte bloß von der verſchiedenen Religion her, zu der er ſich bekannte. Wäre er ein Chriſt geweſen, ſo würde ihn eben der lange Bart und die harte, ſonderbare Lebensart, die ihnen zu luſtigen Einfällen dienten, ohngefähr wie die Mönche und Einſiedler, bey ihnen zum Heiligen gemacht haben. Gegen einen heydniſchen Fürſten aber vergaßen ſie die Ehrerbietung, die ſie ihm ohngeachtet ſeiner Fehler und feindſeeligen Geſinnungen ſchuldig waren.

Neben den Spöttereyen, Verordnungen und zum Theil Gewaltthätigkeiten welche Julian wider die Chriſten anwandte, fiel er auch auf andere, wenigſtens wohl ausgeſonnene Mittel, entweder der heydniſchen Religion Vorzüge vor der chriſtlichen zu verſchaffen, oder dieſe leztere gar zu ſtürzen. Er hatte gefunden, daß die tugendhaften Sitten der chriſtlichen Lehrer, und ſo viele rühmliche Anſtalten ihrer Kirche, derſelben ungemeinen Ruhm und Beyfall erworben hatten; den Heyden hingegen konnten darüber große Vorwürfe gemacht werden, daß es ihnen daran größtentheils mangelte. Daher ſuchte er ſeinen Glaubensgenoſſen auch dieſe Vortheile zu geben, da ſie ſchon in dem Beſize des größten waren, ihn zum eifrigſten Freunde zu haben. Man hat noch ein Schreiben, das er an den Oberprieſter von Galatien Arſacius in dieſer Abſicht geſandt hat: es verdient hier ganz zu ſtehen. „Daß die heydniſche Religion, ſo fängt er daſſelbe „an, nicht nach unſerm Wunſche ihren Fortgang „hat, daran ſind ſelbſt ihre Bekenner Schuld. Die „Gaben der Götter ſind herrlich, groß und vor„trefflicher, als man bitten oder hoffen könnte.

„Was ich ſage, mag die Nemeſis (eine Göttinn, wel-
„che die Uebermüthigen beſtrafen ſollte) wohl auf-
„nehmen! Wenige Zeit vorher hätte ſich niemand
„erkühnt, eine ſo große Veränderung zu wünſchen.
„Warum ſcheinen wir uns aber hieran zu begnügen,
„und ſehen nicht vielmehr auf dasjenige, wodurch
„die gottloſe Religion der Chriſten ſo ſehr zugenom-
„men hat: theils auf ihre Leutſeeligkeit gegen Frem-
„de, (oder ihre Gaſtfreyheit;) theils auf ihre Sorg-
„falt die Todten zu begraben; theils auf ihre ver-
„ſtellte Ehrbarkeit des Lebens? Jedes dieſer Din-
„ge müſſen wir, wie ich glaube, in der That ausü-
„ben. Es iſt auch nicht genug, daß man ſich hier-
„inne anſtändig bezeigt; ſondern ich verlange, daß
„du alle Prieſter in Galatien entweder durch Dro-
„hungen oder durch Ueberredung zu einem ſittſa-
„men Leben bringeſt, oder ſie ihres prieſterlichen
„Amtes entſezeſt, wenn ſie nicht mit ihren Wei-
„bern, Kindern und Bedienten den Dienſt der Göt-
„ter fleißig beobachten. Sie ſollen auch nicht zuge-
„ben, daß die Knechte, Kinder oder Weiber der
„Galiläer, ſich unehrerbietig gegen die Götter auf-
„führen, und die Gottloſigkeit der Frömmigkeit vor-
„ziehen. Weiter ermahne einen jeden Prieſter, daß
„er ſich bey den Schauſpielen nicht einfinde, in keiner
„Schencke trincke, noch irgend eine ſchändliche
„Kunſt oder ein garſtiges Handwerck treibe. Die-
„jenigen, welche dir gehorchen, ehre; die widerſpän-
„ſtigen aber beraube ihrer Stelle. In jeder Stadt
„lege viele Gaſthäuſer an, damit die Fremden un-
„ſerer gütigen Neigung genießen: und nicht bloß
„unſere Religionsverwandte, ſondern auch andere,
„wenn ſie Geld bedürfen. Ich bin vor der Hand
„auf Mittel bedacht geweſen, durch welche du dieſes
„ausführen könneſt. Denn ich habe befohlen, daß

„jährlich

„jährlich in Galatien dreyßigtauſend Scheffel Wei-
„tzen und ſechszigtauſend Maaß Wein hergegeben
„werden ſollen. Der fünfte Theil davon ſoll den
„Dienern der Prieſter; das übrige aber den Frem-
„den und Betteluden ertheilt werden. Denn es
„iſt ſchändlich, daß, da unter den Juden niemand
„bettelt, und die gottloſen Galiläer nicht allein ihre,
„ſondern auch unſere Bettler ernähren, die unſri-
„gen der Hülfe zu entbehren ſcheinen, die ihnen
„von uns geleiſtet werden ſollte. Belehre daher
„die Heyden, daß ſie freywillig zu dieſer Abſicht
„Geld hergeben, und ihre Dörfer, daß ſie den Göt-
„tern die Erſtlinge der Früchte darbringen: gewöh-
„ne ſie an dieſe Gutthätigkeit, und erzähle ihnen,
„daß wir ehemals dieſe Anſtalten geſtiftet haben.
„Denn Homerus legt dem Eumäus folgende Wor-
„te in den Mund: Wenn irgend ein ſchlechter
„Fremdling zu mir kommen ſollte, ſo würde ich ihn
„nicht übel empfangen; denn ſie kommen alle vom
„Jupiter, reiche und arme; meine Gabe iſt gering,
„aber liebreich. Wir wollen alſo nicht zulaſſen,
„daß uns andere durch die Nachahmung unſers
„Guten übertreffen, und wir durch unſere Nachläſ-
„ſigkeit beſchämt werden; oder vielmehr, daß es
„das Anſehen gewinne, als wenn wir Verräther an
„der Verehrung der Götter werden wollten. Ich
„werde mich ſehr freuen, wenn ich höre, daß du
„dieſes fleißig beſorgſt. Die Statthalter beſuche
„ſelten in ihrem Hauſe; deſto öfter aber ſchreibe Brie-
„fe an ſie. Wenn ſie in die Stadt kommen, ſoll
„ihnen kein Prieſter entgegen gehen; ausgenom-
„men, wenn ſie ſich in die Tempel der Götter be-
„geben, und auch daſelbſt nur im Vorhofe. Bey
„dieſem ihrem Eingange ſoll kein Soldat vor ihnen
„hergehen, und wer da will, hinter ihnen hergehen.

„Denn

„Denn ſobald einer von ihnen den Tempel betre„ten hat, ſo wird er eine Privatperſon, weil du „ſelbſt, wie du wohl weißt, über alle, welche ſich „darinn befinden, die Aufſicht führſt: und dieſes „fordert auch das Geſez der Götter. Diejenigen, „welche dir gehorchen, ſind würcklich fromm; die „ſich aber dir aus Stolz widerſezen, ſind Prahler „und auf eine eitle Art ehrbegierig.„ Julian endigt ſein Schreiben mit einer Erklärung über die Einwohner von Peßinus, die man bereits oben (S. 301.) geleſen hat.

Dieſe ſeine Bemühungen, die Religion, die Tempel und Götzenprieſter der Heyden ehrwürdiger zu machen, waren in der That ein ſtillſchweigendes erzwungenes Bekenntniß, daß die Chriſten, deren Beyſpiel er zur Nacheiferung empfielt, nicht ſo gottlos geweſen ſind, als er ſie gerne wollte angeſehen wiſſen. Ihre Feinde ſelbſt alſo fanden ihre Religionsanſtalten nachahmungswürdig: und dieſes gieng noch viel weiter. Es iſt noch ein großes Stück von einer Rede oder einem Schreiben des Kayſers übrig, worinne er weitläuftige Vorſchriften über die Sitten und Pflichten eines heydniſchen Prieſters ertheilt, auch demſelben jede Ehrerbietung zu erweiſen befiehlt. „Die Prieſter, ſchreibt er unter andern, müſſen ſich nicht allein vor allen laſterhaften Handlungen, ſondern auch vor unzüchtigen Reden und muthwilligen Scherzen hüten. Sie dürfen nicht den Archilochus oder Hipponax, noch auf eine ähnliche Art geſchriebene Schauſpiele, ſondern Philoſophen, und unter dieſen wieder ſolche leſen, deren Schriften liebenswürdige Begriffe von den Göttern machen, und Frömmigkeit einflößen. Einige unter unſern Dichtern hatten eben dieſes gelehrt;

lehrt; allein man hat ſie verachtet; da hingegen die Jüdiſchen Propheten, welche dieſe Lehren mit völliger Gewißheit behauptet haben, von den unglücklichen Galiläern bewundert werden. Wir müſſen auch keine erdichtete am wenigſten Liebes-Geſchichten leſen, (er zählt ſich ſelbſt mit Rechte unter die heydniſchen Prieſter, als den Hohenprieſter dieſer Religion,) ſondern bloß wahre, weil jene die Begierden zu heftig entzünden. Die Lehrſäze der Epikureer und Pyrrhonier dürfen bey uns gar keinen Zugang finden: ſehr wohl haben die unſterblichen Götter dieſe Sekten aufgehoben, ſo daß auch ihre meiſten Bücher verloren gegangen ſind. Wir müſſen ſelbſt böſe Gedancken vermeiden. Es müſſen daher Lobgeſänge der Götter auswendig gelernt werden, deren es viele und ſchöne giebt; beſonders ſolche, die beym Gottesdienſte geſungen werden: denn ſie ſind von den Göttern ſelbſt eingegeben worden. Der Prieſter muß öffentlich und insgeheim oft zu den Göttern beten; wenigſtens zweymal bis dreymal des Tages. Wenn ihn die Reihe der Amtsverrichtungen im Tempel trifft, ſo darf er denſelben gar nicht verlaſſen, und muß ſich auf die ſtrengſte Art reinigen und vorbereiten; iſt aber dieſe Zeit vorbey, ſo kann er ſeine Freunde wieder beſuchen, auch bey dem Statthalter ſich der Armen annehmen. Im Tempel muß er die prächtigſten Kleider tragen; außer demſelben aber nur gemeine, damit jener heilige Schmuck nicht befleckt, noch der Prieſter zum Stolze verleitet werde. Mit Schauſpielern und Tänzern darf er gar keine Gemeinſchaft haben. Ueberhaupt müſſen die rechtſchaffenſten Männer in einer Stadt zu Prieſtern gewählt werden: beſonders ſolche, die vor allen andern Gott und die Menſchen lieben; ſie mögen nun arm oder reich ſeyn. Von der Ehrfurcht gegen

Gott

Gott iſt es ein Merckmal, wenn jemand alle, mit denen er umgeht, zur Frömmigkeit gegen die Götter anführt. Die Menſchenliebe aber erkennt man daran, wenn er von einem geringen Vermögen den Armen gerne etwas mittheilt, und an ſehr vielen ſeine Freygebigkeit ausübt. Hierauf muß man beſonders Acht haben, und dieſem Umſtande abzuhelfen ſuchen. Denn weil die Armen von den Prieſtern vernachläßigt wurden, haben die gottloſen Galiläer, welche ſolches bemerckten, ſich dieſer Art von Menſchenliebe deſto mehr befleißigt, und unter dem Schein einer guten Handlung ein ſehr ſchlimmes Mittel ergriffen. So wie diejenigen, welche Kinder in ihre Gewalt zu bekommen ſuchen, ſie durch Kuchen an ſich locken: ſo machen die Galiläer mit ihren Agapen oder Liebesmahlen den Anfang, die Gläubigen zur Gottloſigkeit zu verführen.„

Daß Julian ſchlau gegen die Chriſten verfuhr, und ſie gleichſam mit ihren eigenen Waffen zu beſtreiten ſuchte, kann ihm eben nicht verargt werden; aber überall blickt auch ſeine ungemeine Erbitterung wider dieſelben, und ein Hang, alles, was ſie thaten, übel auszulegen, hervor. Gleichwohl gefielen ihm ſo viele ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche. Er war Willens, die innere Einrichtung ihrer Kirchen in den Tempeln der Heyden einzuführen; unter dieſen ebenfals einen öffentlichen Unterricht über die Religion, beſtimmte Tage und Stunden zum Gebete, Klöſter für beyderley Geſchlechter, Armenhäuſer, und dergleichen mehr, anzuordnen. Eben dieſen Vorſaz hatte er in Anſehung der bey den Chriſten gewöhnlichen Kirchenbuße gefaßt: man lieſet ſogar noch eines ſeiner Schreiben an einen heydniſchen

niſchen Prieſter, in welchem er denſelben wegen eines begangenen Verſehens, auf drey Monathe ſeines Amtes entſezt. Vor allen aber bewunderte er die ſogenannten canoniſchen oder kirchlichen Briefe, die von den Biſchöfen mit gewiſſen nur unter ihnen bekannten Kennzeichen ausgefertigt wurden, und den reiſenden Chriſten dazu behülflich waren, daß ihre Glaubensgenoſſen ſie in allen Gegenden der Welt auf die gütigſte Art bewirtheten. In einem Schreiben an den Theodorus, Oberprieſter in klein Aſien, vergleicht der Kayſer auch unter andern die Sitten der Chriſten und Heyden zum offenbaren Vortheil der erſtern mit einander. Er geſteht, daß die Bereitwilligkeit der Chriſten, für ihre Religion zu ſterben, bey den Heyden nicht anzutreffen ſey, und daß ſie den höchſten wahren Gott verehrten, den auch die Heyden unter mancherley Nahmen anbeteten; aber nur darinne, glaubt er, irrten die Chriſten, daß ſie die übrigen Götter keiner Ehrfurcht werth ſchätzten.

Vermuthlich würden alle von den Chriſten geborgte Einkleidungen, wenn ſie Julian bey der Religion, dem Gottesdienſte und den Prieſtern der Heyden zu Stande gebracht hätte, dieſen wenig Ehre oder Nutzen verſchafft haben. Da ihr Muſter und Urſprung nicht verdeckt werden konnte, ſo war es eine ſiegende Bemerckung für die Chriſten, daß eben diejenigen, von welchen ſie verachtet und verfolgt wurden, ſie zugleich nachahmten, ohne doch die Heiligkeit ihrer Religion erreichen zu können. Denn würcklich mochte man den Dienſt der Götter ausſchmücken, verehrungswürdig und beliebt machen, ſo ſehr es immer möglich war; er blieb doch nur ein unreiner Zuſammenfluß von Fabeln und Einfällen;

fällen; ein Gebäude, in welchem man keinen ſichern Schritt thun konnte, weil der Grund deſſelben niemals einige Feſtigkeit gehabt hatte, und ihrer nicht einmal fähig war. Außerdem war auch der unveränderliche Unterſcheid ſehr wichtig, zwiſchen einer Religion, welche ſelbſt ihren Dienern Tugend und Gottſeeligkeit auflegte, und durch alle Arten von Erleichterung empfol, und zwiſchen einer ſolchen, wie die heydniſche war, deren Grundſäze ſogar die Laſter begünſtigten, auf die alſo der Ruhm nicht zurückfiel, den ihre Verehrer durch eine gezwungene Sittſamkeit erlangten.

Von einem andern Mittel zur Aufnahme des Heydenthums hat ſich Julian ohne Zweifel weit mehr verſprochen: von ſeiner Schrift wider die chriſtliche Religion. An ſich betrachtet war dieſer Angriff einem Philoſophen anſtändiger, als ſo viele andere gewaltſame, oder argliſtige Anſtalten, durch welche er dem Chriſtenthum zu ſchaden hoffte. Die heydniſchen Gelehrten, Celſus und Hierocles, auch Porphyrius, der ehemals ſelbſt ein Chriſt geweſen zu ſeyn ſcheint, hatten ſchon ähnliche Bücher aufgeſezt; aber ohne eine beträchtliche Würckung. Meiſtentheils kannten dieſe Schriftſteller den Glauben der Chriſten zu wenig, als daß ſie nur die erſte Fähigkeit zur Widerlegung deſſelben gehabt hätten: ihre Spöttereyen trafen daher auch deſtoweniger das vorgeſezte Ziel. Allein wenn Julian eine Religion beſtritt, mit welcher er ſowohl bekannt war, und welcher er eine nicht mehr, wie zu den Zeiten jener Schriftſteller herrſchende, ſondern faſt zu Boden geſtürzte Religion vorgezogen hatte, ſo konnte man wichtige und ernſthafte Gründe erwarten. Er ſchrieb dieſes Werck in den Winterabenden, die er

zu

zu Antiochien zubrachte: von Philoſophen umgeben, und vielleicht auch mit einigem Beyſtande derſelben, ſo weit ein Herr von ſo groſſen Gaben deſſelben benöthigt war. Die Chriſten beantworteten es nicht ſogleich: entweder weil ſie es verachteten, und glaubten, diejenigen Schriften, welche ſie jenen ältern Feinden des Chriſtenthums entgegen geſezt hatten, wären auch für dieſen hinlänglich; oder weil ſie ihre eigenen Streitigkeiten unter einander und andere Umſtände daran hinderten. Würcklich hatte auch ſchon ehemals Apollinaris ein Buch wider den Kayſer und die heydniſchen Philoſophen bloß aus Beweiſen der Vernunft verfertigt; allein Julian ſpottete darüber, indem er es den anſehnlichſten Biſchöfen mit den Worten zuſchickte, die eine Art von Wortſpiel in ſich faßten: „Ich habe „es geleſen, unterſucht und verurtheilt.„ Vierzig Jahre nach Julians Tode ohngefähr fieng man an, ſein Werck in beſondern Schriften zu widerlegen. Die berühmteſte derſelben ſchreibt ſich vom Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien, her: darinne ſind auch viele Abſäze des gedachten Wercks aufbehalten worden, das man keineswegs hätte unterdrücken oder untergehen laſſen ſollen. Doch ſelbſt dieſe Ueberbleibſale ſind für die Nachkoumenſchaft lehrreich.

„Es ſcheinet dienlich zu ſeyn, ſagt er gleich im „Anfange, allen Menſchen die Urſachen anzuzei„gen, warum ich glaube, daß die Religionswiſ„ſenſchaft der Galiläer eine gottloſe menſchliche „Erdichtung ſey, die nichts Göttliches in ſich be„greift, ſondern ſich Fabeln bedient, und die kindi„ſche Einbildungskraft überredet hat, wunderbare „Erzählungen an Statt der Wahrheit anzunehmen. „Da ich aber von allen ihren Lehren handeln will,

„so muß ich vorher erinnern, daß diejenigen, welche „mir widerſprechen wollen, wie vor Gerichte, nichts „ſagen dürfen, was nicht zur Sache gehört, noch „weniger Gegenbeſchuldigungen vorbringen, ehe ſie „ſich gegen die Vorwürfe vertheidigt haben.„ Er geſtehet, daß die Griechen unglaubliche und ſeltſame Fabeln von den Göttern erſonnen haben. Aber er glaubt doch, daß, wenn man die Erzählungen des Moſes und Plato von der Schöpfung der Welt mit einander vergleiche, der leztere gewiß den Vorzug gewinnen werde. Moſes ſage nichts von der Schöpfung des Abgrundes, der Finſterniß und des Waſſers; auch nicht wie Engel hervorgebracht worden: er laſſe Gott nur körperliche Dinge bilden. Plato hingegen laſſe den höchſten Gott die Götter der Götter anreden, das heißt die unſichtbaren Weſen, welche in und mit ihm vorhanden ſind, und die durch die ſichtbaren Götter, Sonne, Mond, Sterne und Himmel, abgebildet werden; und ihnen laſſe er Gott befehlen, nachdem er ſelbſt das Unſterbliche geſchaffen, nunmehr auch das Sterbliche, nemlich Menſchen, Thiere und Pflanzen hervorzubringen. Da jedermann beym Beten die Hände gen Himmel erhebe, auch Schwörende ihre Augen dahin richteten, ſo ſey dieſes ein Beweis, daß man den Himmel und die Geſtirne auch vor Götter halte, zumal weil ſie gar keiner Veränderung unterworfen wären. Er findet es weiter ſonderbar, daß Eva, die Gott dem Adam zur Gehülfinn gegeben, ihm vielmehr zum Unglück geworden ſey; gleichſam als wenn Gott dieſes nicht hätte vorher wiſſen können. Und in was vor einer Sprache, fragt er, hat wohl die Schlange mit ihr geredet? Wodurch unterſcheidet ſich dieſes wohl von den Fabeln der Griechen? Wie ungereimt iſt es nicht zu behaupten, Gott habe

be den Menſchen die Kenntniß des Guten und Böſen verboten, da ſie doch ohne dieſelbe immer Thoren hätten bleiben müſſen. Außerdem, ſagt er, ſtelle Moſes Gott neidiſch vor, der die Menſchen aus dem Paradieſe vertreibe, ſobald ſie klug geworden wären. Was in der Schöpfungsgeſchichte noch richtig ſey, wäre von den Heyden geborgt worden. Moſes hätte auch von dem Geiſte Gottes etwas hinzugeſezt; aber nicht gemeldet, ob dieſer ungeſchaffen oder gemacht wäre.

Eben dieſen Schriftſteller tadelt Julian, daß er den Schöpfer der Welt bloß für das jüdiſche Volck Sorge tragen laſſe; der übrigen Völcker aber, und von was vor Göttern ſie regiert würden, gar nicht gedencke. Jeſus von Nazareth und der gröſeſte aller Betrüger Paulus habe dieſes gleichfals gelehrt. Zwar hätte der leztere nach ſeiner unbeſtändigen Lehrart verſichert, Gott ſey auch der Heyden Gott. Aber wenn dieſes wahr ſey, könnte man ihn fragen, warum denn Gott den Juden allein Propheten und Wunder ertheilt, warum er alle Völcker bis auf ein einziges geringes, das' erſt vor zweytauſend Jahren einen Theil von Paläſtina eingenommen, ſo viele Jahrhunderte in einer ſo tiefen Unwiſſenheit gelaſſen habe. Es ſey auch eine partheyiſche Vorſtellung, Gott einen Eiferer zu nennen, der die Sünden der Eltern an den Kindern ſtrafe. Weit vernünftiger ſey die Lehre der Heyden, daß der Schöpfer der Welt zwar der gemeinſchaftliche Vater und König der Menſchen ſey; aber die Völcker und Städte beſondern Göttern zur Regierung übergeben habe, aus deren verſchiedenen Gaben und Kräften ſich auch der Unterſcheid in den Fähigkeiten der Völcker herleiten laſſe.

Auch von der Verſchiedenheit der Sprachen gebe Moſes eine ſehr fabelhafte Urſache an, die man mit demjenigen vergleichen könne, was Homerus von den Rieſen erzähle, welche drey Berge über einander thürmten, um in den Himmel dringen zu können. Es ſey unmöglich, daß das ganze menſchliche Geſchlecht eine Stadt aufbaue, die bis an den Himmel reiche. Gleich widerſinnig ſey es zu glauben, daß Gott ſich vor den Unternehmungen der Menſchen gefürchtet habe, wenn ſie einmüthig und im Gebrauch Einer Sprache ſich den Weg in den Himmel bahnen könnten; daß er deswegen ſich auf die Erde habe begeben müſſen, um eine Sprachenverwirrung hervorzubringen, als wenn er es nicht auch im Himmel hätte thun können. Uebrigens rede Moſes nur von der Entſtehung der Sprachen; aber von dem weit wichtigern Urſprunge der Geſeze und Sitten bey den Völckern, ſage er gar nichts. Aus dieſem allem müſſe man ſchließen, daß der Gott, von welchem Moſes rede, bloß über das Jüdiſche Land die Aufſicht geführt habe. Und eben dieſer Geſchichtſchreiber gebe dadurch, daß er erzählt, es wären neben dem Schöpfer noch andere auf die Erde herabgekommen, eine Mehrheit der Götter zu erkennen.

Hierauf beurtheilt Julian die Geſeze und andere Nachrichten Moſis mit gleicher Härte. Was in den zehn Geboten enthalten iſt, ſagt er, wird bey allen Völckern beobachtet, wenn man die beyden Vorſchriften ausnimmt: Du ſollſt keine andern Götter anbeten, und: Gedencke des Sabbaths! Durch den Zuſaz aber zu der erſten Vorſchrift: Gott iſt ein Eiferer, legt Moſes Gott tadelhafte menſchliche Leidenſchaften bey. Wenn andere Göt-

ter

ter wider den Willen Gottes verehrt werden: ſo fehlte ihm entweder die Macht ſolches zu verhindern, welches gottloß ſeyn würde zu ſagen; oder der Wille, wie wir gerne zugeben. Will Gott aber niemanden außer ſich angebetet wiſſen, warum betet ihr denn dieſen Sohn an, den er nie vor den ſeinigen erkannt hat? Sehr unanſtändig ſind auch der Zorn und die Rachbegierde, welche Gott zugeſchrieben werden, da er wegen eines Hauffens Verbrecher, die von den Moabitern verführt wurden, ſo viele tauſend Iſraeliten umbrachte, und oft das ganze Volck vertilgen wollte. Die griechiſchen Geſezgeber und die Römer ſelbſt ſind gegen Miſſethäter weit gelinder. Und an Statt daß die Juden an Gott den hizigſten Zorn zur Nachahmung vorgeſtellt ſehen, lehren uns die Philoſophen, die Götter durch eine von allen Leidenſchaften freye Betrachtung der Dinge nachzuahmen. Gott hat ſo wenig für die Juden allein geſorgt, daß er uns vielmehr weit vortrefflichere Dinge verliehen hat als ihnen, nemlich Gelehrſamkeit, Künſte, Tapferkeit, und andere Gaben. Wir können ein ganzes Volck von Philoſophen, Künſtlern und Geſezgebern aufſtellen, und die Iſraelitiſchen Könige ſind gegen unſere berühmten Fürſten ſehr unbeträchtlich.

Da er hievon Gelegenheit nimmt, aus der älteſten heydniſchen Geſchichte Beyſpiele von dieſer Art anzubringen: ſo vergleicht er mit denſelben den Heyland der Welt. „Jeſus, ſchreibt er, iſt ſeit „ohngefähr dreyhundert Jahren bekannt worden, „nachdem er wenige von euch, und darunter ge„rade die ſchlechteſten, überredet hatte. In ſeinem „ganzen Leben hat er gar nichts merckwürdiges ver„richtet: man müßte es denn vor große Thaten hal-

„ten, Lahme und Blinde zu heilen, und die Beſeſ-
„ſenen in den Flecken Bethſaida und Bethania zu
„beſchwören.„ Nachdem er die Stiftung Roms erzählt hat, verſichert er, Jupiter habe dieſer Stadt den weiſen Numa zum Könige gegeben, der mit den Göttern vertraut umzugehen pflegte, und ihr daher Vorſchriften der Religion ertheilt habe. Den vom Himmel gefallenen Schild, und den auf dem Berge ausgegrabenen Kopf, wovon dieſer Sitz des Jupiter ſeinen Nahmen erhalten, müſſe man auch unter die wichtigen Geſchencke deſſelben rechnen. Ihr hingegen, ſo redet er die Chriſten an, ihr höchſt unglückliche Menſchen! weigert euch den Schild anzubeten und zu verehren, den Jupiter oder Mars uns als ein Unterpfand der ewigen Dauer unſerer Stadt zugeſchickt hat; gleichwohl aber betet ihr das Holz des Kreuzes an, bildet das Zeichen deſſelben an eurer Stirne ab, und mahlt es an den Eingang eurer Häuſer. Haßt man nicht billig die klügſten unter euch, oder trägt Mitleiden mit den unvernünftigſten von eurer Parthey, die euch nachfolgen, und ſich in ein ſo großes Verderben ſtürzen, ſo daß ſie die ewigen Götter verlaſſen, dagegen aber ſich zu dem Todten der Juden, ſo nennt er Chriſtum, gewandt haben.

Er findet noch mehrere große Vorzüge der Heyden vor den Chriſten. Die ſeltene göttliche Begeiſterung, ſagt er, hat bey den Juden und Egyptiern aufgehört: und ſelbſt die ächten Götterausſprüche ſcheinen an ungewiſſe Zeitpunkte gebunden zu ſeyn. Da dieſes der menſchenfreundliche Jupiter bemerckt hat, ſo hat er uns, damit wir nicht ohne alle Gemeinſchaft mit den Göttern ſeyn möchten, die Ausübung der heiligen Künſte gegeben, (er

meint

meint die Weiſſagungs- und Zauberkünſte,) an welchen wir zu allem, was wir brauchen, eine hinlängliche Hülfe haben möchten. Das gröſte Geſchenck aber der Sonne und des Jupiter iſt Aeſkulapius, den Jupiter aus ſich ſelbſt gebohren hat. Dieſer iſt auf der Welt in menſchlicher Geſtalt erſchienen, und hat in allen Gegenden ſeine heilende Kraft bewieſen: noch jezt iſt er überall, und kommt nicht zu einem von uns beſonders, ſondern zu allen, beſſert die laſterhaften Seelen und die ſchwachen Körper. Was vor eines ähnlichen göttlichen Geſchencks aber können ſich die Juden rühmen, zu denen ihr von uns abgefallen ſeyd? Hättet ihr ihnen gehorcht, ſo wäret ihr nicht ganz unglücklich, zwar in einem etwas ſchlechtern Zuſtande, als da ihr euch unter uns befandet; aber doch noch in einem erträglichen. Denn ihr würdet nicht Statt vieler Götter Einen Menſchen, oder vielmehr viele elende Menſchen, (erzielt auf Chriſtum und die Märtyrer) verehren. Zwar würdet ihr unter einem harten, rauhen und barbariſchen Geſeze leben; aber euer Gottesdienſt würde doch heiliger und unſchuldiger ſeyn. Ihr wißt nicht einmal, ob ſie an die Heiligkeit gedacht haben, ſondern ihr ahmt nur ihre Wuth in der Zerſtörung der Tempel und Altäre nach. Nicht nur diejenigen habt ihr umgebracht, welche bey ihrem väterlichen Gottesdienſte geblieben ſind; auch ſelbſt die Ketzer, welche einerley Irrthum mit euch zugethan ſind, aber nicht eben ſo wie ihr den Todten beweinen. Dieſe Aufführung iſt euch jedoch ganz eigen. Denn weder Jeſus noch Paulus haben euch etwas dergleichen befohlen. Die Urſache iſt dieſe, weil ſie nicht einmal gehofft haben, daß ihr jemals ſo mächtig werden würdet. Denn ſie ſelbſt begnügten ſich daran, Mägde und Knechte, und

durch dieſe wieder Frauen und Männer, wie den Cornelius und Sergius, zu betrügen. Hat einer von ihnen unter die anſehnlichen Perſonen dieſer Zeit gehört, nemlich unter der Regierung des Tiberius und Claudius, ſo möget ihr mich überhaupt einen Lügner nennen.

Wie kommt es, fragt Julian die Chriſten weiter, daß ihr mit Verachtung unſerer Götter zu den Juden übergelauffen ſeyd? Etwan deswegen, weil die Götter Rom zur Beherrſcherinn der Welt gemacht, den Juden hingegen auf eine kurze Zeit die Freyheit, und bald eine beſtändige Knechtſchaft unter auswärtigen Völckern zugetheilt haben? Abraham lebte in fremden Ländern, Jacob diente bis in ſein Alter verſchiedenen Nationen; in Egypten waren die Juden Knechte; in Paläſtina haben ſie ihre Verfaſſung eben ſo oft verändert, als der Chamäleon ſeine Geſtalt. Nachdem ſie etwas über vierhundert Jahre unter ihren Königen in ihrem Lande gelebt hatten, ſind ſie unter die Gewalt der Aſſyrier, der Meder, der Perſer, und endlich in die unſrige gerathen. Jeſus war einer von des Kayſers Unterthanen: denn er wurde bey der Schatzung unter dem Cyrenius mit aufgezeichnet. Was hat er aber, nachdem er gebohren worden, ſeinen Anverwandten vor Gutes gethan? Sie haben ihm, ſagt man, nicht gehorchen wollen. Wie hat denn dieſes hartnäckige Volck dem Moſes gehorcht? Jeſus aber, der den Geiſtern gebot, und auf dem Meere herumgieng, und die Teufel austrieb, und Himmel und Erde geſchaffen hat, wie ihr behauptet, (denn Johannes allein hat dieſes, und nicht einmal recht deutlich, geſagt,) dieſer hat gleichwohl die Geſinnungen der Menſchen nicht zum Beſten ſeiner Freun-

de und Anverwandten wenden können. Welches von beyden iſt nun beſſer? über die Welt herrſchen? oder andern unterthänig ſeyn? Auch die weniger bekannten heydniſchen Fürſten ſind bewundernswürdiger als alle berühmte Männer, welche die Juden jemals gehabt haben. Dieſe leztern haben ſtets eine ſchlechte Staatsverfaſſung gehabt, und nie iſt die Gelehrſamkeit bey ihnen in Aufnahme gekommen. Wer kann den weiſeſten Salomo mit einem Phocylides oder Socrates vergleichen? Es heißt zwar, er ſey in dem Dienſte Gottes geübt geweſen. Allein hat er nicht unſere Götter verehrt? und hat ihn nicht ein Weib betrogen? Wenn dieſes iſt, ſo nennt ihn weiter keinen Weiſen.

Nun verfällt er auf ſeinen alten Vorwurf gegen die Chriſten. Warum koſtet ihr die griechiſche Gelehrſamkeit, ſchreibt er, wenn ihr an dem Leſen eurer Schriften genug habt? Jene hättet ihr vielmehr den Menſchen verbieten ſollen, als das Eſſen des Götzenopfers. Denn dieſes ſchadet demjenigen nichts, der es iſſet, wie auch Paulus ſagt. Aber das Gewiſſen des Bruders, der es ſieht, wird, wie ihr ſagt, dadurch geärgert. O ihr klugen Leute! Durch unſere Gelehrſamkeit wird jeder Menſch, der gute Gaben beſizt, von eurer Gottloſigkeit abgezogen. Eure Wiſſenſchaft macht niemanden zu einem tapfern oder auch nur rechtſchaffenen Manne; durch die unſrige aber wird jedermann gebeſſert, und zu allen Lebensarten geſchickt gemacht. Laßt auserleſene Knaben von eurer ganzen Parthey ſich mit der Unterſuchung eurer heiligen Schriften beſchäftigen. Wenn dieſe bey reifern Jahren beſſer als Sclaven geworden ſind, ſo mögt ihr immer dencken, daß ich unſinnig bin. Gleichwohl ſeyd ihr ſo unvernünf-

tig, jene Schriften vor göttlich zu halten, durch welche niemand klüger und beſſer wird; ſolche aber, welche Tugend, Klugheit und Gerechtigkeit ertheilen, ſchreibt ihr dem Satan und ſeinen Verehrern zu. Die Götter lehren uns ſelbſt Künſte und Wiſſenſchaften: Aeſculapius hat mich auch oft geheilt, und mir die Arzneymittel angezeigt, wovon Jupiter Zeuge iſt. Warum ſeyd ihr alſo von uns abgetreten, da wir euch von allen Seiten überlegen ſind?

Ihr habt ohne Urſache, fährt er fort, das Geſez und die Religion der Juden verlaſſen, und ſeyd mehr von ihnen als von uns unterſchieden. Eure Gottloſigkeit iſt aus der Kühnheit der Juden, und aus der Gleichgültigkeit und Verwirrung der Heyden zuſammengeſezt. Dieſe Verwirrung habt ihr noch zu vermehren geſucht, und eure Religion nach allen Völckern und Lebensarten, nach Schenckwirthen, Zöllnern, Tänzern, und ſolchen Leuten mehr bequemt. Daß auch die erſten Chriſten Leute von dergleichen Sitten geweſen ſind, geſteht Paulus ſelbſt, indem er an die Chriſten zu Corinth ſchreibt, ſie wären ſehr laſterhaft geweſen; aber ſie wären abgewaſchen und im Nahmen Jeſu Chriſti geheiligt worden. Das Waſſer alſo, von welchem er redet, nimmt zwar den Auſſaz und andere Kranckheiten nicht weg; wohl aber Ehebruch, Diebſtahl und alle andere Sünden. Vergebens ſagen die Chriſten, ſie wären wahre Iſraeliten, und glaubten dem Moſes und den übrigen jüdiſchen Propheten. Moſes hat von Chriſto nichts geweiſſagt: er befiehlt ſehr oft, nur Einen Gott zu verehren; wenn er einen künftigen Propheten verkündigt, der ihm gleich ſeyn ſoll, ſo ſieht man eben daraus, daß er einen

Menſchen meine; und die Stelle von der Erhaltung des Scepters bey Juda, geht auf das Königreich Davids. Jeſus ſtammt nicht einmal von Juda her, ſondern er iſt aus dem heiligen Geiſt gebohren worden; ja die Chriſten haben nicht einmal das Geſchlechtsregiſter Joſephs geſchickt genug ausgeſonnen, indem Matthäus und Lucas darinne von einander abweichen. So verwirft Julian auch andere Stellen des Alten Teſtaments, welche die Chriſten als Weiſſagungen von Chriſto anſehen, und wirft ihnen vor, daß ſie mehrere Götter verehrten, ingleichen, daß ſie die Jungfrau Maria eine Gottesgebährerinn nenneten, da ſie doch nur ein Menſch ſey, und alſo Gott nicht gebähren könne. Er leugnet, daß Maria, als eine verehlichte, eine Jungfrau habe ſeyn können. Er ſucht auch zu beweiſen, daß Moſes Gott nicht Einen, ſondern viele Söhne beylege, unter welche Gott die Herrſchaft über die Völcker ausgetheilt habe.

Beſonders viel ſcheint Julian dem Einwurfe zuzutrauen, daß die Chriſten, ob ſie ſich gleich auf den Moſes berufen, doch ſehr weit von ſeiner Denckungsart abgewichen wären: in welcher Abſicht er die Geſeze deſſelben vom Opfern, ingleichen von reinen und unreinen Speiſen, nennt, auch die Erſcheinung verſpottet, welche Petrus ſah, ehe er ſich zum Cornelius begab. Es iſt falſch, ſezt er hinzu, daß Gott ein doppeltes Geſez gegeben habe, wie die Chriſten behaupten, davon das eine auf eine Zeitlang ein Vorbild des andern geweſen ſey: denn Moſes verſichert, ſein Geſez ſollte ſtets fortdauern, und dürfte nicht verändert werden; ſogar in dem Schreiben der Gemeine zu Jeruſalem an die Chriſten zu Antio-

tiochien wird geſagt, der heilige Geiſt billige die Aufhebung des Moſaiſchen Geſezes nicht.

Er beſchuldigt außerdem die Chriſten, daß ſie nicht einmal bey demjenigen geblieben wären, was die Apoſtel gelehrt hätten. Weder Paulus, noch die drey erſten Verfaſſer des Lebens Jeſu, hätten ſich erkühnt, ihn Gott zu nennen; allein der gute Johannes habe ſich zuerſt unterſtanden es zu ſagen, nachdem er bemerckt hätte, daß bereits viele Leute in den griechiſchen und italiäniſchen Städten von dieſer Kranckheit wären ergriffen worden, und da er vermuthlich hörte, daß auch die Grabmahle des Petrus und Paulus verehrt würden. Dieſer habe alſo zwar geſchrieben, das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns; er habe aber nicht geſagt, wie dieſes geſchehen, und weder Jeſum noch Chriſtum genannt, ſondern ſeine Leſer hintergangen, indem er erzählte, Johannes der Täuffer habe bezeugt, daß Jeſus Chriſtus Gott, das Wort ſey. Dennoch widerſpreche er ſich ſelbſt, wenn er ſage, niemand habe jemals Gott geſehen: denn dieſes ſey falſch, ſobald man glauben müſſe, daß Jeſus Chriſtus Gott ſey. Zu dieſem ſchlimmen Irrthum, fährt Julian fort, habt ihr abſcheuliche Zuſäze gemacht. Ihr habt alles mit Gräbern und Grabmahlen angefüllt; obgleich nirgends in euren Schriften verordnet wird, daß man Gräber verehren ſoll. Ihr ſeyd ſo ſchlimm geworden, daß ihr euch nicht einmal mehr an die Worte des Jeſus von Nazareth kehret, der ſelbſt die Gräber unrein genannt, und einem ſeiner Jünger verboten hat, bey dem Begräbniſſe ſeines Vaters gegenwärtig zu ſeyn. Warum wälzt ihr euch alſo um die Gräber herum? Die Urſache mag euch Jeſaias ſagen:

„Sie

„Sie schlafen in Grabmählern und Höhlen wegen „der Träume.„ Das haben vermuthlich eure Apostel nach dem Tode ihres Lehrers gethan, und künstliche Gauckeleyen dabey vorgenommen. Julian kommt immer wieder darauf zurück, daß er beweisen will, die Christen hätten die Opfer und andere Cärimonien aus dem Alten Bunde beybehalten sollen. Unter andern behauptet er, das Opfer des Cain sey darum von Gott verworfen worden, weil er es von Früchten, nicht von belebten Thieren gebracht hätte; daß die Beschneidung nicht habe können aufgehoben werden, weil sie Gott zu einem Zeichen des Bundes mit dem Abraham gesezt habe; und daß Christus selbst gelehrt habe, das Gesez Mosis müsse beobachtet werden, indem er sagte, er sey nicht gekommen es aufzuheben, sondern zu erfüllen. Endlich glaubt er auch darthun zu können, das Abraham der Sterndeuterey und der Wahrsagerkunst aus dem Fluge der Vögel ergeben gewesen sey.

So weit gehen die Stellen und Auszüge, die Cyrillus aus dem Wercke des Julian wider die Christen aufbehalten hat. Freylich kann man sich daraus noch keinen ganz vollkommenen Begriff von dem Inhalte desselben machen. Socrates hat sogar eine unter diesen nicht befindliche Stelle angeführt, worinne Julian sagt, wenn man viele menschliche Vorstellungen von Gott, die in der heiligen Schrift vorkommen, nicht in einem geheimen Verstande nehme, so hätten sie das Ansehen der Gottlosigkeit. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß Cyrillus den merckwürdigern Theil dieses Buchs ziemlich erschöpft habe. Er hat zwar dasselbe lange nicht mit gleicher Zierlichkeit des Ausdrucks, viel-

mehr oft zu redneriſch und weitſchweifig beantwortet, aber es fiel ihm auch leicht, gegen Julians Einfälle vieles zu ſagen, und in der Hauptſache des Streits iſt er faſt durchgehends glücklich. Bey einer Menge Einwürfe des Kayſers muß man ſich ungemein verwundern, daß er es der Mühe werth geachtet habe, ſie dem Chriſtenthum entgegen zu ſezzen. So wenig man leugnen kann, daß einige Stellen für ganz ungeübte Leſer einen blendenden Schein haben könnten, und die häuffige Anführung von Schriftſtellen, auch die ganze Einkleidung ihre Reizungen habe; ſo iſt es doch gewiß, daß die allermeiſten Stellen falſche Begriffe und Verdrehungen des chriſtlichen Glaubens, oder dreiſtes Leugnen wider die offenbare Wahrheit, manche eine recht merckliche Bemühung, die Abſicht der heiligen Schriftſteller nicht zu verſtehen, wieder andere bloß einen beiſſenden Witz in ſich faſſen. Nichts iſt leichter als ein ernſthaftes zuſammenhängendes Lehrgebäude bald von dieſer, bald von einer andern Seite mit Kunſtgriffen von einigem Erfolge anzugreifen, oder auch zu verſpotten. Aber es von Grunde aus niederzureißen, nachdem man alle Stützen deſſelben umgeſtürzt hat, dieſes iſt dem Julian nicht gelungen; man kann noch mehr ſagen, es iſt nicht einmal von ihm verſucht worden. Ihm ſcheint das Verhältniß der jüdiſchen und chriſtlichen Religion gegen einander gänzlich unbekannt zu ſeyn: ſo ſeltſame Forderungen thut er in Anſehung der erſtern an die Chriſten. Noch mehr als kühn behauptet er, daß kein Prophet von Chriſto geweiſſagt, und nur Ein Geſchichtſchreiber ſeines Lebens ihn vor einen Gott erklärt habe. Daß Chriſtus nichts wichtiges gethan habe, iſt ein gezwungen verächtliches Urtheil; aber der Verfaſſer widerlegt es ſogleich ſelbſt, indem er

die

die Wunder deſſelben geſteht. Was er flüchtig zur Verkleinerung derſelben ſagt, iſt für die Größe des Beweiſes, den die Chriſten aus denſelben herleiten, vor nichts zu achten: und eben hier würde eine genaue Prüfung aller dieſer Wunder an ihrem Platze geſtanden haben. Er hätte eben ſo wenig vergeſſen ſollen, den Unterricht ſelbſt durchzugehen, den Jeſus den Menſchen gab, und zu zeigen, daß derſelbe weder in Anſehung der Erkenntniß Gottes, noch der menſchlichen Pflichten etwas vorzügliches an ſich gehabt habe. Faſt unbegreiflich iſt es, wie Julian fabelhafte Erzählungen von den Göttern, unglaubliche Wunder, zauberiſche und weiſſagende Künſte, auch Muthmaaßungen der Philoſophen von der Schöpfung der Welt und andern Wercken Gottes, der erweislich gewiſſen jüdiſchen und chriſtlichen Geſchichte habe vorziehen können; allein faſt lächerlich kann man es nennen, daß er Moſen, den großen Feind der Abgötterey, viele Götter lehren läßt. Er fordert die Chriſten auf, einen anſehnlichen Mann anzugeben, der ihrer Religion gleich beym Urſprunge derſelben zugethan geweſen wäre: nicht anders als wenn die Wahrheit einer Religion nach dem Stande ihrer Bekenner müßte beurtheilt werden; oder als wenn das Chriſtenthum nicht gar bald Freunde von einigem Anſehen in der Welt gefunden hätte. Den Ruhm, auf welchen er ſich am meiſten einbildet, von Macht, ausgebreiteter Herrſchaft, blühenden Künſten und Wiſſenſchaften unter den Heyden, an welchem allem es den Juden und Chriſten gefehlt hätte, kann man überhaupt einräumen, ohne daß eine nachtheilige Folge für den Glauben der leztern daraus entſtünde. Doch dieſer Ruhm wird auch über alle Gränzen hinaus getrieben. Die Verſicherung, daß nur die Schriften der Heyden

ihre Leſer weiſe und tugendhaft machten, iſt ohne Grund hingeſchrieben, und Ehre war es für die chriſtliche Religion, daß ſie ohne Beyhülfe der Gelehrſamkeit und der Künſte, welche die Griechen und Römer berühmt gemacht haben, weit umher in der Welt feſtgeſezt hat. Auch hatte Julian kein Recht, es den Chriſten zu verargen, daß ſie ſich mit den heydniſchen Wiſſenſchaften bekannt machten. Denn dieſe waren ſo wenig ein Eigenthum gewiſſer Völcker oder Religionspartheyen, daß ſich vielmehr jedermann, der Verſtand und Witz beſaß, derſelben als eines gemeinen Guts bedienen durfte. Julian macht endlich auch den Chriſten ſolche Vorwürfe, die etwas treffender ſind. Aber er irrt ſich, wenn er glaubt, daß dieſelben bis auf ihre Religion reichen. So tadelt er ſie nicht ohne Urſache, daß ſie bey den Gräbern der Märtyrer eine abergläubiſche Verehrung blicken ließen; daß ſie Heyden und Ketzer zu grauſam verfolgt hätten; daß ſie den unſchicklichen Nahmen einer Gottesgebährerinn oder Mutter Gottes von der Jungfrau Maria gebrauchten. Die Chriſten konnten damals und noch einige Zeit darauf, alles dieſes entſchuldigen, zum wenigſten noch leidliche Erklärungen darüber geben. Wenn es aber auch völlig ſo fehlerhaft war, als Julian behauptete, oder wenn ihr Betragen noch andern gerechten Tadel verdiente; ſo gab ſolches noch keine Anklage gegen ihre Religion ſelbſt ab; und dieſe wollte er doch eigentlich beſtreiten. Eine Anmerckung, die man noch bey ſeinem Angriffe auf das Chriſtenthum machen kann, fällt ſehr lebhaft in die Augen. Es iſt dieſe, daß viele von Julians bloß witzigen Spöttereyen, die zuverſichtliche Art, mit welcher er jede ſeiner Meinungen, auch die unrichtigſten und ungewiſſeſten, vorträgt, und der Man-

gel

gel an einer ſchärfern philoſophiſchen Methode, auch wohl mit etwas Argliſt verbunden; daß dieſes ohngefähr noch immer die Eigenſchaften derjenigen Streifereyen geweſen ſind, welche man in neuern Zeiten wider die chriſtliche Religion, wohl unterſchieden von dem Lehrbegriffe und der Denckungsart oder Anführung einzeler Chriſten, gewagt hat.

Unter allen Verſuchen aber, welche Julian anſtellte, das Heydenthum über die chriſtliche Religion zu erheben, würde keiner, wenn er glücklich gerathen wäre, wichtigere Folgen gehabt haben, als ſein Befehl den Tempel zu Jeruſalem wieder aufzubauen. Die Trümmern, in welchen derſelbe ſchon ſo lang darnieder lag, und das ganze Schickſal des jüdiſchen Volcks ſeit ſeiner Zerſtörung, waren ein bewundernswürdiger Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums: und dieſer Beweis dauert bis auf unſere Zeiten fort. Jeſus hatte dieſe immerwährende Strafen des hartnäckigen Unglaubens der Juden noch deutlicher als der Prophet Daniel vorhergeſagt. Den Tempel alſo, den Gottesdienſt und Sitz der Juden in Paläſtina wieder herſtellen, hieß nichts geringers, als eine der berühmteſten Weiſſagungen Jeſu augenſcheinlich zu Schanden machen, die Chriſten in Verwirrung ſetzen, und den Juden, ihren älteſten und hitzigſten Feinden, Muth und Gelegenheit geben, ſie gemeinſchaftlich mit den Heyden zu verſpotten. Julian, dem dieſes nicht unbekannt ſeyn konnte, hat ohne Zweifel auch einen ſolchen Endzweck vor Augen gehabt. Damit laſſen ſich auch andere Abſichten, welche ihm beygelegt werden, vereinigen. Ammianus verſichert, er habe jenen herrlichen Tempel darum mit unermeßlichen Koſten wieder aufrichten wollen, damit ſeine

Regierung durch ſo große Denckmale unvergeßlich bleiben möchte. Nach den chriſtlichen Schriftſtellern hingegen, die jedoch zum Theil nur muthmaaſſen, waren auch ſein ungemeiner Eifer für das Opfern, die Hoffnung den Juden nach und nach die Götzenopfer beliebt zu machen, und ſeine Neigung, durch die Gewogenheit, welche er ihnen erwies, die Chriſten zukräncken, Bewegungsgründe dieſer Unternehmung.

Schon hatte er den Juden in einem Schreiben gemeldet, daß er die Härte, mit welcher ihnen die Staatsbedienten des vorigen Kayſers begegnet wären, mißbillige, und einen Entwurf zu neuen Auflagen, welche ſie zahlen ſollten, unterdrückt habe. Da ich euch vielmehr, ſezt er hinzu, weit größere Wohlthaten erweiſen will: ſo habe ich euren hochachtungswürdigen Patriarchen, meinen Bruder Julus, (vielleicht Hillel,) ermahnt, die ſogenannten Apoſtel, durch welche derſelbe Steuern von euch einfordern läßt, abzuſchaffen, und daß künftig niemand ſolche Ausgaben von euch eintreiben dürfe; damit ihr in der größten Ruhe unter meiner Regierung leben, und deſto eifrigere Wünſche für dieſelbe zu dem beſten Gott und Schöpfer, der mich gewürdigt hat, mir ſelbſt mit ſeinen reinſten Händen die Krone aufzuſezen, ſchicken möget. Sucht hauptſächlich den blühenden Zuſtand meines Reichs von Gott zu erbitten, damit ich nach glücklich vollendetem perſiſchem Kriege in der heiligen Stadt Jeruſalem, welche ihr ſchon lange wieder aufgebauet zu ſehen wünſcht, nachdem ſie durch meine Bemühung wieder hergeſtellt ſeyn wird, wohne, und mit euch dem beſten Gotte danecken könne. — Schwerlich waren alle dieſe Geſinnungen ſo aufrichtig, als ſie

der

der Kayſer ausdrückte: denn im Grunde verachtete er die Religion der Juden ungemein; allein er war jezt im Begriff, ſich ihrer gegen die Chriſten zu bedienen. Er ließ alſo die vornehmſten Juden vor ſich kommen, und fragte ſie, warum ſie nicht mehr opferten, da ihnen doch ſolches ihr Geſez befehle. Sie antworteten, es ſey ihnen nicht erlaubt dieſes außerhalb Jeruſalem zu thun. Darauf verſprach er, ihren Tempel wieder zu bauen, ertheilte ſeinen Beamten Befehl, alle nöthige Bedürfniſſe dazu herzugeben, und trug die Aufſicht darüber einem ſeiner anſehnlichſten Staatsbedienten, dem Alypius, auf.

Dieſe Unterſtüzung Julians erzeugte einen unbeſchreiblichen Eifer bey den Juden. Aber indem ſie eben daran arbeiteten, einen neuen Grund für den Tempel zu Jeruſalem zu legen, brachen Feuerflammen aus der Erde hervor, verbrannten die Arbeitsleute mehr als einmal, und nöthigten endlich die Juden, dieſe ganze Unternehmung fahren zu laſſen. Man weiß nicht vollkommen, was Julian bey dieſer Begebenheit, die ſelbſt der heydniſche Geſchichtſchreiber Ammianus erzählt, gedacht habe. Allem Anſehen nach betrachtete er ſie als einen natürlichen Vorfall, der ſich an mehrern Orten ohne eine beſondere Abſicht zutragen könnte. An Statt daß ihm die ungehinderte Ausführung dieſes Baues vermuthlich dazu würde gedient haben, die jüdiſchen und chriſtlichen Weiſſagungen zu verlachen, wandte er auch den ſchlechten Ausgang deſſelben gegen die jüdiſche Religion. „Was werden, ſchreibt er in einem abgeriſſenen Stücke eines ſeiner Wercke, die Jüdiſchen Propheten von ihrem Tempel ſagen, welcher dreymal zerſtört worden iſt, und bis jezt nicht wieder aufgerichtet wird? Ich ſage dieſes nicht, um

ihnen Vorwürfe zu machen, indem ich dieſen Tempel nach einem ſo langen Zwiſchenraum, zu Ehren des Gottes, der daſelbſt angerufen worden iſt, wieder habe herſtellen wollen; ſondern um zu zeigen, daß kein menſchliches Werck unvergänglich ſeyn könne; und außerdem, daß die Propheten, welche dieſes geſchrieben haben, und mit elenden alten Weibern umgegangen ſind, wahnwitzig waren.„ Ein Mann, der ſo entſchloſſen war, einer Religion zu ſpotten, konnte auch durch ſolche redende Zeugniſſe für die chriſtliche, nicht eingenommen werden: zumal, wenn er hörte, daß zwar viele Juden dadurch bewogen wurden, das Chriſtenthum anzunehmen; aber auch eine Anzahl derſelben aus Verzweifelung über dieſe fehlgeſchlagene große Hoffnung, zum Götzendienſte traten.

Nach ſo mancherley Beſchäftigungen und langen Zurüſtungen, zog endlich Julian noch vor dem Anfange des Frühlings im Jahr 363. wider die Perſer zu Felde. Er wählte dieſe Jahrszeit, weil er wußte, daß dieſes Volck, zu weichlich um Kälte ertragen zu können, ganz anders als die Römer, im Winter gänzlich untüchtig wären, Krieg zu führen. Die Heyden wollten viele böſe Anzeichen gegen ſeine Unternehmung bemerckt haben; einige ſeiner Hofbedienten erklärten ſich auch aus andern Gründen dagegen. Ihn aber konnte nichts davon zurückhalten. Obgleich die Perſer unter ſeiner Regierung das Reich nicht angegriffen hatten; ſo glaubte er doch, daß ihn ſeine Ehre verpflichte, es wegen ihrer lezten Verwüſtungen zu rächen: ihre Beſiegung ſollte ihm den Beynahmen des Parthiſchen verſchaffen, und eine längere Ruhe, an die er nicht gewohnt war, erregte ihm Ueberdruß. Er hatte ſo-

gar die friedlichen und vortheilhaften Anträge, die man ihm bereits im Nahmen des perſiſchen Königs gemacht hatte, verächtlich abgewieſen. Ein chriſtlicher Schriftſteller hat noch eine beſondere Urſache von dieſer ungeſtümen Begierde Julians zu kriegen angegeben. Von den Weiſſagungen der heydniſchen Philoſophen eingenommen, ſagt er, zweifelte der Kayſer nicht, daß er den Ruhm Alexanders des Großen übertreffen werde: er bildete ſich ſogar nach der Meinung des Pythagoras und Plato ein, die Seele jenes Helden wohne jezt in ihm. Mehrere Völcker boten ihm jezt ihren Beyſtand im Kriege an; aber an Statt derſelben anzunehmen, verſicherte er vielmehr, daß es den Römern unanſtändig ſey, ihr Reich mit fremder Hülfe zu beſchützen; ſchicklicher ſey es, daß ſie ihren Freunden und Bundsgenoſſen beyſtünden. Doch bediente er ſich einiger Hülfsvölcker der Sarocenen und Gothen. Die erſtern beleidigte er indeſſen dadurch, daß er auf ihr Verlangen, ihnen den Sold und die Geſchencke, welche ſie ſonſt bekommen hatten, noch ferner auszahlen zu laſſen, zur Antwort gab, ein kriegeriſcher und wachſamer Fürſt habe nur Eiſen, aber kein Gold. Eine Menge derſelben trat daher in die Dienſte der Perſer. Dem Arſaces, Könige von Armenien, ſchrieb Julian allein, mit ſeinem Heere an den Gränzen Perſiens zu ihm zu ſtoßen. Zugleich aber gedachte er in ſeinem Schreiben des Conſtantius ſehr ſchimpflich, mit welchem dieſer chriſtliche König verwandt war, und ſezte die Drohung hinzu, ſein Gott ſollte ihn vor der Strafe nicht ſchützen, wenn er ſeine Befehle vernachläßigte.

Als Julian ſelbſt, deſſen Kriegsvölcker bereits gegen den Euphrates zogen, Antiochien verließ,

ſezte er zum Denckmal ſeines Haſſes gegen dieſe Stadt, den Alexander, einen heftigen und grauſamen Mann, zum Statthalter Syriens: dieſer verdient es zwar nicht, ſagte er; allein für die geizigen und ſchmähſüchtigen Antiochenſer ſchickt ſich ein ſolcher Richter. Auch da ihn die Obrigkeit und eine große Schaar Einwohner aus der Stadt begleiteten, ihm eine ſiegreiche Zurückkunft wünſchten, und ſich gnädigere Geſinnungen von ihm ausbaten, antwortete er ihnen zornig, er werde ſie niemals wieder ſehen, und den künftigen Winter zu Tarſus zubringen. Dieſes traf auch gewiſſermaaßen ein, als ſein Leichnam in die leztere Stadt gebracht wurde. Libanius nahm ſich damals wiederum der Einwohner von Antiochien bey dem Kayſer an. Er bediente ſich der ungemeinen Gewogenheit, in welche er ſich bey demſelben geſezt hatte, ſehr uneigennüzig: nur ausdrücklich gerufen kam er an den Hof, an welchem ihn Julian täglich zu ſehen wünſchte; hielt zwar in Gegenwart deſſelben eine Lobrede auf ihn, gegen welche derſelbe ſeinen Beyfall mit Geberden ſelbſt beſchuldigte, nahm aber gar keine Geſchencke von ihm an. Julian fand zulezt keine andere Belohnung für ihn, als daß er den Ausſpruch that, Libanius ſey ein eben ſo großer Philoſoph als Redner. Jezt drohte er auch ihn, auf deſſen Fürſprache ſich die Stadt Antiochien noch verließ, derſelben zu entziehen.

Zu Berroea, wohin Julian bald auf ſeiner Reiſe kam, und wo er eine glückliche Vorbedeutung des Jupiter beobachtet haben wollte, gab er ſich vergebliche Mühe, die Obrigkeit zum Heydenthum zu verführen. Sie lobte ſeine Anrede; wenige Mitglieder derſelben gaben ihm Beyfall; dieſe hat-

ten es aber ſchon ehemals gethan, und blieben nach ſeiner Abreiſe nicht dabey. Da der vornehmſte des Raths ſeinen Sohn aus dem Hauſe verſtoßen hatte, weil er ein Heyde geworden war, beklagte ſich derſelbe darüber bey dem Kayſer. Dieſer ließ zu einem Gaſtmahle, welches er den vornehmſten Einwohnern gab, auch den Vater des jungen Menſchen einladen, und beyde neben ſich ſitzen. Plötzlich ſagte er zu dem Vater: „Mir däucht, daß man niemals ſuchen müſſe, die Neigung eines Menſchen zu zwingen. Laß deinem Sohne die Freyheit, eine von der deinigen verſchiedene Religion zu bekennen, ſo wie ich dir gleichfals dieſe Freyheit laſſe; ob ich dir gleich deine Religion leicht entreißen könnte.„ Hierauf antwortete der Vater nur durch heftige Vorwürfe und Schimpfworte. Julian erſuchte ihn ſich zu mäßigen, und ſagte zu dem Sohne: Ich werde mich deiner annehmen, weil es dein Vater nicht thun will, ſo ſehr ich ihn auch bitte. Hier war der Sieg der Sanftmuth völlig auf Julians Seite.

Weit anders begegnete man ihm zu Batná. Der Geruch vom Weyhrauch erfüllte daſelbſt alles, und überall ſah man Opfer zugerichtet; allein ſo vieles Vergnügen auch der Kayſer daran fand; ſo kam ihm doch dieſe Andacht zu rauſchend gezwungen vor. Er hatte freylich auch ſelbſt den Götzendienſt auf dieſe Art ausgeübt, und die ſchmeichelnden Einwohner ſuchten nur ihm zu gefallen. Sein Heer war nun bey Hierapolis am Euphrates verſammelt: er ſuchte noch die Chriſten in demſelben zum Abfall von ihrer Religion zu bewegen; fand aber bey den meiſten einen ſtarcken Widerſtand. Ueberhaupt ſcheint er niemals mehr zur Unzeit eine ſolche Bemühung

angewandt zu haben, als da er der gemeinschaftlichen Treue aller seiner Soldaten vorzüglich benöthigt war. Hierauf rückte er noch im März des Jahrs 363. mit seinen Kriegsvölckern über den Euphrates, und kam immer noch sehr unerwartet in diesen Gegenden an. Zu Carrä verrichtete er geheime Cärimonien in einem Tempel: daselbst gab er auch vor dem Altar seinem Anverwandten Procopius, der allein zugegen war, seinen purpurfarbenen Feldherrnrock, mit dem Auftrage die Regierung zu übernehmen, wenn er in diesem Feldzuge umkommen sollte. Man versichert wenigstens, ein Götterausspruch habe ihn belehrt, daß er zwar die Perser demüthigen, aber auch das Leben dabey verlieren würde. In Mesopotamien ließ er, um das Reich gegen die Streifereyen der Perser zu bedecken, und ihn bey weiterm Fortrücken zu unterstützen, eine Anzahl Kriegsvölcker zurück, die Procopius und ein anderer Feldherr anführen, mit dem sich auch Arsaces vereinigen sollte.

Um in das feindliche Gebiet zu dringen, hatte er zween Wege vor sich: den einen zur rechten Hand, längst dem Euphrates durch Assyrien; den andern zur Lincken über den Tigris durch Adiabene. Er hatte alle Anstalten treffen lassen, als wenn er den leztern nehmen würde; unvermuthet aber wandte er sich auf den erstern. Ein kleiner Zufall mit einem Babylonischen Pferde, das niederfiel, und seinen Schmuck verunreinigte, schien ihm eine so glückliche Vorbedeutung zu seyn, daß er frölich vor mehrern ausrief, Babylon sey zur Erde gefallen, und aller seiner Zierrathen beraubt worden. Unterdessen kam auch seine Flotte auf dem Euphrates an, welche aus mehr denn eilfhundert Schiffen bestand.

Sechshundert derſelben waren aus Holz gezimmert, und fünfhundert von Häuten verfertigt; die meiſten trugen Bedürfniſſe von aller Art, funfzig waren eigentliche Kriegsſchiffe, und eben ſo viele dienten, Brücken damit zu ſchlagen. Sein Heer, das noch aus fünf und ſechszig tauſend Mann beſtand, war das zahlreichſte, das je ein Römiſcher Kayſer wider die Perſer gebraucht hatte. Alles war in der That vereinigt, was dieſer Unternehmung den beſten Erfolg verſprechen konnte. Nur keine Nahrung der Ueppigkeit wollte Julian dabey dulden: und da er einſt eine Anzahl Cameele anſichtig wurde, welche mit Wein und andern ſtarcken Getränken beladen waren, gab er nicht zu, daß ſie dem Heere weiter nachfolgten. Ein Soldat, ſagte er, dürfe keinen Wein trincken, außer wenn er ihn dem Feinde abgenommen hätte, und er ſelbſt lebte ſo ſtreng als irgend einer von ſeinen Soldaten.

Nachdem er über den Fluß Abora geſezt hatte, ließ er die Brücke abwerfen, damit ſeine Soldaten ſich nicht auf dieſen Weg des Rückzugs verlaſſen möchten. Er empfieng damals ein Schreiben von ſeinem Staatsbedienten Salluſtius, worinne ihn derſelbe nachdrücklich warnete, den Feldzug nicht fortzuſezen, gegen welchen ſich die Götter durch manche ſichtbare Merckmale erklärten. So wenig Julian dieſes achtete, oder nunmehr achten konnte, ſo freudig ergriff er, nach einer nicht ungewöhnlichen widerſprechenden Schwachheit der Menſchen, jedes in ſeinen Gedancken vor gute Anzeichen; auch bey Gelegenheiten, wo es nicht ſchwer war, die Nichtigkeit ſolcher vermeinter göttlicher Wincke zu fühlen. Die Soldaten ſtellten ihm auf ſeinem Zuge einen ungeheuern Löwen dar, den ſie getödtet hatten:

gleich zweifelte er nicht daran, daß dadurch der Todt des Königs von Perſien angedeutet würde, und man ſahe den frohen Muth ſeitdem in ſeinem ganzen Betragen hervorblicken. Die Etruſciſchen Wahrſager, welche dieſen Krieg immer widerrathen hatten, verſicherten, dieſer Löwe, der dem Heere entgegen gekommen, ſey ein ſchlimmes Anzeichen wider den Fürſten, der in ein fremdes Land, wenn gleich aus gerechten Urſachen, einfalle. Allein die Philoſophen, welche den Kayſer begleiteten — man erwartet, daß dieſe bewieſen haben werden, ein Löwe, der ſich unter einen Hauffen Bewaffneter verirrt, und von demſelben erſchoſſen wird, bedeute eigentlich gar nichts — doch dieſe Weiſen, welche alles beym Julian vermochten, beſtärckten ihn vielmehr in ſeiner Meinung. Bald darauf tödtete der Blitz einen Soldaten, nebſt zween Pferden. Dieſes erklärten die Wahrſager ebenfals vor eine Ankündigung der Gefahr, welche dem Julian bevorſtünde. Es ſchien, daß die Philoſophen richtiger zu urtheilen anfiengen, indem ſie ſagten, dieſe Begebenheit ſey aus natürlichen Urſachen entſtanden, ohne daß man eine beſondere Abſicht dabey merckte; aber ſie ſezten doch hinzu, wenn ja dieſelbe etwas bedeuten ſollte, ſo wäre es eine Zunahme von Glanz und Ruhm für den Kayſer. So ſchwebte Julian zwiſchen zwo Gattungen von Leuten, davon ihm diejenigen die ſchädlichſten waren, die ſich am geſchickteſten nach ſeinen Meinungen richteten.

Mehr vielleicht um einer rühmlichen Gewohnheit zu folgen, und bey einer ſeiner geliebteſten Unternehmungen die ihm natürliche Beredſamkeit auszubreiten, als um ſeine Soldaten aufzumuntern, hielt er an ſie, von einem erhabenen Raſenplatze, und

mit

mit ſeinen Befehlshabern umgeben, eine Rede. Indem er ihren Muth und ihre Tapferkeit lobte, zeigte er ihnen anfänglich an vielen alten und neuen Beyſpielen bis auf den jungen Kayſer Gordianus, wie falſch das Vorgeben ſey, das einige feindſeelig geſinnte unter ihnen ausgeſtreuet hatten, als wenn die Römer niemals in das perſiſche Reich eingedrungen wären. Alle dieſe, fährt er fort, ſind bloß durch ihre Ruhmbegierde zu merckwürdigen Thaten angetrieben worden; uns aber ermahnen die bedauernswürdigen Bilder der neulich eingenommenen Städte, die ungerochenen Schatten der erſchlagnen Kriegsheere, und der große Verluſt ſo vieler werthen Perſonen, zu dem, was wir uns vorgeſezt haben, unſere Bundsgenoſſen zu tröſten, dem Vergangenen abzuhelfen, und der Nachwelt durch die Sicherſtellung des Reichs von dieſer Seite, treffliche Verrichtungen von uns zur Erzählung zu hinterlaſſen. Ich will überall, mit Hülfe der ewigen Gottheit, als Feldherr, als Anführer kleiner Hauffen, ja als gemeiner Soldat, unter glücklichen Vorbedeutungen, wie ich glaube, bey euch ſeyn. Sollte mich aber das veränderliche Glück in irgend einem Treffen zu Boden werfen: ſo iſt es mir genug, mich wie die alten Curtier und Mutier, und wie das berühmte Geſchlecht der Decier, für das Römiſche Reich aufgeopfert zu haben. Wir müſſen endlich dieſes gefährliche Volck ausrotten, an deſſen Schwerdtern das Blut unſerer Anverwandten noch nicht vertrocknet iſt. Unſere Vorfahren haben mehrere Zeitalter darauf verwandt, diejenigen Staaten von Grund aus zu zerſtören, welche ſie beunruhigten. So iſt es Carthago und Numantia gegangen, auch einigen kriegeriſchen Städten in Italien. Ich habe euch nur dieſe einzige Erinnerung zu geben,

daß

daß ein jeder ſich der Begierde nach Beute, welche den Römiſchen Soldaten oft zum Unglück gereicht hat, entſchlage, und ſich von dem Heere nicht trenne, damit er, wenn ein Treffen geliefert werden muß, ſeiner Fahne folgen könne: bleibt er irgendwo zurück, ſo wird man ihn, nachdem man ihn wird gelähmt haben, liegen laſſen. Denn ich fürchte nichts als die betrügeriſchen Nachſtellungen unſerer zu liſtigen Feinde. Uebrigens verſpreche ich allen, daß ich, wenn erſt dieſer Krieg glücklich wird geendigt ſeyn, ohne mich des Vorrechts der Fürſten zu bedienen, welche alle ihre Ausſprüche vor gerecht halten, einem jeden, der es verlangt, Rechenſchaft von meinen guten oder ſchlechten Anſtalten geben werde. Erhebt alſo jezt, ich bitte euch darum, euren Geiſt zu der beſten Hoffnung: ihr werdet gemeinſchaftlich mit mir alle Beſchwerlichkeiten ertragen, und könnt daraus ſchon einen günſtigen Schluß ziehen, daß die Gerechtigkeit ſtets mit dem Siege verbunden iſt.

Auf dieſe Anrede Julians erhub ſich ein freudiges Zurufen ſeines Heeres, welches unter andern verſicherte, nichts ſollte ihm gefährlich oder ſchwer unter einem Feldherrn werden, der ſich mehr Arbeit auflegte als den Soldaten. Beſonders thaten ſich die galliſchen Soldaten, die unter ihm ſo viele Siege erfochten hatten, durch ein munteres Geräuſche hervor. Julian theilte dem Heere ein Geſchenck an Gelde aus, und rückte darauf in Aſſyrien ein. Damit das Heer in dieſem unbekannten Lande ſicher gegen allen Hinterhalt oder plözlichen Anfall ſeyn möchte, ließ er es auf alle vier Seiten gewandt fortziehen, und ſchickte funfzehnhundert leicht bewaffnete ab, welche vorne her und an

bey-

beyden Seiten alle Zugänge unterſuchen mußten. Er wußte auch, nach dem Beyſpiel, welches man ehemals am Pyrrhus bewundert hatte, ſeinem Heere eine ſolche Stellung zu geben, daß es den Feinden, wenn ſie es von ferne ſahen, weit zahlreicher als es würcklich war, vorkam. Das Geräthe, und alles was weniger wehrhaft war, vertheilte er zwiſchen die beyden Flügel des Heeres. Er ſelbſt führte das Fußvolck in der Mitte an. Zu ſeinen Feldherren aber gehörte auch Hormisdas, der ältere Bruder des Königs von Perſien, der, nachdem ihn die Großen dieſes Reichs von der Regierung verdrungen hatten, zu dem Kayſer Conſtantin geflüchtet, und ein Chriſt geworden war.

So wie Julian in Aſſyrien fortrückte, ließ er alle Lebensmittel, die er antraf, und nicht mitnehmen konnte, verwüſten; doch verſorgte ſich der Soldate vorher davon, und der Vorrath, welcher ſich auf der immer neben her ſchiffenden Flotte befand, wurde geſchont. Eine Feſtung auf einer Inſel des Euphrates ergab ſich ihm auf Zureden des Hormisdas: dieſe ließ er anzünden, nachdem er die Einwohner in das Römiſche Gebiete geſchickt hatte. Er verbrannte auch Städte, die er gänzlich verlaſſen antraf; aber einige feſte Oerter mitten im Euphrates, welche erſt ſeinen fernern Erfolg abwarten wollten, ehe ſie ſich unterwürfen, und ſeine Flotte nicht angriffen, ließ er unbezwungen ſtehen, und eilte zu dem Ziele ſeiner Unternehmung fort. Das Vertrauen ſeiner Soldaten nahm bey einem ſo geringen Widerſtande immer zu; er aber, dem die ſchlauen Maaßregeln der Perſer bekannt waren, durch welche die Römer ehemals ſo viel gelitten hatten, blieb deſto behutſamer, kam bald auf dieſe bald auf eine

ande-

andere Seite des Heeres, um die Ordnung zu erhalten, und unterſuchte ſelbſt mit einer Schaar leichter Kriegsvölcker die dichten Gebüſche und Thäler, und wenn er Soldaten antraf, die ſich von ihrer Stelle entfernten, führte er ſie entweder mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeeligkeit oder drohend zurück.

Die Perſer, welche den Kayſer nicht ſo geſchwind in ihrem Lande erwartet hatten, ſtellten ihm endlich einen Hauffen Soldaten entgegen, allein ihr erſter Verſuch eine Schaar von Römern zu überfallen, ſchlug übel aus. Hierauf gelangte ſein Heer an einen Ort, wo ſich der Euphrates in zween Canäle theilte. Er entſchloß ſich, über denjenigen zu gehen, der nach Cteſiphon, einer von den Hauptſtädten des perſiſchen Reichs, führte: die Feinde hatten das jenſeitige Ufer ſehr ſtarck beſezt; aber Julian ſchickte einen ſeiner Feldherren ab, der ihnen in den Rücken fiel, und ſezte ohne Mühe hinüber. Pirisabora oder Birſabora, die anſehnlichſte Stadt in Aſſyrien nach Cteſiphon, ſtand ihm nun in Wege: ein überaus feſter Platz, den er aber eben deswegen zu überwältigen ſuchte. Innerhalb zween Tagen trieb er nicht allein die Einwohner aus der Stadt in das Schloß, ſondern nöthigte ſie auch daſelbſt durch einen beweglichen hohen Thurm, den er hatte aufführen laſſen, ſich ihm zu ergeben. Bey dieſem Angriffe hatte er ſich ſelbſt der äußerſten Gefahr ausgeſezt. Deſto mehr ergrimmte er des andern Tages, als man ihm die Nachricht brachte, ſeine zur Kundſchaft ausgeſandten Soldaten hätten ſich von den Feinden überfallen, in die Flucht ſchlagen, und ſich eine Fahne abnehmen laſſen. Sogleich ſtand er von der Mahlzeit auf, flog gegen die Feinde, trieb ſie zurück, und entriß ihnen die

Fah-

Fahne wieder. Die beyden Oberſten, denen dieſer Unfall begegnet war, entſezte er ihrer Stellen, und von denen ihnen untergebenen Soldaten ließ er den zehnten Mann, nach den alten Kriegsgeſezen hinrichten, ob er gleich ſelbſt, indem er dieſe Strafe vollzog, nicht drey Mann von ſeiner Leibwache um ſich hatte.

Von der Eroberung der Stadt Piriſabora nahm Julian Gelegenheit, eine neue Rede an ſein Heer zu halten, demſelben für die bewieſene Tapferkeit zu dancken, und jedem Soldaten ein Geſchenck zu verſprechen. Als er aber merckte, daß ſie mit der geringen Summe, die er nannte, unzufrieden, in aufrühriſche Reden ausbrachen, ſagte er mit einem edeln Unwillen zu ihnen: „Hier ſeht ihr „die Perſer, welche an allem Ueberfluß haben; „dieſe können uns reich machen, wenn wir alle gleich „tapfer fechten. Glaubt mir, das Römiſche Reich „iſt, nachdem es unermeßliche Schätze beſeſſen, „durch diejenigen in Dürftigkeit verſezt worden, „welche, um ſich zu bereichern, die Fürſten gelehrt „haben, den Frieden durch Geld von den Barbaren zu erkaufen, und ſo zurück zu kehren. Die „Schazkammer, die Städte, die Provinzen, alles „iſt erſchöpft und ausgeleert. Mir iſt weder Geld „noch ſind mir Verwandte übrig geblieben, ob ich „gleich von vornehmer Herkunft bin: ich habe nur noch „ein unerſchrockenes Herz. Auch ſchämt ſich ein „Feldherr, der allen ſeinen Ruhm in den Gaben „des Geiſtes ſezt, nicht, ſeine ehrliche Armuth zu „bekennen. Die Fabricier waren ebenfals arm, „und führten doch die wichtigſten Kriege mit groſ„ſer Ehre. Alles dieſes wird uns reichlich zu Theil „werden, wenn ihr muthig von Gott, und, ſo

„weit

„weit es die menſchliche Fähigkeit erlaubt, auch von „mir vorſichtig angeführt, euch mit mehr Sittſamkeit „betragt. Gehorcht ihr aber nicht, und kehrt zu euren „vorigen ſchändlichen Empörungen zurück, ſo fahrt „immer fort. Ich will allein, wie es einem Feld„herrn gebührt, wenn ich den Lauf dieſer großen „Abſichten werde vollendet haben, ſtehend ſterben; „ich werde ein Leben verachten, das mir ein einzi„ges Fieber rauben kann. Wenigſtens will ich mich „wegbegeben: denn ich habe nicht ſo gelebt, daß ich „nicht wieder in den Privatſtand treten könnte. Ich „rühme mich auch deſſen, und freue mich darüber, „daß wir hier vortreffliche Feldherren haben, welche „in der Kriegskunſt vollkommen erfahren ſind.„ Eine Rede voll von ſo beſcheidenen und zugleich großmüthigen Geſinnungen rührte die Soldaten: ſie bewunderten ihren Kayſer von neuem, verſprachen ihm unterthänig zu ſeyn, und klopften zum Zeichen des Beyfalls ſanft auf ihre Schilde. Er vergrößerte auch dadurch ihren Muth, daß er oft bey ſeiner wichtigen Unternehmung ſchwur. So gewiß als ich die Perſer überwinden werde! ſagte er, ſo gewiß als ich das erſchütterte Reich wieder in Aufnahme bringen will!

Als er mit dem Heere fortzog, fand er, daß die Feinde das Land unter Waſſer geſezt hatten: man rieth ihm daher, ſich in eine ganz trockene Gegend zu begeben. Ich will lieber naß werden, antwortete er, als vor Durſt umkommen. Er gieng alſo voraus, um ſelbſt die nöthigen Anſtalten zu treffen, ließ viele Brücken ſchlagen, die Moräſte mit Erde bedecken, die Wege ausfüllen und erweitern. Die Soldaten traten zwar oft bis an die Knie in das Waſſer; allein ſie konnten ſich darüber nicht beſchwe-

ſchweren, weil ſie den Kayſer eben dieſes ausſtehen ſahen. Die größte Gefahr drohte ihm, da er mit wenigen Begleitern die Stadt Majohamalcha beobachtete. Zehn Perſer giengen durch eine heimliche Pforte aus derſelben heraus, und überfielen ihn deſto leichter: zween inſonderheit hieben mit ihren Schwerdtern nach ihm; allein zugleich daß er ſich mit ſeinem Schilde dagegen deckte, erſtach er den einen mit ungemeiner Behendigkeit; der andere wurde von ſeinem Gefolge getödtet. Deſto eifriger war er darauf bedacht, dieſe Stadt zu erobern. Allein ſie ſchlug den hitzigſten Anfall der Römer zurück, bis ſeine Soldaten, welche er unter der Stadt eine Mine hatte anlegen laſſen, mitten aus derſelben hervorbrachen. Sie war in wenigen Augenblicken in ſeiner Gewalt; er konnte es jedoch nicht verhindern, daß die Soldaten, an Statt nach ſeinem Befehle Gefangene zu machen, die meiſten Einwohner umbrachten. Unterdeſſen hielt er dieſe That vor ſo rühmlich, daß er mit den Worten, nun habe er dem ſyriſchen Sophiſten Materie zu einer Rede gegeben, wünſchte, Libanius möchte ſie beſonders anpreiſen. Diejenigen, welche ſich hierbey vorzüglich tapfer verhalten hatten, belohnte er mit öffentlichen Lobſprüchen, den gewöhnlichen Belagerungskronen, und einem beträchtlichen Antheil von Beute. Für ſich aber, der immer mit dem wenigſten zufrieden war, behielt er bloß einen ſtummen Knaben, der überaus artig durch Geberden ſprach, und drey goldene Münzen. Einige ſehr ſchöne Frauenzimmer hingegen, die man in der Stadt gefangen hatte, wollte er nicht einmal ſehen, um nicht durch ihre Reizungen beſiegt zu werden.

Julian hatte durch ſeinen Feldherrn Victor

Nachricht bekommen, daß ihn nichts mehr hindere, bis Cteſiphon fortzurücken. Dort aber ſtand der Sohn des Königs von Perſien mit einem großen Heere. Coche, eine feſte Stadt, lag Cteſiphon gegen über, und der Tigris floß zwiſchen beyden hindurch. Es würde alſo unmöglich geweſen ſeyn, die Römiſche Flotte in den erſtgedachten Fluß durch den Canal bey Seleucia zu bringen, wenn ſich nicht der Kayſer aus der Geſchichte erinnert hätte, daß ehemals Trajanus oberhalb Cteſiphon den Euphrates mit dem Tigris durch einen Canal vereinigt habe, der von den Perſern zu Grunde war gerichtet worden. Dieſen fand er, und ließ ihn neuerdings in brauchbaren Stand ſezen: die Flotte bediente ſich deſſelben glücklich. Aber nun ſollte auch das Heer über den Tigris gehen; und die Perſer waren ſchon bereit ihm ſolches zu verwehren. Der Kayſer, der eben wieder einer großen perſönlichen Gefahr bey dem Angriff auf eine ſehr vortheilhaft gelegene Feſtung entgangen war, und dieſe nach einem neuen Beyſpiel von ſchärferer Kriegszucht eingenommen hatte, verachtete im Zutrauen auf ſein Glück alle Schwierigkeiten. Er ließ daher einen Theil der Proviant- und Laſtſchiffe ausladen, und mit Soldaten beſezen, deren er ſich bedienen wollte, den Uebergang über den Tigris bey Nacht zu verſuchen. Seine Feldherren, denen er dieſen verwegenen Entſchluß bekannt machte, baten ihn einmüthig, davon abzuſtehen; er blieb aber unbeweglich, und rechnete darauf, daß ein ſo kühner unvermutheter Streich, ehe ſich die Feinde noch mehr verſtärckten, ſeine Würckung thun müßte. Beym Einbruch der Nacht alſo ſeegelten fünf mit Soldaten beladene Schiffe auf das gegenſeitige Ufer. Die Perſer ſezten ſie durch brennende Pfeile und andere

re Mittel ins Feuer; aber dieſes Unglück, über welches das Römiſche Heer beſtürzt wurde, brachte den Kayſer ſo wenig aus ſeiner Faſſung, daß er vielmehr vorgab, das Feuer, welches dieſe Schiffe anzündete, wäre ein ihnen anbefohlnes Merckmal, durch welches ſie anzeigten, daß ſie am Ufer gelandet wären. Man muß nur eilen, ſie zu unterſtützen, ſagte er: und gleich ließ er die ganze übrige Flotte nachfolgen. Durch dieſe Entſchloſſenheit rettete er die angezündeten Schiffe, und die Soldaten ſprangen nun aus allen übrigen nebſt ihm an das ſteile Ufer heraus, behaupteten ſich nicht allein gegen die fürchterlichen perſiſchen Küraßiere und Elephanten, ſondern trieben endlich auch die Feinde bis nach Teſiphon zurück. Nach dieſem Siege, der erſt gegen den Mittag des andern Tages entſchieden ward, verſammelten ſich die Soldaten um das Zelt des Kayſers, und danckten ihm mit den rühmlichſten Worten dafür, daß er durch ſeine Tapferkeit, (denn man hatte ihn in dem Treffen als Befehlshaber und Soldaten zugleich betrachten können,) ſo viel dazu beygetragen hätte. Es war würcklich eine ſeiner größten Thaten, und die ihm nur ſiebzig Mann koſtete, da die Feinde drittehalb tauſend verloren. Er ſeiner Seits rief auch die meiſten Soldaten, welche ſich dabey hervorgethan hatten, nahmentlich auf, und beſchenckte ſie.

Danckbar, und begierig einen fernern gleichen Erfolg durch den rächenden Mars, wie er glaubte, zu erlangen, ließ Julian zehn der ſchönſten Stiere herbeyführen, welche er dieſem Gotte opfern wollte. Aber neun derſelben fielen noch eher als ſie an den Altar gekommen waren, todt darnieder; der zehnte riß ſich von ſeinen Banden loß, konnte

mit genauer Noth wieder ergriffen werden, und als man ihn endlich geſchlachtet hatte, fand man in ſeinen Eingeweiden, wie es den Wahrſagern zu deuten beliebte, die ſchlimmſten Anzeichen. Ueber alles dieſes gerieth Julian in einen entſezlichen Zorn gegen ſeinen Kriegsgott, und rief den Jupiter zum Zeugen an, daß er demſelben kein Opfer mehr darbringen wollte: er hielt auch dieſe Drohung. Hier ſieht man den Philoſophen wieder verſchwinden, und einen gemeinen Menſchen an ſeine Stelle treten, der aus lächerlichen Widerſprüchen zuſammen geſezt iſt; ohngefähr wie derjenige, von welchem die Fabel erzählt, daß er ſeinen Götzen, mit welchem er unzufrieden war, in Stücken zerſchmiſſen habe. Wenn Julian ſeiner ſelbſt würdig handeln wollte, ſo mußte er entweder, nachdem er ſo vielen Eifer für den Dienſt der Götter bezeigt hatte, den Mars zu beſänftigen ſuchen; oder mit philoſophiſcher Einſicht ſie alle für erdichtet erklären. In den Augen der Heyden war es ein unerhörter Einfall, Krieg zu führen, und den Gott des Kriegs nicht allein zum Feinde zu haben; ſondern ſich auch trozig vor einen Verächter deſſelben bekannte.

Jezt war die wichtigſte Frage für den Kayſer dieſe, ob er Cteſiphon belagern, oder tiefer in das Land dringen ſollte? Sein Ruhm hieng zum Theil davon ab, das erſtere zu thun, und es war auch gefährlich, eine ſolche Stadt hinter ſich in feindlichen Händen zu laſſen. Allein ſie war ſo groß und feſt, mit ſo zahlreichen Vertheidigern verſehen, und man erwartete auch ſo bald den perſiſchen König ſelbſt mit einem ſtarcken Heere in ihrer Nähe, daß Julian den Rath ſeiner Feldherren annahm, keinen Verſuch auf dieſelbe zu wagen. Vergebens for-

derte

derte er die Einwohner zu einem Treffen auf: ſie antworteten auf ſeine Vorwürfe, wenn er Luſt zu fechten hätte, möchte er ihren König angreiffen. Dieſer ſchien bisher eine Schlacht auf freyem Felde vermieden zu haben, um die Römer auf andere Art zu ſchwächen, und zu beunruhigen. Plözlich aber erſchienen Geſandte von ihm, die ſich an den Hormisdas wandten, und das Anerbieten vorbrachten, dem Kayſer ſollte ein anſehnliches Stück Landes abgetreten werden, wenn er den Frieden eingehen wollte. Julian verwarf dieſes: Hormisdas mußte ſogar die Geſandten in der Stille wieder fortſchicken, damit das Heer nichts von ihren Anbringen erfahren, und der Eifer deſſelben dadurch erkalten möchte. Es blieb ihm alſo nach dem Rathe ſeiner Befehlshaber nichts übrig, als die umliegende Gegend verheeren zu laſſen.

Ein ſo ſchläfriger Feldzug ſchickte ſich für den feurigen Geiſt des Kayſers nicht. Er beſchuldigte ſeine Feldherren, daß ſie ihm durch ihre Anſchläge das bereits faſt eroberte perſiſche Reich aus den Händen reißen wollten, und zog längſt dem Tigris, den er zur Lincken behielt, wieder hinauf: vermuthlich um dem Heere entgegen zu gehen, das ihm ſeine beyden Feldherren und Arſaces zuführen ſollten; oder überhaupt, um Gelegenheit zu einem entſcheidenden Unternehmen zu finden. Man glaubt auch, daß ihn wohl die Begierde auf dieſen Weg könnte geleitet haben, Arbela zu ſehen, wo ehemals Alexander den Darius beſiegt hatte. Anfänglich führten ihn einige Gefangene durch eine fruchtbare Gegend; ob ihn gleich die Feinde öfters auf ſeinem Zuge anfielen. Darauf aber überließ er ſich bey der Verlegenheit, in welcher er allem Anſehen nach

war, dem Vorſchlage, den ihm ein Ueberläufer that, tiefer in das Land hinein zu dringen. Ein alter Perſer, der entſchloſſen war ſich für ſein Vaterland aufzuopfern, (ſo erzählt dieſe Geſchichte Gregorius von Nazianzus allein ganz ausführlich,) dieſer Perſer von anſehnlichem Stande ließ ſich von den Römern gefangen nehmen, und ſtellte ſich gegen den Kayſer, als wenn er in die Ungnade ſeines Königs gefallen, auch deswegen ſehr erbittert wider denſelben, den Römern hingegen deſto geneigter wäre. Nachdem er den Kayſer durch dieſe Erzählung gewonnen hatte, fragte er ihn, warum er bey ſeiner großen Unternehmung ſo träge Anſtalten treffe, ſo viel Getreyde auf ſeinen Schiffen mit ſich führe, wodurch die Soldaten, die nicht mehr nöthig hätten etwas durch ihre Tapferkeit zu erwerben, nur üppig und müßig würden. Der Kayſer könne auf eine leichtere Art mitten in das feindliche Land kommen; er, dem daſſelbe ſowohl bekannt ſey, biete ſich zum Führer dabey an, und verlange nicht eher eine Belohnung, als bis er die verſprochenen Dienſte geleiſtet hätte. Andere Schriftſteller legen entweder dieſem Manne andere Worte in den Mund; oder ſie reden von mehrern Ueberläufern, die den Kayſer hintergangen hätten; auch ſtellen manche, (wie Libanius und Joſimus) die Sache als einen Einfall vor, auf welchen Julian von ſelbſt gerathen ſey. Da jedoch Ammianus auf der erſtern Seite iſt, ſo kann man auch daſelbſt die meiſte Glaubwürdigkeit ſuchen; wenn gleich nicht alle Umſtände gewiß ſind. Julian wurde verführt; der Betrug war grob, und hätte gegen ihn, der ſich bisher vor der Liſt der Perſer ſo vorſichtig gehütet hatte, ohne Würckung ſeyn ſollen. Aber bey einer großen Verwirrung und Unſchlüßigkeit ergreift man auch ſolche Mittel,

die

die einem ruhigern Geiſte ſogleich verdächtig vorkommen. Außerdem vermehrte noch Julian ſein Heer ſehr beträchtlich, wenn er die zwanzigtauſend Soldaten zu demſelben ſtoßen ließ, welche theils auf der Flotte dienten, theils gebraucht wurden ſie fortzuziehen. Er mußte ſie überhaupt als beynahe unnüz anſehen, ſobald er ſich weit von dem Tigris entfernte. Und blendend war auch der Gedancke für einen ſo heldenmüthigen Anführer, daß ſeine Soldaten in die Nothwendigkeit zu ſiegen geſezt wären, wenn ſie ſich nicht mehr auf den Rückzug über die Schiffe verlaſſen, noch Lebensmittel aus denſelben hoffen könnten.

Julian gab alſo Befehl, die Flotte ſollte mit allem Vorrathe, den ſie in ſich faßte, angezündet werden. Kaum aber hatte man ihm gehorcht, ſo öffnete er ſchon die Augen über den begangenen Fehler. Das Heer bezeigte eine allgemeine Unzufriedenheit: es hatte nun alle Zuflucht und Rettung verloren, wenn unfruchtbare oder unwegſame Gegenden es aufhielten, oder andere Zufälle betrafen. Alle Gemeinſchaft mit dem Römiſchen Reiche war durch den Zug, den Julian genommen hatte, längſt verloren: nun ward es noch ſchwerer dieſelbe herzuſtellen. Er hatte keine Nachricht von den beyden Feldherren, die in Meſopotamien geblieben waren, noch von dem Arſaces, der ſich mit ihnen vereinigen ſollte; die erſtern waren unter ſich uneins, der leztere hatte weniger bekannte Abſichten; aber wenn auch ihr Heer dem Kayſer zu Hülfe gekommen wäre, ſo ſcheint es, daß ſie den Mangel an Lebensbedürfniſſen nur beſchleunigt haben würden. Nach dieſen und andern Umſtänden muß man Julians eigene Vernichtung ſeiner Flotte, eine der größten

Unbeſonnenheiten nennen, die jemals ein erfahrner Feldherr begangen hat. Der Betrüger, der ihn dazu verleitete, war, wie man erzählt, entflohen; die andern Ueberläufer, welche vermuthlich das Vorgeben deſſelben bekräftigt hatten, bekannten, da man ſie marterte, ihre Falſchheit. Man verlangte einmüthig, daß das Feuer gelöſcht werden ſollte; aber es konnten nur zwölf Schiffe erhalten werden.

In dieſem beſchämenden und traurigen Zuſtande verließ den Kayſer, ſo weit man aus äußern Merckmalen urtheilen konnte, ſeine Standhaftigkeit nicht. Er hatte ſein nun ſehr ſtarck verſtärcktes Heer auf längere Zeit mit Lebensmitteln verſehen, als die Ueberläufer riethen, und noch gieng es durch ein fruchtbares Land fort: vielleicht alſo, konnte man hoffen, würde es bald im Stande ſeyn, den erlittenen Verluſt zu erſezen. Allein die Perſer zündeten das Gras und die ſchon reifen Feldfrüchte an: dadurch ſahen ſich die Römer genöthigt, einige Tage ſtille zu liegen. Zugleich wurden ſie von den Feinden auf mehrern Seiten beunruhigt. Um Brücken zu ſchlagen, fehlte es ihnen an Schiffen: und je weiter ſie in das feindliche Land kamen, deſto weniger Vorrath von Bedürfniſſen konnten ſie erwarten. Julian ſuchte ihren Muth dadurch aufzurichten, daß er ihnen die Feinde verächtlich machte. Er ließ die Gefangene vor das Heer ſtellen, welche, wie faſt alle Perſer, nicht allein von Natur klein und mager waren; ſondern durch ihre Gefangenſchaft ein noch mehr ausgezehrtes Anſehen bekommen hatten. „Seht dieſe ungeſtalten Ziegen, ſagte er dabey, die von unſern Kriegern vor Männer gehalten werden. Man hat es ſchon oft genug erfahren, daß ſie ihre Waffen wegwerfen, und

ſich

ſich auf die Flucht begeben, ehe ſie noch gefochten haben.„ Nachdem man aber dieſen leeren Troſt geſchöpft hatte, mußte man berathſchlagen, wohin ſich das Heer wenden ſollte, um bey immer abnehmenden Lebensmitteln dem Hunger zu entgehen.

Den ſchreyenden Soldaten, man müſſe auf dem Wege zurückkehren, auf welchem man gekommen ſey, zeigten der Kayſer und ſeine Befehlshaber leicht, wie unmöglich dieſes ſey. Auf jenem Wege war alles verzehrt oder verbrannt: die ausgetretenen Flüſſe und die Heere von Mücken, vor welchen man ſich bey der brennenden Hitze der damaligen Jahreszeit nicht ſchützen konnte, ſchröckten eben ſo ſehr von demſelben ab. Ob man aber durch Aſſyrien ziehen, oder ſuchen ſollte, in die Provinz Cordiene zu gelangen, welche zu Armenien gehörte und alſo unter Römiſcher Botmäßigkeit ſtand; darüber waren die Meinungen ſo getheilt, daß man Opfer ſchlachtete, und die Götter deswegen um Rath fragte. Sie billigten, wie man ſagt, keines von beyden; die dringende Noth lehrte jedoch das leztere wählen. Schon brachen die Römer gegen Cordiene auf, als die Ankunft des überaus großen perſiſchen Kriegsheeres machte, daß ſie inne hielten. Julian fand ſeine Soldaten immer noch voll Begierde zu fechten: er ſtrafte auch, obgleich wegen ſeiner jezigen Stellung etwas gelinder als ſonſt, diejenigen, welche ihrer Pflicht keine Genüge thaten. In allen kleinen Gefechten, welche täglich vorfielen, behielten die Römer die Oberhand, auch in einer Schlacht, die zwiſchen beyden Heeren bey Maranga geliefert wurde, und auf welche ein dreytägiger Stillſtand folgte. Allein der Mangel an Lebensmitteln fieng an ſich ſchröcklicher unter ihnen zu

zeigen. Man mußte bereits den Soldaten einen Theil von dem Vorrathe der Befehlshaber überlaſſen: und der Kayſer ſelbſt, welcher ſich an einem ſchlechten Muß begnügte, mit welchem ein Soldat nicht zufrieden geweſen wäre, überließ ihnen gerne, was man für ihn aufbehalten hatte.

Einſt wachte Julian in einer Nacht auf, nachdem er wenig und unruhig geſchlafen hatte; er ſchrieb darauf nach ſeiner Gewohnheit einiges, und überdachte gewiſſe philoſophiſche Lehrſäze. Unter dieſer Beſchäftigung erſchien ihm, wie ehemals in Gallien, der Schuzgeiſt des Reichs, der in einer ſchwermüthigen Geſtalt, ſeinen Kopf und ſein Horn des Ueberfluſſes verhüllt, zum Zelte hinausgieng. Julian erſtaunte einen Augenblick darüber; aber frey von Furcht, empfol er ſein künftiges Schickſal den göttlichen Schlüſſen. Er ſtand von ſeinem Bette auf, das auf die Erde hingebreitet war, und opferte den Göttern, um das angedeutete Uebel von ſich abzuwenden. Nicht lange darnach ſah er ein ſehr helles Feuer, das wie ein Stern vom Himmel zu fallen ſchien, und ſich in der Luft verlor. Dieſer Anblick ſchröckte ihn erſt: er befürchtete, es möchte das drohende Geſtirn des Mars ſeyn. Noch vor Anbruch des Tages alſo ließ er die Etruſciſchen Wahrſager kommen, um ihre Meinung darüber zu ſagen. Sie verſicherten, dieſe Erſcheinung zeige an, daß man weder ein Treffen liefern, noch ſonſt etwas ähnliches vornehmen dürfe. Als der Kayſer dieſe Warnung verachtete, baten ſie ihn, ſeinen Zug wenigſtens einige Stunden zu verſchieben. Aber auch daran kehrte er ſich nicht, und ließ das Heer am früheſten Morgen weiter ziehen. Ohne Zweifel glaubte er nicht genug eilen zu können, um in eine

vor-

vortheilhaftere Verfaſſung zu kommen. Man muß ſich unterdeſſen wundern, daß er fortfuhr die Wahrſager zu befragen, nach deren Ausſprüchen er ſich doch niemals richtete.

Während daß er mit ſeinem Heere fortrückte, und vor demſelben her die Wege unterſuchte, fielen die Feinde, welche ſich vor einem ſtehenden Gefechte nunmehr ſcheueten, aber deſto lieber ſolche Angriffe wagten, von denen ſie ſich geſchwind zurück ziehen konnten, den Nachtrab an. Julian war, man weiß nicht warum, ohne Rüſtung; er eilte aber, ſobald man ihm dieſes meldete, bloß mit einem Schilde bedeckt, dahin. Gleich darauf rief man ihn an den Ort, den er kaum verlaſſen hatte, und der in eben ſolcher Gefahr ſtand. Endlich hörte er auch, daß die Feinde in die Mitte des Kriegsheeres einzubrechen ſuchten. Er bemühte ſich überall gegenwärtig zu ſeyn: die Perſer wurden auch bald zurück geſchlagen; Julian ſezte den Flüchtlingen nach, und munterte ſeine Soldaten durch Worte und Geberden zur Tapferkeit auf. Seine Leibwache, die ihn ſo hizig und unbedeckt unter die Feinde dringen ſah, rief ihm zu ſpäte zu, ſich zu ſchonen: er wurde durch einen Wurfſpieß, der in die lincke Seite bis an die Leber drang, tödtlich verwundet. Zwar verſuchte er denſelben herauszuziehen; aber er zerſchnitt ſich an den ſpitzigen Eiſen die Finger, fiel ohnmächtig vom Pferde, und ward auf einem Schilde in ſein Zelt getragen.

Wer ihm dieſe Wunde beygebracht habe, und andere Umſtände dieſer Begebenheit ſind ungemein ſtreitig. Das natürlichſte war zu ſagen, daß ein Perſer die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Allein obgleich der perſiſche König demjenigen große Belohnun-

lohnungen verſprechen ließ, der ſolches gethan hätte; ſo machte doch keiner unter ſeinen Soldaten darauf Anſpruch. Weit mehrere glaubten, daß ihn ein Römiſcher Soldat umgebracht habe: entweder überhaupt aus Rache, weil er ſein Heer in ſolchen Mangel geſtürzt hatte; oder ein chriſtlicher Soldat, der den Verfolger ſeiner Religion aus dem Wege räumen wollte. Das leztere hatte ſo viele Wahrſcheinlichkeit, daß Libanius es zuverſichtlich behauptete, und die Heyden aufforderte, Julians Todt zu rächen. Noch mehr: Sozomenus ſezt, nachdem er die Stelle des heydniſchen Sophiſten angeführt hatte, hinzu, dieſes Vorgeben könnte wohl wahr ſeyn; es ſey glaublich, daß ein Chriſt unter dem Heere durch die hohen Lobſprüche angefeuert worden ſey, die man zu allen Zeiten denen beygelegt habe, welche Tyrannen tödteten, und dadurch ihr eigenes Leben für das gemeine Beſte einer augenſcheinlichen Gefahr ausſezten. Man kann gewiß, ſagt eben dieſer Geſchichtſchreiber noch unvorſichtiger, denjenigen nicht leicht tadeln, der um Gottes und ſeiner Religion willen eine muthige That verrichtet hat. — Wenn es würcklich ein Chriſt war, der dem Kayſer den tödtlichen Streich verſezt hat, wie man aus dieſer Vergleichung von zween ſo verſchieden denckenden Schriftſtellern beynahe ſchließen muß: ſo hätten ſeine Glaubensgenoſſen auf immer davon ſchweigen, ſein Verbrechen nicht entſchuldigen, auch keine öffentlichen Freudensbezeigungen über Julians Todt anſtellen ſollen.

Die übrigen Erzählungen von den Umſtänden der Verwundung des Kayſers ſind alle partheyiſch und unglaublich, aber nicht unerwartet bey einem Fürſten, den die eine Hälfte ſeiner Unterthanen haßte,

haßte, die andere beynahe anbetete. Insonderheit erdichteten die Christen eine Menge der seltsamsten Einfälle zur Schande seines Andenckens: und da ihre Parthey nun völlig wieder die herrschende ward, so fand alles leichten Glauben. Bald sollte ein Heer von Engeln wider den Julian gestritten, und einer derselben ihn erlegt haben. Bald sollte er, als er von einem Hügel herab sein Kriegsheer betrachtete, und es weit zahlreicher fand als er geglaubt hatte, ausgerufen haben: Wie schimpflich wäre es für mich, wenn ich sie alle in das Römische Reich zurück führte! und dieses hätte einen Soldaten, der es hörte, bewogen, ihm sein Schwerdt in den Leib zu stoßen. Viele Christen wollten göttliche Erscheinungen und Offenbarungen empfangen haben, durch welche ihnen Julians Todt vorher verkündigt, zum Theil zu der Zeit selbst, da er vorfiel, gezeigt worden wäre. Man hat alles dieses bis auf unsere Zeiten ernsthaft wiederholt; ob es gleich weder dem übrigen Verhalten Gottes gegen die Christen der ersten Jahrhunderte gemäß ist, noch auf hinlänglichen Zeugnissen beruht, und dagegen mit sehr ungereimten Zusäzen vermischt ist. Man hat auch die Worte eines Kinderlehrers zu Antiochien aufbehalten, der vom Libanius spöttisch gefragt, was der Sohn des Zimmermanns machte, geantwortet haben sollte: Er macht einen Sarg für den Kayser. Die Heyden drohten den Christen mit der Zurückkunft Julians von seinem Feldzuge; diese fürchteten sie, und wünschten seinen Todt: die Verwegenheit, mit welcher er sich unter die Feinde zu wagen pflegte, ließ immer vermuthen, daß sie ihm einst das Leben kosten dürfte; und wenn es ein Christ gewesen ist, der ihm dasselbe geraubt hat, wenn vielleicht mehrere derselben entschlossen waren, solches zu thun: so ist es nicht

zu

zu verwundern, daß die übrigen ſeinen Todt vorhergeſagt haben.

Dahin gehört auch die berühmte Sage, daß Julian, nachdem er von dem tödtlichen Streich getroffen worden, eine Hand voll Blut aus ſeiner Wunde gen Himmel geworfen, und Chriſtum mit den Worten angeredet habe: „Du haſt überwunden, du Galiläer!„ Selbſt Sozomenus und Theodoretus, welche dieſes erzählen, geben es nur vor ein Gerücht aus, und Gregorius von Nazianzus, der nichts vorbey ließ, wodurch er den Kayſer verabſcheuungswürdig machen konnte, gedenckt nichts davon. Vermuthlich war es eine Erzählung, welche die chriſtlichen Soldaten ausgeſtreuet hatten. Man blieb aber auch bey derſelben nicht: denn andere verſicherten, Julian habe eben dieſes gegen die Sonne, (welches ſeine vornehmſte Gottheit war,) gethan, und ihr zugerufen: „Sättige dich an meinem „Blute!„ er habe auch die übrigen Götter böſe und ſchädlich geſcholten. Wie geneigt man geweſen ſey, wunderbare Nachrichten von dieſem Kayſer vor wahr aufzunehmen, ſieht man unter andern an dem Beyſpiel des Sozomenus. „Daß Julian, ſchreibt er, damals würcklich Chriſtum geſehen habe, kann ich nicht als gewiß behaupten, weil es nur wenige melden; ich unterſtehe mich aber auch nicht es als eine Unwahrheit zu verwerfen: denn es iſt glaublich, daß ſich bey dieſer Gelegenheit noch bewundernswürdigere Dinge zugetragen haben, zu einem Beweiſe, daß die chriſtliche Religion nicht durch menſchliche Bemühung feſtgeſezt worden ſey.„ Er erinnerte ſich nicht, daß dieſe Religion ſchon genug ſolcher Beweiſe gehabt hatte, deren Kraft nicht untergienge, und daß ſie alſo keiner neuen bedürfe. Noch

iſt

iſt der oftgenannte Biſchof Gregorius der einzige, der dem Julian ein lächerliches Beſtreben beylegt, nach ſeinem Tode vor einen Gott gehalten zu werden. Julian ſchämte ſich, ſagt er, ſeines unrühmlichen Ausganges aus der Welt, und da er ſich erinnerte, daß viele vor ſeinen Zeiten gewußt hätten, ſich durch gewiſſe Künſte dem Anblicke der Menſchen zu entziehen, um vor mehr als Sterbliche angeſehen zu werden: ſo wollte er ſich mit Hülfe einiger ſeiner getreueſten Vertrauten in den Fluß ſtürzen, an welchem er verwundet lag. Aber einer von den Verſchnittenen an ſeinem Hofe erfuhr ſolches, und hinderte es, indem er auch andern dieſen Vorſaz bekannt machte. — Julian duldete, wie man geſehen hat, keine Verſchnitttene um ſich: und wenn man auch unter dieſem Nahmen einen Hofbedienten überhaupt verſtehen wollte, ſo würde doch der Bericht eines einzigen Schriftſtellers, der überdieß gegen den Kayſer ſo übel geſinnt war, immer vor nichts zu achten ſeyn.

Wahrheitsliebender und glaubwürdiger als alle dieſe Chriſten, hat Ammianus, wiewohl ein Heyde, die lezten Stunden des Kayſers beſchrieben: er diente unter der Leibwache deſſelben, und ſeine Erzählung iſt der Denckungsart dieſes Fürſten vollkommen gemäß. Nach derſelben hatte man Julians Wunde kaum verbunden, ſo verlangte er ſeine Waffen und ſein Pferd, um von neuem in das Treffen zu eilen. Allein ſein Wille war ſtärcker als ſeine Kräfte: und da er hörte, daß der Ort, wo er ſich befand, Phrygia hieß, verlor er alle Hoffnung länger zu leben, weil ihm ein Götterausſpruch verkündigt haben ſollte, er würde in Phrygia ſterben. Mittlerweile fochte ſein Heer mit unglaubli-

glaublicher Tapferkeit gegen die Perſer fort; Schmerz und Rachbegierde über das Unglück ſeines Fürſten gaben demſelben Muth bis zur Verzweifelung, und die Feinde erlitten einen überaus großen Verluſt. Aber zugleich näherte ſich Julian dem Tode. Er fühlte es, und redete ſeine Umſtehenden traurigen Freunde mit gelaſſenem Geiſte folgendergeſtalt an: „Die Zeit iſt nun gekommen, meine Freunde, und „ſehr gelegen, daß ich das Leben verlaſſen muß: „ich gebe es der Natur, die es zurück fordert, als „ein ehrlicher Schuldner freudig wieder: nicht, wie „einige glauben, betrübt und niedergeſchlagen. „Denn die allgemeinen Lehren der Philoſophen ha„ben mich überzeugt, wie weit glücklicher die Seele „als der Körper ſey; und ich ſehe wohl ein, daß „man ſich vielmehr freuen müſſe, ſo oft der edlere „Theil des Menſchen von dem ſchlechtern getrennt „wird. Ich dencke auch darauf, daß die Götter „manchen rechtſchaffenen Männern den Todt als die „höchſte Belohnung ertheilt haben. Dieſes Ge„ſchenck, wie ich gewiß weiß, erhalte ich ebenfals, „damit ich nicht unter harten Schwierigkeiten erlie„gen, oder jemals mich zu niederträchtigen Hand„lungen herablaſſen dürfe: ich habe es erfahren, daß „alle Schmerzen die trägen Seelen nach Gefallen „zerrütten; aber den ſtandhaften weichen. Auch „reuen mich meine Handlungen nicht; mich ängſtigt „nicht das Andencken eines groben Verbrechens, „weder aus der Zeit, da ich fern vom Hofe in eini„gen Winckeln erzogen wurde; noch ſeitdem ich zur „Regierung gelangt bin. Dieſe, welche von den „Göttern ſelbſt herſtammt, glaube ich unbefleckt er„halten zu haben; indem ich die bürgerlichen Ange„legenheiten mit Mäßigung verwaltete, und nur „aus geprüften Gründen Kriege anfieng, oder ab„wehrte;

„wehrte; wenn gleich Glück und nüzliche Maaßre-
„geln nicht überall verbunden waren, weil ſich die
„himmliſchen Mächte den Ausgang der Unterneh-
„mungen vorbehalten haben. Da ich bedachte, daß
„das Wohl der Unterthanen der vornehmſte End-
„zweck einer gerechten Regierung ſey: ſo bin ich, wie
„ihr wißt, immer geneigter zu einer ruhigen Ver-
„faſſung geweſen; ich habe mich vor einer zügello-
„ſen Aufführung, welche Geſchäfte und Sitten
„verdirbt, gehütet, und ich freuete mich, wenn ich
„es kaum erfuhr, ſo oft mich der Staat, als ein
„gebieteriſcher Vater, den Gefahren ausſezte: da
„ſtand ich feſt, und ſchon gewohnt, alle widerwär-
„tige Zufälle zu überwältigen. Ich ſcheue mich
„auch nicht es zu geſtehen, daß ich lange aus Wahr-
„ſagungen gewußt habe, ich würde durch das
„Schwerdt umkommen. Daher dancke ich dem
„ewigen Gotte dafür, daß ich nicht durch heimli-
„che Nachſtellungen, noch durch eine lange ſchmerz-
„liche Kranckheit, oder als ein verurtheilter Uebel-
„thäter ſterbe; ſondern mitten in dem Lauf eines
„blühenden Ruhms dieſen rühmlichen Abſchied aus
„der Welt nehmen kann. Denn wenn man richtig
„urtheilen will, ſo iſt es eben ſo wohl Furchtſam-
„keit und Trägheit, ſich nach dem Tode zu ſehnen,
„wenn die Zeit deſſelben noch nicht da iſt, als ihn
„zu fliehen, wenn man ſterben ſoll. Hier muß
„ich aufhören zu reden, weil ſich meine Kräfte ver-
„lieren. Mit gutem Bedachte ſage ich nichts von
„der Wahl eines neuen Kayſers, damit ich nicht
„etwan unvorſichtiger Weiſe den würdigen überge-
„he; oder indem ich denjenigen nenne, den ich
„vor geſchickt halte, und ihm ein anderer vor-
„gezogen wird, den leztern in Gefahr ſtürze.
„Aber als ein rechtſchaffener Bürger wünſche ich,

„daß man nach mir einen guten Regenten haben „möge.„

Will man argwöhniſch ſeyn, und das nicht ganz ohne Grunde, ſo kann man mit einem neuern Schriftſteller muthmaaßen, Julian habe dieſe Rede eine geraume Zeit vorher verfertigt, um, wie in ſeinem ganzen Leben, alſo auch im Tode, eine gewiſſe Würde und Hoheit zu beobachten. Man könnte mit eben demſelben ſagen, er habe die Art, wie Sokrates geſtorben, nur etwas gezwungen, nachzuahmen verſucht. Genug, ſeine philoſophiſche Heiterkeit verließ ihn weder in Worten noch in Handlungen, bis an ſein Ende. Indem er hierauf ſein beſonderes Vermögen unter ſeine liebſten Freunde vertheilte, vermißte er den Staatsbedienten Anatolius, der eben in der Schlacht umgekommen war. Salluſtius ſagte ihm, Anatolius ſey glücklich geworden; dieſe bey den Alten gewöhnliche Umſchreibung des Todes verſtand Julian, und beklagte den Todt ſeines Freundes heftig, ob er gleich den ſeinigen gleichgültig betrachtete. Alle Anweſende weinten; er aber verwies es ihnen, daß ſie um einen Fürſten trauerten, der nun bald unter die Geſtirne verſezt werden ſollte. Nachdem er ſie beruhigt hatte, fieng er mit den Philoſophen Maximus und Priſcus ein tiefſinniges Geſpräch über die Erhabenheit der menſchlichen Seele an. Seine Wunde öfnete ſich; das Athemholen ward ihm ſchwerer; er forderte friſches Waſſer, und dieſes erleichterte ihm den Todt, der in der Nacht vor dem 27. Junius des Jahrs 363. erfolgte, als er das zwey und dreyßigſte Jahr ſeines Alters noch nicht völlig zurück gelegt hatte. Man begrub ſeinen Leichnam, wie er befohlen hatte, zu Tarſus,

und

und ſezte ihm folgende Grabſchrift, zu welcher Homer die zweyte Hälfte hergegeben hatte: „Hier liegt Julian, der am ſchnellen Tigris ſtarb: beydes ein guter Fürſt, und ein tapferer Feldherr.„

Dieſer Lobſpruch hat außer ſeiner bündigen Kürze auch den Vorzug, daß er überhaupt genommen wahr iſt. Man kann jezt aus der vorhergehenden Geſchichte urtheilen, daß Julian, auch ohngeachtet ſeiner Fehler, ein trefflicher Regent geweſen ſey. Er beſaß ſo ungemeine Gaben, und hatte ſich ſo mannichfaltige ſchäzbare Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben, er war ſich auch in ſeinem Betragen ſtets ſo gleich und unveränderlich, daß bey den erſten Blicken auf ſein Bild, nur wenig daran fehlt, um ihn unter die größten Männer aller Zeiten rechnen zu können. Mit Conſtantin dem Großen verglichen, iſt er es, der dieſen Beynahmen nicht gänzlich an ſich reißt, doch dieſem ſehr ſtreitig macht. Er war größer als Conſtantin im Kriege, in der Enthaltſamkeit von Pracht, Ueppigkeit, und ſelbſt von den gemeinen Vergnügungen des Lebens; er war es auch an Witz, Gelehrſamkeit, und ſchriftſtelleriſcher Kunſt; und in einem Alter, da Conſtantin ſich erſt der Welt zu zeigen anfieng, endigte er bereits ein Leben, das er mit großen oder merckwürdigen Thaten ausgefüllt hatte. In der ſchönſten Blüte ſeiner Jahre hingeriſſen, war er lange ſchon ein ſehr berühmter Held und Weiſer geweſen; aber in eben dieſem Alter, das der Strenge gegen ſich ſelbſt ſo wenig fähig iſt, war er würcklich Herr über ſeine meiſten Leidenſchaften, und erhob ſich durch einen philoſophiſchen Geiſt über die gemeinen Fürſten, da hingegen Conſtantin auch noch in einem zweyfach längern Leben zu keiner ausnehmenden Stärcke der Seele gelangt iſt.

Wenn man jedoch ſieht, daß Julian von einer unbeſchreiblich großen Eitelkeit und Einbildung auf ſeine Vorzüge regiert worden ſey; daß er offenbar vieles gethan habe, um ſich Aufſehen, Bewunderung und Lob zuzuziehen: ſo muß man geſtehen, daß die Quelle ſeiner Tugenden nicht immer die reinſte geweſen ſey. Zu ſehr gefällt er ſich mit ſeiner philoſophiſchen Miene und Lebensart: überall erſcheint der Philoſoph, der bemerckt werden will; an Statt daß er durch kein Geräuſche kenntlich, hätte aufgeſucht werden ſollen. Der weiſe und ſcharfſinnige Geiſt, der er auch in Anſehung der Religion ſeyn wollte, war er am allerwenigſten. Soll er von dieſer Seite Conſtantin dem Großen entgegen geſezt werden: ſo muß man weder allein auf den Glauben ſehen, den ein jeder derſelben bekannte; denn beyde wollten den ihrigen aus tiefer Ueberzeugung angenommen haben; noch bloß auf ihr Verhalten gegen die Anhänger einer andern Religion: denn ſie haben dieſelben beyde verfolgt; endlich nicht einmal auf die Ausſchweifungen des heydniſchen Götzendienſtes, denen ſich Julian überließ: denn Conſtantin ſelbſt iſt in einen ziemlich verächtlichen Aberglauben verfallen. Allein Julian entehrte ſich durch ſeinen Eifer für das Heydenthum weit mehr, weil er ein Philoſoph ſeyn wollte, und Conſtantin, der nach dieſem Ruhme nicht ſtrebte, folgte doch einer weit beſſer zuſammenhängenden Denckungsart über die Religion. Sezt man noch hinzu, daß die Staatsklugheit des leztern ein glänzenderes Werck zu Stande gebracht hat, ingleichen daß Julians einziger und ſehr großer Fehler in ſeinem lezten Feldzuge, dergleichen Conſtantin nie begangen hat, in die ſchimpflichſten Folgen für das Römiſche Reich nach ſeinem Tode ausgebrochen iſt;

ſo

ſo ſcheint ſich in der That die Wagſchale etwas zum Vortheile Conſtantins zu ſencken, wenn er gleich immer in gewiſſen Betrachtungen unter dem Julian bleiben dürfte.

Doch die Beurtheilung dieſes Fürſten wird freyer, wenn ſie nicht nach dem Gange einer ſolchen Vergleichung fortſchreitet. Man kann von ihm allein aufgeſtellt ſagen, daß ihm weder eine uneingeſchränckte Verehrung, noch Haß oder Verachtung gebühren. Seine Tugenden verdienen alle Lobſprüche, aber einige derſelben, wie Güte, Redlichkeit und Gerechtigkeit, verließen ihn, wenn er ſie gegen ſeine chriſtlichen Unterthanen am nothwendigſten brauchte. Er, der ſich dem gemeinen Beſten ſo willig aufopferte, wollte doch einen Theil der Bürger des Staats ſeiner wichtigſten Freyheit berauben, und nach ſeinen beſondern Einſichten zwingen; mit elenden Spöttereyen und Künſten griff er ihr theuerſtes Eigenthum an. Selbſt ohne ein Chriſt zu ſeyn, ſieht man das Unedle und Harte in dieſem Betragen. Was die Religion anbetrifft, die er ausübte und empfol, ſo hatte ſein Eifer von dieſer Art zwar etwas außerordentliches und großmüthiges an ſich; aber er war auch mit niedrigen Schwachheiten und Widerſprüchen vermengt. Oft wurde dieſer Fürſt nur ſeltſam und gezwungen, wenn er groß und bewundernswürdig ſeyn wollte. Gleichwohl muß man ihm die Anſtrengung aller ſeiner Kräfte zu Abſichten, welche er vor rühmlich anſah, meiſtentheils als verdienſtvoll anrechnen. Wer ihn einen Böſewicht nennt, ſagt mehr als er beweiſen kann; aber wer ihn als das Muſter eines vollkommenen Fürſten anpreiſet, vergißt, daß er ein Verfolger unſchuldiger Menſchen, und oft in eben dem Beyſpiele, durch welches er lehren und rühren wollte, theils unvorſichtig, theils keiner Nachah-

mung werth geweſen iſt. Es iſt wahr, Julian haßte, verſpottete und drückte diejenige Religion, die wir aus großen Urſachen und nach einer langen Erfahrung für die richtigſte, dem menſchlichen Geſchlechte anſtändigſte halten; er verließ dieſelbe ſogar, nachdem er ſie bereits völlig gefaßt hatte. Aber ihn darum allein als den Abſcheu aller folgenden Zeiten vorzuſtellen, war der Geſchichte nicht erlaubt. Sie ward gezwungen, es durch den Beynahmen des Abtrünnigen zu thun, der ihm ſo viele Jahrhunderte hindurch beygelegt worden iſt; aber ſie hat angefangen denſelben wieder aufzuheben. Ein ſolcher Schandflecken, der dem Nahmen eines Fürſten unzertrennlich angehängt verbleibt, hebt alle freye und ruhige Unterſuchung auf. Wäre die Geſchichtbeſchreibung im Römiſchen Reiche und nachmals in Europa das Eigenthum heydniſcher Gelehrten geworden: ſo würden ſie vielleicht den erſten Conſtantin den Abtrünnigen genannt, und den Julian unter dem Ehrennahmen des Großen auf die Nachwelt gebracht haben. Den Uebertritt des leztern zur Abgötterey, erklärt die Vernunft ſelbſt vor ſchimpflich: an ſeinen Vorurtheilen wider das Chriſtenthum, und an allen ſeinen Handlungen, die daraus entſprangen, erkennt man den ſcharfſinnigen, gemäßigt und menſchenfreundlich denckenden Mann nicht, der er würcklich war. Aber man ſieht auch ſeine Bemühungen, ſich aus dieſer Verlegenheit auf eine würdige Art herauszuwickeln; zugleich ein Philoſoph und ein Eiferer für ein unphiloſophiſches Religionsgebäude zu ſeyn, das ihm die Schickſale ſeiner erſten Jahre werth gemacht hatten. Man würde ohne Bedencken ſagen können, daß er mehr bedauert als angeklagt werden müſſe, wenn ſeine Abneigung gegen die Chriſten und ſeine Irrthümer nicht auch ſein Herz ſehr oft verſchwärzt und verbittert hätten.

Einer

Einer der besten Kenner von Julians Charakter, Ammianus Marcellinus, hat denselben noch vollständiger ausgemahlt, als es in der Geschichte seines Lebens geschehen konnte. Die vier Haupttugenden, sagt er, Mäßigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, fanden an ihm alle einen glücklichen Verehrer. Er war so keusch, daß er nie in den Verdacht von einer unordentlichen Liebe gefallen ist: sein sparsamer Gebrauch von Nahrung und Schlaf gab dazu ein sehr gutes Hülfsmittel ab. In den Feldzügen aß er meistentheils stehend, und nach einer kurzen nächtlichen Ruhe stand er auf, um die Schildwachen zu besuchen; alsdenn aber ergab er sich gleich den Wissenschaften. Entfernt vom Stolz und Uebermuth, suchte er leutseelig zu seyn, ohne verächtlich zu werden, war ein scharfer Sittenrichter, sah mit Gelassenheit auf Geld und alle menschliche Güter herab, und pflegte zu sagen, es sey eine Schande für einen weisen Mann, Vorzüge des Leibes zu suchen, da er doch einen Geist hätte. Er war fürchterlich, aber nicht grausam; die Laster bemühte er sich durch die Bestrafung einiger weniger zu hemmen, und er drohte mehr mit dem Schwerdt, als daß er sich desselben bedient hätte. Zu seinen Fehlern gehört es, daß er flüchtig und übereilt war, wiewohl er sich gerne bessern ließ; sehr schnell und vieles sprach, der Wahrsagerkunst sehr ergeben, und mehr abergläubisch als ein genauer Beobachter der gottesdienstlichen Cärimonien war. Auch gefiel ihm der Beyfall des Volcks; selbst aus Kleinigkeiten suchte er mit unmäßiger Begierde Lob zu erhaschen, und zwang sich oft, um herablassend gegen seine Unterthanen zu scheinen, mit verachtungswerthen Leuten zu reden. Er hatte eine mittelmäßige Länge, Haare, welche weich herabflossen, einen rauhen zugespizten Bart, schöne fun-

ckelnde Augen, eine gerade Naſe, einen etwas groſſen Mund, die untere Lippe getheilt, einen ſtarcken und gekrümmten Nacken, breite Schultern, und überhaupt einen regelmäßigen wohlgeübten Körper. Zulezt rühmt ihn Ammian wegen der vortrefflichen Wiederherſtellung und Vertheidigung des Reichs gegen die Barbaren, und rechtfertigt ihn geſchickt, daß er den perſiſchen Krieg angefangen habe. Andere ſeiner Anmerckungen über den Julian ſind bereits gelegentlich angeführt worden: wiewohl man von ihm als von einem heydniſchen Schriftſteller nicht alles erwarten kann, ſo urtheilt er doch auch von Julians Betragen gegen die Chriſten nicht partheyiſch.

Dieſe Abbildung beſtätigen Eutropius und Aurelius Victor. Der erſtere lobt noch inſonderheit Julians große Beredſamkeit und herrliches Gedächtniß; ſagt, daß er in manchen Stücken einem Philoſophen, und beſonders dem Marcus Aurelius ähnlich geſehen habe, gegen ſeine Freunde freygebig, aber nicht ſo aufmerckſam und ſorgfältig in andern Dingen geweſen ſey, als es einem ſo groſſen Fürſten geziemte. Der leztere aber bemerckt, daß Julian in der Wahl ſeiner Staats- und Kriegsbedienten nicht glücklich, und viel zu gefällig in ſeiner Nachſicht gegen ſie geweſen ſey.

Als Gelehrter und Schriftſteller hat ſich zwar Julian oft bereits in dieſer Geſchichte gezeigt; aber es ſind noch mehrere Schriften von ihm übrig, welche gekannt zu werden verdienen. Die beträchtlichſte darunter iſt ſeine Spottſchrift auf ſeine Vorgänger in der kayſerlichen Regierung, die er unter der Aufſchrift: Die Kayſer, aufgeſezt hat, und von welcher in Conſtantins Leben (S. 185.) eine Probe mitgetheilt worden iſt. Man hat ſie auch vor kurzem nebſt dem Miſopogon des Kayſers geſchickt ins

Deut:

Deutſche überſezt. Man lieſt dieſe wizige aber bittere Satyre nicht ohne Vergnügen, und vielleicht errathet man die Abſicht ihres Verfaſſers am beſten, wenn man ſagt, er habe darinne zeigen wollen, daß Marcus Aurelius und er die beyden weiſeſten Kayſer geweſen wären. Seine zwo Lobreden auf den Kayſer Conſtantius, die er in jüngern Jahren ſchrieb, als er ſeines Schutzes noch bedurfte, ſind beredte und ſchmeichelhafte Arbeiten, wie die meiſten von dieſer Gattung; ob es ihnen gleich an reifern Früchten des Nachdenckens nicht fehlt. Mehr ſpricht das Herz in einer Rede, die er zur Ehre ſeiner großen Wohlthäterinn, der Kayſerinn Euſebia, geſchrieben hat. In einer andern aber, die an den Salluſtius gerichtet iſt, hat er weitläuftig, und ohngefähr wie in der ſchon beſchriebenen Rede auf die Cybele, die großen Eigenſchaften der Sonne, die ſeine ehrwürdigſte Gottheit war, nach der Erklärungsart der neuern Platoniker geprieſen. Endlich iſt auch außer den angeführten Briefen Julians, noch eine beträchtliche Anzahl derſelben vorhanden, deren anmuthige Abwechſelung, ſcherzhafter Ton und freye Erklärung ſeiner Geſinnungen ſie empfelen. Sie enthalten aber auch eben ſowohl als ſeine andere Schriften viele Spuren von Gelehrſamkeit und philoſophiſcher Unterſuchung, in der einnehmendeſten Schreibart. Zuweilen mochte ſich Julian ſeine Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern und Philoſophen zu freygebig haben mercken laſſen, und daß er oft mehr redneriſch oder wizig als gründlich ſchreibe, kann ebenfals leicht erwieſen werden. Nach der Ausgabe aller ſeiner Schriften durch den Jeſuiten Dionyſius Petavius, (welche zu Paris 1630. 4. erſchienen iſt,) hat der Freyherr von Spanheim dieſelben (zu Leipzig 1696. fol.) mit

Petavs und ſeinen Anmerckungen, auch ſehr feinen Beobachtungen über den Geiſt, Witz und die Schreibart des Verfaſſers, und noch mit dem Wercke des Alexandriniſchen Cyrills wider den Julianus, vermehrt, ans Licht geſtellt.

* * *

Julian ſelbſt iſt der erſte Zeuge ſeiner Geſchichte in vielen Stellen ſeiner Schriften, wo er entweder Begebenheiten ſeines Lebens erzählt, oder ſich durch andere Züge abſchildert. Man kann ihn jedoch nicht wohl von der Begierde freyſprechen, manches, das ihn betrifft, wenigſtens durch einen leichtern Anſtrich zu verſchönern. Er hatte eine Geſchichte ſeiner Kriege in Gallien verfertigt; aber es iſt nicht einmal gewiß, ob ſie in der Welt bekannt geworden ſey. Calliſtus, einer ſeiner Hofbedienten, hatte auch ſein Leben in einem Gedichte beſchrieben; das längſtens untergegangen iſt.

Dieſen Verluſt erſezt Ammianus Marcellinus, deſſen ſchon ſo oft gedacht worden iſt, reichlich. Er iſt einer von den wenigen Geſchichtſchreibern, die der Wahrheit getreu verblieben ſind, und er hatte gleichwohl ſtarcke Reizungen partheyiſch zu ſeyn, da er nicht allein ein Heyde war, ſondern auch in Julians Dienſten ſtand. Daher erleichtert er uns das Urtheil über ſeinen Kayſer ſo ſehr. Eben an einem ſolchen Schriftſteller fehlt es der Geſchichte Conſtantins: und darum wird es zu ſchwer den Mittelweg in derſelben zu gehen. Ammianus war ein gebohrner Grieche: man vergiebt ihm daher gerne die rauhe lateiniſche Schreibart, auch verſchiedene lange Ausſchweifungen, die doch lehrreich ſind.

Eutropius hatte den Julian ebenfals auf ſeinem Feldzuge gegen die Perſer begleitet: er berichtet uns aber von demſelben, ſeiner Abſicht gemäß,

über

überaus wenig. Doch kann man von ihm und von dem Aurelius Victor, dessen Erzählung eben so unfruchtbar ist, sagen, daß sie den Kayser von mehr als Einer Seite betrachtet haben. Auch der christliche Dichter Prudentius hat eine kurze aber nicht übel gerathene Schilderung Julians hinterlassen.

In den übrigen Schriftstellern aber des vierten und fünften Jahrhunderts, aus denen wir Nachrichten von diesem Fürsten ziehen müssen, herrscht eine fast unerträgliche Partheylichkeit. Sind es Christen, so sammlen sie alles, was ihn verhaßt machen kann. Keiner hat ihn unerbittlicher verfolgt, als Gregorius von Nazianzus in zwo Reden, die mit gleicher Stärcke und Heftigkeit abgefaßt sind. Als ein Zeitgenosse Julians verdient er alle Aufmercksamkeit; aber da er zugleich ein Feind desselben ist, der nichts von Schonung und kaum von Billigkeit weiß, so darf ihm nur dasjenige geglaubt werden, was entweder die übrigen Gesinnungen und Handlungen dieses Fürsten oder der Beytritt mehrerer Schriftsteller, auch wohl besondere Umstände wahrscheinlich machen.

Die eigentlichen Geschichtschreiber, Socrates, Sozomenus, Theodoretus und Philostorgius, schreiben etwas glimpflicher: der erste darunter besonders. Sie haben zwar auch einige unwahrscheinliche Nachrichten beygebracht, und überhaupt zu eingenommen und leichtgläubig diese Geschichte bearbeitet. Aber ihnen deswegen, weil sie Christen waren, alle Glaubwürdigkeit in Julians Leben abzusprechen, würde eben so viel heißen, als die rühmlichen Zeugnisse heydnischer Schriftsteller von ihm darum zu verwerfen, weil sie Heyden waren. Sie erzählen allein vieles Nachtheilige von ihm: man vergleiche den Ammianus und die Schriften Julians selbst mit ihnen; und man wird finden, daß

beyde Theile nicht immer ſo ſehr weit von einander abgehen, und manchmal der ganze Unterſcheid hier auf ein allgemeines Geſtändniß, dort auf umſtändlich erzählte Beyſpiele ankomme.

Von der andern Seite, wo Heyden ſchrieben, kommt deſto mehr Lob und Bewunderung. So ſpricht der Freund und Lehrer Julians, Libanius, in ſeinen Reden und Briefen von ihm; beſonders in zwo Reden, die er dem Andencken deſſelben widmete. Er hatte keine Belohnungen von dem Kayſer empfangen: und er wünſchte ſie auch nicht. „Du haſt mir, ſchreibt er an ihn, aus Liebe zum gemeinen Beſten nichts gegeben. Du fürchteteſt, ich möchte, wenn ich reich wäre, meine Kunſt vernachläßigen.„ Gleichwohl wurde er ſein hitzigſter Lobredner: gerade das Gegentheil von dem Biſchof Gregorius. Nicht viel anders hat Eunapius in den Lebensbeſchreibungen der Sophiſten vom Julian geſchrieben. Zoſimus in ſeiner Geſchichte beſchreibt die Regierung dieſes Fürſten meiſtentheils mit Genauigkeit und guter Beurtheilung; aber es fällt wiederum in die Augen, wie partheyiſch ihn ſeine Religion gemacht habe. Er wußte beynahe nichts als Schandthaten von Conſtantin dem Großen zu erzählen: und von Julian nichts als rühmliche Gaben und Handlungen.

Unter den Neuern hat zuerſt Gottfried Arnold (in ſeiner unpartheyiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie) verſucht, dem Kayſer Julian im Lobe und im Tadel Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Er würde durch ſeine zum Theil ſehr richtigen Anmerckungen mehrern Eindruck gemacht haben, wenn er nicht bey einer zu flüchtigen Prüfung einige grobe Fehler begangen, und um gegen dieſen Fürſten unpartheyiſch zu ſeyn, eine zu bittere Partheylichkeit gegen die Chriſten ſeiner Zeit geäußert hätte.

Auch

Auch in der Geſchichte dieſes Kayſers hat Tillemont den ungemein ſorgfältigen Fleiß angewandt, durch welchen er ſo berühmt geworden iſt. Aber indem man ſeine reichen Sammlungen mit Danck annimmt, bedauert man, daß er ſo geneigt geweſen iſt, alles, was den Julian betrifft, von der ſchlimmſten Seite anzuſehen, und gehäßige Betrachtungen über ihn anzuſtellen; hingegen alles, was den Chriſten und ihrer Religion zur Ehre gereicht, ſogar bisweilen, wenn es Mährchen ähnlich ſeyn ſollte, geſchwind zu glauben, ja ſogar oft in den Ausdrücken des Gregorius von Nazianzus wider den Kayſer zu declamiren.

Der von ihm aus allen Schriftſtellern zuſammengetragenen Nachrichten, hat ſich de la Bletterie, doch nicht ohne eigene Unterſuchungen, bedient, um Julians Leben franzöſiſch zu beſchreiben, und ſein Buch iſt auch in die deutſche Sprache überſezt, von ihm aber noch mit der Ueberſetzung einiger Schriften Julians vermehrt worden. Dieſe Lebensbeſchreibung iſt ſehr wohl gerathen: kein Schriftſteller hatte vorher ſo billig und gemäßigt vom Julian geurtheilt, ohne ſeine Fehler zu verdecken. Kleinere Verſehen gegen die Genauigkeit, zu franzöſiſche Ausſchmückungen der alten Schriftſteller, oder Erweiterungen kurzer Stellen zu ganzen Reden, und ähnliche ſeltnere Flecken verdunckeln eben den Ruhm dieſes Werckes nicht.

Da es die erſte vollſtändige, beredt und angehm abgefaßte Lebensbeſchreibung Julians war, die ſich leicht wegleſen ließ, weder durch Schmeicheley noch durch theologiſche Heftigkeit anſtößig ward: ſo that ſie eine Würckung, deren Früchte wir noch ſehen. Viele wißige Köpfe wurden durch dieſelbe in den Stand geſezt, über den gedachten Kayſer in der Geſchwindigkeit zu urtheilen, ohne ihn und die erſten Geſchichtſchreiber ſeines Lebens geleſen zu haben. Dieſe Bearbeitung ſeiner Geſchichte hatte den Reiz der Neuigkeit; leb-

haften

haften und ſinnreichen Leſern koſtete es nur einen Sprung, um noch viel weiter zu gehen, und die Begierde ſich den gemeinen Begriffen gerade entgegen zu ſtellen, machte, daß ſie ihn würcklich thaten. Seitdem iſt alſo Julian von vielen, beſonders franzöſiſchen Schriftſtellern, als der vollkommenſte Fürſt abgebildet, durchaus vertheidigt oder entſchuldigt, und jede Beſchuldigung der Chriſten wider ihn vor eine Verleumdung erklärt worden. So wie man ihn erhob, ſo ſuchte man Conſtantin den Großen zu erniedriegen: beydes auch nicht ſelten in der Abſicht, um eifrige Schriftſteller der Chriſten lächerlich zu machen. Eines der erſten Beyſpiele dieſer Mode hat Voltaire (Oeuvres Tome VIII. ed. de Dresde, p. 88. ſq.) gezeigt: mit einer verführeriſchen Kunſt für diejenigen, welche nicht bemercken, wie kühn er die Geſchichte mißhandle.

Die Sammlung der Ueberbleibſale von dem Wercke dieſes Kayſers gegen die chriſtliche Religion, welche der Marquis d'Argens veranſtaltet, und mit vielen Anmerckungen begleitet hat, gehöret ziemlich auch in dieſe Claſſe; obgleich der Herausgeber noch andere Endzwecke dadurch zu erreichen ſuchte. Sie hat dem Hrn. Prof. Meier zu einer leſenswürdigen Beurtheilung der Betrachtungen des Marquis über den Julian (Halle, 1764. 8.) und dem Hrn. D. Crichton zu ſehr gründlichen Betrachtungen über Julians Abfall von der chriſtlichen Religion, und Vertheidigung des Heydenthums, (Halle, 1765. 8.) Gelegenheit gegeben.

Leben

Leben

des Pabstes Adrian

des Sechsten.

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Utrecht ein Handwercksmann, Florentius oder Florus. Man weiß weder das Gewerbe, durch welches er sich nährte, noch sogar seinen Familiennahmen mit Gewißheit mehr; obgleich nachmals, da sein Sohn der ehrwürdigste Mann unter den Christen geworden war, viele Untersuchungen über die Lebensart desselben angestellt worden sind, und vornehme Geschlechter ihn vor ihren Anverwandten erklärt haben. Aus der Ehe dieses Florentius, der allem Ansehen nach kleine Schiffe und Kähne zimmerte, und seiner Frau, Gertrud, kam den zweyten März des Jahrs 1459. ihr Sohn Adrian auf die Welt. Beyde Eltern werden wegen ihrer Rechtschaffenheit und Frömmigkeit gelobt. Daher führte auch die Mutter ihres Sohnes Erziehung glücklich fort, nachdem sein Vater sehr frühzeitig gestorben war. Sie warnete ihn besonders vor Lügen, Stehlen, Zanck und Händeln, auch vor dem Umgange mit Lasterhaften, lehrte ihn die Kirchen besuchen, den Geistlichen bey der Messe aufwarten, die Predigten anhören, und was er von denselben behalten hatte, zu Hause erzählen. Einst fand er ein Stück Geldes auf der Straße, und brachte es frölich nach Hause. Sogleich gieng sie

in

in einer Art von Unwillen mit ihm an den Ort, wo er es gefunden hatte: dahin nöthigte sie ihn es wieder zu legen, um auch einen unschuldigern Anfang zu ungerechter Habsucht bey ihm zu ersticken. Diese redlichen Anweisungen einer Frau von ganz gemeinen Kenntnissen, die aber ihren Sohn so sehr liebte, daß sie den Armen viele Wohlthaten erwies, um dadurch, wie sie glaubte, die Erhaltung desselben sich von Gott zu erbitten, scheinen bey demselben eben so bleibende Würckungen hinterlassen zu haben, als der Unterricht seiner Lehrer.

In einem Alter von fünf Jahren lernte Adrian (der sich nach der Weise des gemeinen Volcks in Holland nur nach seinem Vater Adrianus Florentius nannte) mit großer Geschwindigkeit lesen. Da er dem Lehrmeister alle Buchstaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worinne sie standen, verächtlich fort, und versicherte seinem Vater, sein Lehrmeister kenne die Nahmen der Buchstaben nicht so gut als er, und brauche nun selbst Unterweisung. Dieser gab ihm daher den scherzhaften Nahmen Magister Adrian, der ihm lange verblieb. Zu Deventer oder zu Zwoll erlernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit; er ließ immer seine Mitschüler weit hinter sich zurück. Hierauf ward er auf die hohe Schule zu Löwen geschickt: und weil ihn seine Mutter in dieser Entfernung nicht mit erhalten konnte, erlangte er eine Freystelle in einem der dortigen Collegien. Sein Fleiß war daselbst ungemein: man sah ihn oft des Nachts an dem Scheine der Lichter, welche die Kirchen und Straßen erleuchteten, lesen. Besonders ergab er sich der Philosophie mit dem größten Eifer. Er wurde während dieser

Bemü-

Bemühungen im Jahr 1488. zum Magister der freyen Künste ernannt, und bald darauf war zu Löwen niemand, der an philosophischer und mathematischer Wissenschaft mit ihm verglichen werden konnte. In der Mathematik hatte er die schwersten Lehren ohne fremde Hülfe eingesehen. Als daher der berühmte gelehrte, Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien, auf einer Reise nach Löwen kam, und verlangte, man möchte ihm irgend einen scharfsinnigen Philosophen zur Unterredung ausuchen, empfol man ihm den Adrian. Er bewunderte auch die Gaben desselben so sehr, daß er von ihm begehrte, er möchte ihm die Stellung der Gestirne zur Zeit seiner Geburt abgezeichnet übersenden, um ihm, wie man sagt, die Nativität daraus zu stellen. Adrian that solches jedoch nicht: entweder aus Bescheidenheit, oder weil er glaubte, daß Hermolaus länger zu Löwen bleiben würde.

Darauf wandte er sich zur Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, und zur bürgerlichen sowohl als päbstlichen Rechtsgelehrsamkeit. Er las fast alle Kirchenlehrer, ingleichen die scholastischen Schriftsteller, und die Ausleger der Rechte: auch in diesen Wissenschaften kam er zu einer ausnehmenden Stärcke. Nichts fehlte ihm mehr als Uebungen der Dichtkunst und Beredsamkeit: und nur diese Nahrung oder Bildung seines Geistes verschmähte er. Man glaubt, daß seine natürliche Ernsthaftigkeit, und die Abneigung gegen die freyern Scherze der Dichter, das meiste dazu beygetragen haben. Bey dieser Anstrengung seiner Kräfte gieng er doch niemals bis zur Ermüdung, und beobachtete immer eine genaue Ordnung, um heiter zu bleiben; so daß

er auch nur aus sehr dringenden Ursachen nach der Abendmahlzeit gelehrte Beschäftigungen übernahm.

Beliebt und hochgeschäzt wegen dieser Fähigkeiten, auch wegen seiner ausnehmenden Leutseeligkeit und Höflichkeit, lehrte er nunmehr zu Löwen mit großem Beyfall. Die Herzoginn von Burgund Margaretha, Wittwe des Herzogs Carl, den man ihr, als einer wohlthätigen Gönnerinn der Gelehrten, empfolen hatte, ließ ihn im Jahr 1491 auf ihre Kosten Doctor der Theologie werden, nachdem er schon mehrere Jahre öffentlicher Lehrer dieser Wissenschaft gewesen war. Sie ertheilte ihm zugleich, alles für ihn sehr unvermuthet, die Stelle eines Predigers in der Stadt Goeree in Seeland, mit einer ansehnlichen Besoldung. Diese ließ er nicht nur, weil er Löwen nicht ganz verlassen durfte, durch einen geschickten Mann verwalten, den er reichlich belohnte; sondern besuchte auch seine Gemeine jährlich öfters, und erfüllte alsdenn jede Pflicht seines Amtes bey derselben.

Nach einiger Zeit wurde er zum Dechant der Domherren zu Löwen gewählt, mit welcher Würde das Amt eines Vicekanzlers der Universität verbunden war. Nun machte er es sich mehr als jemals zur Vorschrift, noch nachdrücklicher durch ein lehrreiches Leben, als durch Ermahnungen, die Geistlichkeit, deren Oberhaupt er war, zur Tugend anzuführen. Er blieb auch jezt, wie bisher, da er weniger Reizungen dazu überwinden durfte, frey von Ueppigkeit und Wollust. Seine Tafel war anständig, aber nicht prächtig besezt; keinen seiner Gäste nöthigte er zum Trincken; nicht einmal von

vor-

vornehmen Herren oder vertrauten Freunden, ließ er sich Gesundheiten zutrincken, obgleich der Wohlstand solches zu fordern schien; auch blieb er nie länger mit seinen Gästen als eine Stunde bey Tische, und sogar einen Theil dieser kurzen Zeit hindurch, ließ er etwas aus der heiligen Schrift vorlesen. So gern er auch sittsame Scherze vorbrachte und auch von andern hörte; so wenig duldete er den geringsten unzüchtigen Flecken in Worten und Handlungen.

Einen solchen Aufseher brauchten seine Domherren: oft gab er ihnen bey der feyerlichen Versammlung scharfe Verweise wegen ihrer Trunckenheit und Spielsucht; besonders wandte er alle Mühe an, die Beyschläferinnen fortzuschaffen, welche sie hielten; aber einige von den ältesten und ansehnlichsten widersezten sich ihm hierinnen so hartnäckig, daß er, zumal da er keine Zwangsmittel in Händen hatte, diese Absicht größtentheils aufgeben mußte. Sie kostete ihm sogar beynahe das Leben: denn eine solche schändliche Gesellschafterinn eines von den Domherren, der ihn zu Gaste gebeten hatte, brachte ihm in der ersten Speise Gift bey; sogleich wurde sein ganzer Körper dadurch erschüttert und verändert; eine heftige Kranckheit folgte darauf, und erst nach vielen Jahren gelangte er wieder zu seiner ersten Gesundheit. Dieses und der Haß überhaupt, den ihm seine Strenge zuzog, machten endlich, daß er sich begnügte, sein Mißfallen über die Ausschweifungen der Domherren zu bezeigen. Zugleich aber sagte er, die Schuld davon, daß dieselben im Schwange giengen, sey nicht den Vorstehern der Stifter beyzumessen, welche über Leute gesezt würden, bey denen die Laster zur Gewohnheit worden wären; sondern den Bischöfen und ihren Verwe-

sern, weil sie ohne alle Untersuchung des geführten Lebens und Prüfung einem jeden den Zutritt zum geistlichen Stande verstatteten.

In desto größerm Ansehen hingegen stand Adrian bey allen rechtschaffenen und gelehrten Männern. In den öffentlichen Berathschlagungen der Universität erhielt seine Meinung ordentlich den größten Beyfall. Theologen und Rechtsgelehrten, Pfarrer und Mönche baten sich bey zweifelhaften Fällen seinen Rath häuffig aus. Wenn eine Zwistigkeit von niemanden beygelegt werden konnte, war er es, der sie glücklich endigte; und oft brachten diejenigen, welche glaubten, daß ihnen durch den Ausspruch einer niedern Obrigkeit Unrecht geschehen sey, ihre Sache vor ihn: er verbesserte sodann meistentheils das Urtheil, welches zuweilen sehr ansehnliche Männer wider die Billigkeit gefällt hatten, ohne sich um den Zorn derselben zu bekümmern. Aus Holland, Flandern, Hennegau, Seeland, und andern benachbarten Ländern wandten sich ungemein viele an ihn, um seine weisen Gutachten zu nützen. Außer dem akademischen Lehrstuhl betrat er auch manchmal die Kanzel nicht ohne Ruhm; wiewohl die Fertigkeit auf derselben zu lehren, aus einer schon gedachten Ursache, bey ihm nur mittelmäßig war. Aber seine Vorlesungen, die er mit ausnehmender Gründlichkeit und Anmuth hielt, gereichten ihm insonderheit zur Ehre, und wurden selbst von gelehrten und angesehenen Männern besucht. Bey den akademischen Streitübungen zeigte er die seltne Kunst, mit wenigen Worten die Hauptsache dergestalt zu treffen, daß dem Gegner fast nichts zu sagen übrig blieb: und er wuste den schlechtesten Einwürfen einen grossen Schein von Stärcke zu ertheilen.

Da er um diese Zeit beträchtliche Einkünfte besaß, entschloß er sich aus Liebe zum gemeinen Besten, und danckbar für die in einem Collegio der Universität genossenen Wohlthaten, selbst ein solches öffentliches Gebäude aufzurichten. Gleichwohl lachten viele, als er den Bau desselben anfieng, darüber, weil sein Vermögen zu einem solchen Aufwande immer noch unzulänglich zu seyn schien. Er aber sah vermuthlich mehr auf die Größe seines edlen Entwurfs, und hoffte vielleicht auch, daß derselbe von andern würde unterstüzt werden. In diesem Collegio sollten arme Jünglinge, die sich der Theologie ergaben, nachdem sie sich in den Vorbereitungswissenschaften bereits geübt hatten, frey unterhalten werden. Er wandte alles Geld, dessen er entrathen konnte, auf dasselbe, und hinterließ ihm auch in seinem Testamente ein starckes Vermächtniß. So kam es endlich gegen das Ende seines Lebens zu Stande: es führt noch den Nahmen des päbstlichen Collegii. Bald darauf, nachdem es zu einiger Vollkommenheit gebracht worden war, reiste der Cardinal Carvajal, als außerordentlicher Gesandter des Pabstes, durch Löwen, und bewunderte es, mißvergnügt über sich selbst, daß er eine so treffliche Unternehmung, auf die er schon lange bedacht gewesen war, noch nicht hatte ausführen können, da sie indessen ein Mann von weit geringern Glücksumständen, so rühmlich vollendet hatte. Carvajal, der zugleich den Adrian um vieler andern Ursachen willen seiner Hochachtung und Liebe würdig fand, empfol ihn, da er nach Rom zurückgekommen war, dem Pabste Julius dem Zweyten so eifrig, daß ihn dieser mit den vortheilhaftesten Bedingungen an seinen Hof rief. Adrians Neigung würde ihn auch dahin geführt

haben:

haben: denn ob er gleich zu Löwen mit vielem Vergnügen unter seinen gelehrten Freunden lebte; so hatte doch eine Stadt noch mehr reizendes für ihn, in welcher ein so großer Zusammenfluß von Geistlichen aus ganz Europa anzutreffen war. Aber ein Antrag von einer ganz unähnlichen Art, dem er nicht widerstehen konnte, riß ihn an einen andern Hof, in die große Welt und zu Beschäftigungen hin, zu denen er sich niemals bestimmt hatte.

Ende des vierten Theils.

Verbesserungen.

S. 187. Z. 12. ist an Statt der Worte: Beyde hat bis zu übertreffen gesucht, zu lesen: der ehemalige — Varenne, hat vermuthlich in seiner H. de Const. le Gr. etc. alle seine Vorgänger bey dieser Geschichte zu übertreffen gesucht.

S. 282. Z. 25. ist an Statt Kapellen zu lesen Kapelle.

S. 305. Z. 20. 21. ist statt nicht gehört werden konnten zu lesen: nicht hätten gehört werden sollen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schröckh, Johann Matthias,

Allgemeine Biographie

Bd.: 4

Berlin (1772)

Biogr.c. 301-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070908-9
VD18 90124359